



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

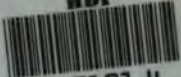
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

HDI



HW 2151 4

28.26.1

FA 11.1

KE 4869



28. 26. 1.





Friedrich Gottlieb
Klopstock

J. H. Bernigeroth sculp.

Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zwenten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
verlegt Johann Gottfried Dyck,

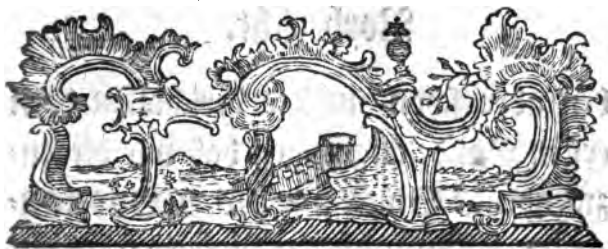
1757

~~FA24~~

~~PGerm 129.1~~

~~FA 147~~

KE 4809



Vorbericht.



Da wir den zweyten Band unserer Arbeit anfangen, sehen wir uns zugleich genöthiget, ein kleines Mißverständniß in dem ersten zu verbessern. Es sind nämlich S. 15 in der vorläufigen Nachricht aus Versehen die Worte stehen geblieben, daß die zum Preise einzusendende Trauerspiele bis zu Ende des istslaufenden Jahres angenommen werden sollten. Dieß war bey dem ersten Abdrucke der vorläufigen Nachricht, von dem Jahre 1756 zu verstehen. Wir haben

Vorbericht.

ben aber schon im Vorberichte zu dem ersten Bande angezeigt, daß wir die einzusendende Stücke nur bis zu Ausgange des Weinmonats dieses 1757sten Jahres annehmen können. Weil sich jemand an diese Zweideutigkeit gestoßen hat, so haben wir sie erklären wollen, und ersuchen übrigens diejenigen, welche noch Stücke zum Preise einschicken wollen, die Uebersendung derselben zu beschleunigen.

Von der Uebersetzung der in diesem Stücke befindlichen Abhandlung des Grafen von Shaftesbury müssen wir, wegen gewisser Leute erinnern, daß sie mit Vorsatz, auf eine freye Art gemacht ist, die sich mehr bemühet, die Gedanken als die Worte des Verfassers in unsere Sprache überzutragen. Unsere Uebersetzung war bereits abgedruckt, als uns ein Freund benachrichtigte, daß von dieser Abhandlung bereits in dem 7ten Bande des

Vorbericht.

des Neuen Büchersaals eine Uebersetzung befindlich sey. So unangenehm es uns im Anfange schien, daß wir auf solche Art, unwissender Weise, eine schon von einem andern unternommene Arbeit, nochmals verrichtet haben sollten, so wenig haben wir Ursache gefunden, unsere von neuem angewendete Arbeit zu bereuen, nachdem wir die Uebersetzung in dem Neuen Büchersaale selbst nachgelesen hatten. Der Verfasser derselben verräth eine gänzliche Unwissenheit in der Malerey, und hat dabey entweder so wenig Einsicht, oder so wenig Geduld gehabt, daß seine Perioden, die er den Worten nach, und noch dazu sehr oft falsch übersetzt, öfters gar keinen Verstand haben; hiezu kömmt eine sehr seichte Kenntniß der Engländischen Sprache, und dieses zusammen ist Schuld, daß fast keine Seite ohne lächerliche und grobe Fehler ist. Z. E. wenn Shaftesbury sagt, der Künstler werde die Tugend nicht

Vorbericht.

als eine bloße Zänkerin (mere Scold) vorstellen, so sagt unser Uebersetzer, ohne sein Original zu verstehen: Zauberinn Chastebury redet von einem Maler, der da weiß, was zu einem Stücke (Piece) gehört, und also Kenntniß von einem Ganzen und dessen Theilen hat; sein unverständlicher Uebersetzer aber setzt Hauptstück. Vom Chastebury, zum Lobe der Maleray in Vergleichung mit der bloßen Zeichnung, sagt: sie bemühet sich offenbar die Sinne zu trübsen (the Art of Painting aspires in a directer manner towards Deceit), so verwandelt der Uebersetzer dieses Lob in eine häßliche Verläumdung der Maleray, indem er von ihr sagt, sie suche noch ausdrücklicher, uns zu verführen. Truth of appearance (Wahrscheinlichkeit entgegen gesetzt, der Truth of History oder Wahrheit) ist ihm: Die Wahrheit der Gestalt. Specious appearance of the objects (das scheinbare Daseyn

Vorbericht.

Dasjen der Gegenstände) heißt er eine ausdrückliche Vorstellung. Falsch (ein falscher Geschmack), dünkt ihm eine falsche Erhöhung * zu seyn. Plastik arts. (die abbildenden oder nachahmenden Künste) übersetzt er durch Gypsarbeiten — —

Ohe! iam satis est — —

Die Fabel von dem Urtheile des Herkules ist schon von zwey berühmten Künstlern, nämlich vom Julius aus Rom und Annibal Caraccio, gemallet worden. Den Kupferstich, welcher nach des ersten Gemälde vermuthlich von Adam gemacht worden, führet der sel. Hr. Prof. Christ in seiner Auslegung der Monogrammatum S. 106 an, er ist uns aber nicht zu Gesichte gekommen. Das Gemälde des Annibal, welches in dem Garneffischen Pallaste befindlich ist, hat Peter Aquila in Kupfer gebracht. Man verkennt

4

Er hat vielleicht Relifh mit Relievo verwechselt.

Vorbericht.

kennet auch in diesem Stücke die dem großen Meister eigene malerische Zeichnung nicht, aber in Absicht auf die Composition kann man es wohl, ohn den übrigen Verdiensten des Annibal zu nahe treten zu wollen, dem von dem Grafen von Shaftesbury angegebenen Stücke, nachsetzen. Herkules ist in der Mitte sitzend vorgestellt, und sein zweifelhaftes Nachdenken ist wohl ausgedrückt; die beyden Göttinnen aber sind stehend vorgebildet, und durch nichts contrastiret, als durch die verschiedene Stellung. Der Augenblick, den der Vater hat vorstellen wollen, möchte schwer auszufinden seyn, denn jede der Göttinnen weist auf ihren Weg, und beyde scheinen zu reden. Eine episodische Figur eines neben der Tugend sitzenden alten Mannes mit einem Lorbeerkränze auf dem Haupte und mit einem Buche in der Hand, deren Bedeutung man nicht wohl errathen kann, ist, wenn sie auch (wie es scheint) eine

Vorbericht.

eine allegorische Bedeutung haben sollte, nicht allzuwohl angebracht, weil sie den Begriff einer ganz einsamen Gegend zerstöret — Keines von diesen beyden Gemälden scheint dem Grafen von Shaftesbury bekannt gewesen zu seyn.

Wir empfehlen unsere fernere Bemühungen der geneigten Beurtheilung der Leser. Berlin den 1 Weinmonats 1757.

Die Verfasser.



Inhalt.

Inhalt.

- I. Shaftesbury über das Gemälde vom Urtheil des Herkules S. 1
- II. Basjedows Lehrbuch profaischer und poetischer Wohlredenheit. S. 57
- III. The Pleasures of Imagination a Poeme by Akenside S. 91
- IV. Historische Lobschrift des weiland Freyherrn von Wolf S. 125
- V. D. Carl Goldoni Lustspiele S. 133
- VI. Lettre à un amateur de la Peinture S. 200
- VII. Der Tod Adams, ein Trauerspiel S. 212
- VIII. Vermischte Nachrichten S. 225



Inhalt.

- I. Betrachtungen über das Erhabene und das Naive in den schönen Wissenschaften S. 129
- II. Fortsetzung und Beschluß des Auszugs aus des Hrn. von Hagedorn's Eclaircissement historiques sur la Peinture S. 267.
- III. Le Commedie del Dottore Carlo Goldoni Tomo secondo S. 303.
- IV. Principes pour la Lecture des Orateurs S. 336
- V. Die Idyllen Theokrits, Moschus und Bionis, aus dem Griechischen übersetzt S. 366
- VI. The present State of the Arts in England by Mr. Rouquet S. 396

Vermischte Nachrichten.

Aus Berlin.

- Drey Kupferblätter von Schmidt nach Rembrandt S. 417.
- Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern in Kupfer gebracht von D. und H. Kode S. 419
- Pygmalion und Elise gestochen von Kauls nach Kode S. 420
- Loß Anleitung zur Singkunst S. 422
- Warpurgs historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Russk zweyter Band und des dritten Bandes 1stes bis viertes Stück S. 422
- Heinrich der Vogler Versuch eines Heldengepichts von dem Verfasser des Hermann S. 422

Aus

Inhalt.

Aus Dresden.

- Sieben Kupferblätter von Dieterich S. 423
Die Bestimmung Christi von Deser nach S. van den
Eekhout S. 424
Ewalds Lieder und Sinngedichte S. 425

Aus Leipzig.

- Te Deum laudamus postea in Musica da C. E. Graun S. 426
Sinfonia aus d dur von ebendenselben. ibid.
Sinfonia dell' opera la Diavolessa von Galuppi.
Marpurgs Raccolta delle piu nove composizioni di Cla-
vicembalo auf's Jahr 1757. S. 427

Aus Breslau.

- Die Renschmer ein Schauspiel S. 427

Aus Augspurg.

- Bildniß S. E. des Bischoffs von Cosnitz von Bodensche S. 429
Programma der Kaiserl. Akademie der freyen Künste ibid.

Aus Wien.

- Bildniß Herrn M. v. Neptens von Haib S. 430

Aus Zürich.

- Fabeln der Minnesinger.
Chriemhilden Rache und die Klage zwey Heldenge-
dichte S. 430

Aus Paris.

- La Menagere hollandaise gestochen von Will nach S. Dore S. 431

- Bildniß der Prinzessin Victoria von Frankreich, gesto-
chen von Gaillard nach Rattier S. 432

Aus London.

- Rabners Satyrische Briefe ins Englische übersetzt S. 434
Nachschrift. 436



I. Betracht.



P. de Matthæis Pinx.

W. Kneller Sc. Berni. 1757

I.

Des Grafen von Shaftesbury

Betrachtungen über ein historisches Gemälde von dem Urtheil des Herkules, welches nach einer Erzählung des Proditus, im zweiten Buche von Xenophons Merkwürdigkeiten des Sokrates, entworfen worden.

(Aus dem Engländtschen übersetzt.)

Wir haben bey der freyen Uebersetzung dieser Schrift eines großen Geistes, der jeden als ein vortrefflicher Weltweise, nur wenigen aber als ein feiner Kenner der schönen Künste bekannt ist, die Absicht, unsere Lans
 Bibl. II. B. I. St. X des

2 Shaftesbury über das Gemälde

besten auf die Werke der schönen Künste überhaupt, und der Malerey insbesondere, aufmerksam zu machen. Der Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste, nebst den besondern Regeln dieser letzteren, sind unter uns so wenigen bekannt, daß die meisten entweder die Werke der schönen Künste, nach den eigenen Regeln der schönen Wissenschaften beurtheilen, und daher falsch urtheilen, oder von dem Schönen in den Werken der Künste gar keinen Begriff haben, also gar nichts dabey empfinden, und noch weniger im geringsten davon zu urtheilen wissen. Sie sehen die Malerey vielleicht vor ein artiges Spielwerk an, welches von dem Künstler zwar viel mechanische Geschicklichkeit, aber wenig Nachdenken erfordere, und bey der man also auch wohl auf einen Augenblick einiges Vergnügen empfinden könnte, welches aber mit dem gründlichen Vergnügen, das aus den schönen Wissenschaften entspringt, auf keine Weise in Vergleichung gesetzt werden müsse. Leute von dieser Art werden aus der folgenden Abhandlung erkennen können, wie viel zu einem guten historischen Gemälde gehöre. Es wird darinnen von den gemeinsten Regeln der historischen Malerey, bis zu sehr feinen Bemerkungen fortgegangen, welche auch manchem geübten Kopfe hätten entweichen können.

Diejenigen von unsern Lesern, welche Kenner der Malerey sind, werden sich also hoffentlich nicht daran stoßen, oder es für unnöthig halten, daß sie hier die gemeinsten Regeln eines historischen Gemäldes wiederholt finden: so sehr wir uns bey den schönen Wissenschaften, von denen die ersten Gründe den meisten von unsern Lesern bekannt seyn

seyn müssen, hüten; dasjenige was schon oftmals gesagt ist, zu wiederholen, so nöthig finden wir es bey den schönen Künsten, und insbesondere bey der Malerey, deren erste Gründe, sehr vielen von uns fern seyn gewiß, sehr unbekant sind. Wir werden uns auch ins künfftige bemühen, sie immer mehr auf dieselbe zu führen; wir haben es aber am bequemsten gehalten, den Anfang mit einer Abhandlung zu machen, welche ihnen Gelegenheyt giebt, die Regeln sogleich auf ein einzelnes Exempel zurückzuführen, und Betrachtungen darüber anzustellen. Sie ist in dem dritten Theile der Characteristicks S. 345 der im Jahr 1737 zu Lodon in groß Octav herausgekommnen Ausgabe, befindlich. Der berühmte Verfasser entwarf bey seinem Aufenthalte in Italien im Jahr 1712 diese Gedanken über die Stelle des Xenophon, welche wir unten anführen wollen, wornach er nachher von einem geschickten Maler eine Zeichnung, nachher einen colorirten Entwurf oder Esquisse, und endlich ein Gemälde in etwas mehr als Lebensgröße machen ließ, welches vermuthlich noch in England befindlich seyn wird. Der Kupferstich, welcher zu Erläuterung der Abhandlung unentbehrlich war, ist in eben der Größe, als wir ihn von einer geschickten Hand nachgestochen liefern, in der gedachten Ausgabe der Characteristicks befindlich. Wo uns der Verfasser zu irren geschienen, und zuweilen aus einer sonst richtigen Theorie nur etwas zu geschwind gefolgert hat, haben wir solche Stellen durch Anmerkungen zu erläutern gesucht. Wir wollen nun noch die ganze Erzählung hersetzen, worauf sich das betrachtete

Gemäldegründe: es wird dieses nicht allein zur Erläuterung der Abhandlung selbst dienen, sondern es wird auch seinen ungezweifeltm Nutzen haben, weil junge Künstler daran ein Muster nehmen können, wie man nach dem Beispiel unsers Verfassers aus einer jeden Geschichte den zur Malerey bequemen Zeitpunkt herausziehen muß. Es wird dienen zu beweisen, mit wie vieler Beurtheilung der berühmte Verfasser den dritten Zeitpunkt der Geschichte gewählt hat, und kann auch Anleitung geben, wofern etwa ein Künstler einen Versuch machen wollte, einen andern Zeitpunkt dieser Geschichte zu malen. Sie ist in dem zweiten Buche von Xenophons Merkwürdigkeiten des Sokrates enthalten. Sokrates hatte eben von der Ungezweiffung eines Fürsten geredet:

„Endlich, fuhr er fort, damit ich dir desto deutlicher beweise, daß es gut sey zu arbeiten, so ist es eine gemeine Regel in den Schulen und wo man die Jugend zu erziehen pflaget, daß der Müßiggang und alle Belustigungen, welche man alsobald in einem Augenblicke empfinden kann, dem Leibe schädlich sind, und dem Gemüthe nichts lehren, was die Mühe belohnet. Allein durch Mühe, Arbeit und Geduld bahnet man sich den Weg zu den rühmwürdigsten und tugendhaftesten Thaten. Dieses ist allezeit die Meinung weiser Leute gewesen; Hesiodus sagt daher an einem Orte:

Es

* Wir bedienen uns der Uebersetzung des Thomastius, wobey nur einige Stellen und Kleinigkeiten in der Schreibart geändert sind.

»Es ist ganz leicht ein faules, müßiges Leben zu
 »führen, der Weg ist ganz gerade und du darffst
 »nicht weit gehen; allein der Weg der Tugend wird,
 »durch Verordnung der Götter, von Mühe und Ara-
 »beit bewacht, er ist lang und sehr beschwerlich, und
 »man trifft darauf nichts als Dornen; und unanga-
 »bare gähe Felsen an; allein wann man einmal
 »diese Mühe überwunden hat, und auf den Gipfel
 »des Felsen gelanget ist, so ist der übrige Weg sehr
 »angenehm und lustig. Gleichermesse sagt Epic-
 »urismus: Die Götter verkaufen ihre Gaben um
 »Arbeit; und an einem andern Orte: Trachte doch
 »nicht so ämsig nach einem bequemen und müßigen
 »Leben, dann ich fürchte faust, du werdest dir damit
 »ein mühsames und verdrüßliches über den Hals
 »laden. Der weise Proditus ist auch dieser Mei-
 »nung; dann er sagt, wo ich nicht irre, folgendes
 »in seinem Buch von dem Leben des Hercules,
 »daß Hercules, als er die Kinderschuhe abgelegt,
 »und nun in das Alter getreten war, in welchem
 »junge Leute anfangen, ihre eigene Herren zu sehn,
 »sich habe an einen entlegenen Ort, begeben, und
 »dieselbst tieffinnig nachgedacht, ob er ein faules und
 »müßiges, oder ein arbeitsames Leben erwählen soll-
 »te. Als er nun in großem Zweifel gestanden, wo-
 »zu er sich entschließen sollte, hätte er zwen Frauen-
 »zimmer von großer Statur erblicket, welche auf
 »ihn zuginen. Die eine hatte ein wohlgestaltetes
 »und freyes Gesicht; alle ihre Reizungen waren
 »natürlich; sie war sauber und reinlich gekleidet, ihr
 »re Augen waren züchtig, ihr Betragen sittsam, ihr
 »Gewand weiß. Die andere war stark und obflig

6 Shaftesbury über das Gemälde

von Leibe, und schien sehr zärtlich zu seyn; sie hätte sich sehr geschminkt, damit sie weißer und röther scheinen möchte als sie war; sie zwang ihre Gestalt ganz metklich, damit man sie für länger halten sollte, als sie war; ihre Blicke waren kühn und unverschämzt; ihre Kleidung war solchergestalt eingerichtet, daß man ihre Schönheit durch dieselbe erblicken konnte. Sie besah sich selbst sehr oft, und gab Achtung, ob man sie auch ansähe, ja sie sahe zum öftren hinter sich nach ihrem eigenen Schatten. Als sie nicht weit von dem Herkules waren, wollte diese letztere der ersten zuvorkommen, die stets ganz sittsam und ernsthaft fortging, und lief daher in geschwinde Eil zu dem Herkules, und redete ihn folgendermaßen an: Ich sehe Herkules, daß du zweifelhaft bist, was du für eine Lebensart ergreifen sollst; wann du es mit mir halten und mir folgen wollst, so will ich dir den allerangenehmsten und leichtesten Weg zeigen, es soll kein Vergnügen auf der Welt seyn, das ich dir nicht geben will, und du sollst deine ganze Lebenszeit über, nichts von Verdruß und Arbeit wissen. Du sollst dich weder um den Krieg noch um die beschwerlichen Staatsgeschäfte bekümmern; du sollst bloß essen und trinken, deine Augen weihen, deine Ohren vergnügen, wohlriechende Sachen zum dich haben, angenehme Dinge anrühren, einer vergnügten und beneidenswürdigen Liebe pflegen, und endlich sollst du dieses alles ohne einige Mühe genießen. Wann du etwa befürchtest, es werde dir an Mitteln mangeln, diese Sachen allezeit zu verhalten, so darfft du nicht meinen, daß du es dir

werdest

»werdest dürfen lassen sauer werden, oder mit dem
 »Leibe oder Gemüth arbeiten, um dir den Genuß ders
 »selben zu Wege zu bringen; andere Leute werden
 »für dich arbeiten müssen, und du wirst nur die Ge
 »legenheit ergreifen, dir ihre Arbeit zu Nutze zu
 »machen. Dann ich gebe allen denen, welche es
 »mit mir halten, freye Macht und Gewalt, von an
 »dern dasjenige, was ihnen Vergnügen bringt, zu
 »nehmen. Als Herkules solches hörte, sagte er:
 »O Frau! Was für einen Namen hast du? Wor
 »auf sie antwortete: meine Freunde nennen mich
 »die Glückseligkeit, aber die mich hassen, nennen
 »mich, verläumderischer Weise, die Wollust. In
 »zwischen hatte sich die andere Frauensperson ge
 »näheret und sagte; Ich komme o Herkules zu dir,
 »weil ich deine Aeltern kenne, und an dir löbliche
 »Neigungen und Uebungen, von Kindheit an, be
 »merkt habe. Daher hoffe ich, du werdest meinen
 »Weg betreten, und nicht säumen, edle und vortreff
 »liche Thaten zu verrichten, dadurch du mir sowohl
 »Ehre machen, als unter den rechtschaffenen Leuten
 »hervorscheinen wirst. Im übrigen will ich dich
 »durch süße Schmeicheleyen nicht betrügen, sondern
 »ich will dir die Sachen vorstellen, wie sie an sich
 »selbst sind, und wie sie die Götter verordnet haben.
 »Die Götter haben den Menschen auferlegt, daß sie
 »alles, was vortrefflich und schön in der Welt ist,
 »durch Mühe und Sorge erwerben sollen. Dann,
 »willst du, daß dir die Götter gnädig seyn sollen, so
 »mußt du sie ehren und anbeten. Willst du den Bey
 »stand deiner Freunde genießen, so mußst du sie durch
 »gefällige Dienste gewinnen. Du mußt durch dei
 »ne Thaten ganze Nationen verpflichten, dir Ehre

8 Shaftesbury über das Gemälde

»zu bezeugen, und dich bemühen, dem ganzen Grie-
»chenland große Dienste zu thun, wann du willst,
»daß dich ganz Griechenland ehren soll. Wann
»du die Früchte der Erde genießen willst, so mußte
»du sie sorgfältig bauen. Du mußt deine Heerde
»wohl warten, wann du dich dadurch zu bereichern
»gedenkest. Willst du durch Krieg dich groß ma-
»chen, so mußt du dich bemühen, deine Freunde zu
»vertheiligen, und deine Feinde zu besiegen. Du
»mußt die Kriegskunst von tapfern Befehlshabern
»erlernen, und wann du die Wissenschaft davon er-
»langest hast, dieselbe anzuwenden suchen, und end-
»lich wann du deinen Leib willst geschützt machen,
»dasjenige zu verrichten, was du begehrest, mußt
»du denselben durch Schweiß und Arbeit dazu ge-
»wöhnen. Aber die Wollust fiel ihr (wie Prodi-
»kus erzählt) in die Rede und sagte: du hörst, o
»Herkules, was sie dir für einen rauhen und ver-
»drüßlichen Weg zur Glückseligkeit vorschlägt;
»ich aber zeige dir einen leichten und angenehmen
»Weg zum Vergnügen. Worauf die Jugend ant-
»wortete: O Unglückselige, wie kannst du doch von
»Vergnügen reden, da du dir nicht die geringste
»Mühe nimmst, dir solches zu verschaffen, und da
»du dich in den Ergötzungen herumwälzest, ehe du
»noch eine Begierde dazu empfindest. Du issest
»ohne Hunger, du trinkest ohne Durst. Du mußt
»viel Köche haben, um Appetit zum Essen zu be-
»kommen; du trinkest nicht, wann man dir nicht die
»kostbarsten und seltensten Weine verschaffet, und
»wann du nicht im Sommer Eis die Fülle hast.
»Du begnügest dich nicht an gemeinen Betten, wann

»du schlafen willst; sondern du mußt das allerloß-
 »barste und ausgeschmückteste Lager haben; denn
 »du schläfest nicht, um von der Arbeit auszuruhen,
 »sondern aus Trägheit, damit dir die Zeit nicht lang
 »werde, weil du nichts thun willst. Du gebrauchst
 »dich der Liebe, nicht um der natürlichen Nothwend-
 »igkeit eine Genüge zu thun, sondern du bedienst
 »dich vieler Erfindungen schändliche Lust zu erwecken.
 »Die Nacht bringst du in unzähligen Wollüsten, und
 »den Tag mit einem verächtlichen Schlafe zu. Du
 »bist zwar unsterblich, aber die Götter haben dich
 »aus ihrer Gesellschaft verstoßen, und unter den
 »Menschen haben alle vortreffliche und rechtschaffene
 »Leute einen Abscheu vor dir. Du rühmest dich
 »zwar glücklich zu seyn, nichts destoweniger aber
 »hast du niemals gehört, was den Ohren das größ-
 »te Vergnügen zu geben pfleget, nämlich daß man
 »von andern gerühmet wird; du hast niemals ge-
 »sehen, was das angenehmste ist, nämlich ein Werk,
 »das man selbst mit seinen Händen verfertigt hat.
 »Wer wollte daher wohl deinen Worten glauben,
 »und wollte so thöricht seyn, sich in die Gesellschaft
 »dererjenigen, die dir nachfolgen, zu wünschen. Die
 »Jünglinge sind weibisch, und haben von dem männ-
 »lichen Geschlechte nichts als den Namen, und die
 »Alten sind entkräftet und ohne Verstand. In
 »der Blüthe ihres Alters führen sie ein weichliches
 »und faules Leben, und im Alter sind sie arm und
 »elend; sie schämen sich ihrer vergangenen Thaten,
 »und beklagen ihren gegenwärtigen Zustand; sie
 »bedauern umsonst, daß ihre Glückseligkeit mit ihrer
 »Jugend vorbeigestrichen ist, und daß sie in dem

übrigen Rest ihrer Lebenszeit kein Ende ihres Elendes sehen. Aber ich gehe mit den Göttern und den berühmtesten Leuten um. Ohne mich geschieht nichts vortreffliches, weder im Himmel noch auf Erden. Ich werde von Göttern und Menschen, die mich kennen, allein hochgehalten. Ich leiste den Arbeitern die angenehmste Gesellschaft bey ihrer Arbeit. Den Hausvätern bewahre ich ihr Haus und Vermögen, und beschütze treue Diener und Hausgenossen. Die Friedensgeschäfte helfe ich zu einem glücklichen Ende bringen, und im Kriege kann ohne mich nichts gutes verrichtet werden. Keine Freundschaft ist ohne mich dauerhaft, dann ich einzig und allein gebe ihr das Leben. Meine Freunde stellen keine kostbaren Gastereien an, aber sie essen und trinken mit Vergnügen, weil sie Hunger und Durst haben. Der Schlaf ist ihnen unendlich süßer als denen, die nicht arbeiten; nichts desto weniger können sie ungezwungen, sich desselben zu rechter Zeit entschlagen, und versäumen seinetwegen nicht die geringste Gelegenheit, ihr Amt, und ihre Schuldigkeit in Acht zu nehmen. Die Jünglinge haben das Vergnügen, daß sie von den Alten gelobet werden; die Alten aber, daß ihnen die Jünglinge die größte Ehre erweisen. Das Andenken der vergangenen rühmlichen Thaten ergötzet sie so sehr, als der glückliche Ausgang der gegenwärtigen. Solchergehalt sind sie durch meinen Beistand von den Göttern begnadiget, von den Freunden geliebet, von ihrem Vaterlande geehret, und wann sie sterben, so stirbt ihr Gedächtniß nicht mit ihnen, sondern ihr rühmliches Andenken

»Ihr bleibet in dem Gedächtnisse aller Menschen:
 »Du kannst also, o Herkules, zu Sohn vortrefflicher
 »Ältern, diese große Glückseligkeit genießen, wann
 »du demjenigen folgen willst, was ich gesagt habe.»

»Dieses sagte, nach der Erzählung des Prodi-
 »kus, die Tugend zum Herkules. Er wird es un-
 »sehlbar mit schättern Worten und mit größern Aus-
 »zierungen vorgetragen haben, als ich. Doch dem-
 »sey wie ihm wolle, so mußt du, o Aristippus! dies-
 »ser Lehre folgen, und von nun an für die künftige
 »Zeit deines Lebens zu sorgen anfangen.»

Das Urtheil des Herkules.

Einleitung.

Ehe wir anfangen die vor uns habende historische
 Zeichnung zu untersuchen; so müssen wir be-
 merken, daß wir durch das Wort Gemälde, (Ta-
 blature) ein Werk verstehen, welches nicht allein
 von einem bloßen Bildniß (Portraiture) unter-
 schieden ist; sondern auch von allen den freyen Ar-
 ten der Malerey, welche auf gewisse Weise uncin-
 geschränkt und an nichts gebunden sind; so wie
 z. B. die Frescomalereyen an Wänden, Platfonds,
 Treppen, Kuppeln und andern in die Augen fallens
 den Plätzen *, in Kirchen oder Pallästen.

Doch

* Die Malereyen al Fresco, an Wänden u. d. gl.
 können ebenfalls auch Gemälde vorstellen, und man
 hat sonderlich an verschiedenen berühmten Platz-
 fonds und Kuppeln die vortrefflichsten Beispiele
 davon. Der Verfasser redet hier aber nur von des
 nemica

22 **Chäpitol** über das Gemälde

... Doch muß man auch wissen, daß die bloße Form und Größe des Tuchs oder der Einfassung, nicht ein Stück oder Gemälde ausmacht, indem ein Werk von dieser Art, auf jede Fläche gemalt werden kann, welche geschickt ist, Farben anzunehmen, und in alle Arten von Formen gefaßt, flechtigen vieredig, eckig oder rund seyn. Aber alsdann geben wir einem besondern Werke den Namen eines Gemäldes, wann es in der That ein einziges Stück ist, in einem Augenpunkt zusammenbegriffen, und zu einem einzigen Werkstand, Absicht und Zwecke eingerichtet; so daß es durch die wechselseitige und nothwendige Beziehung seiner Theile auf einander, ein wirkliches Ganze ausmacht, eben so wie die Verbindung der Glieder einen Körper ausmacht. Daß man also eine Malerey, woran eine Anzahl von Figuren verschiedentlich, und ohne Absicht auf die besagte Vereinigung und Beziehung, zusammengestellt sind, eben so wenig ein Stück oder Gemälde nennen kann, so wenig eine Malerey jemandes Bildniß seyn würde, welche auf einer Leinwand dessen Füße, Nase und Augen vorstellte, aber ohne sie in ihrer gehörigen Verhältniß und Stellung mit einander zu verbinden.

Diese Ordnung muß sogar auch in den niedrigsten Gattungen der Malerey beobachtet werden: ein bloßer Blumenmaler muß die Form seiner Festons wohl anzuordnen wissen, er muß sich ferner verschiedener Arten von Vasen, Blumentöpfen, Gesimsen, Fußgestellen und dergleichen gebrauchen, welche ihm neuartigen, worinn keine Composition zu finden ist, und welche bloß die Stelle der Zierrathen vertreten. Anmerkung des Uebersetzers. Google

ihm als Hülfsmittel dienen, eine Reinigung und allgemeine Masse hervorzubringen, welche er dann weiter nach den Regeln der Perspectiv, und in Absicht sowohl auf die verschiedene Gestalt und Lage der Blumen, als auf die Uebereinstimmung der Farben, welche aus dem Ganzen entspringet, einrichten muß: weil dieses das einzige Mittel ist, sein Werk des Namens einer Composition, oder eines wirklichen Stücks würdig zu machen.

Um destomehr ist dieses auf die Historienmalerey anzuwenden, durch welche nicht allein Menschen, sondern auch menschliche Sitten und Leidenschaften vorgestellet werden. Hier muß die Einheit des Zweckes nach den richtigen Regeln der Dichtkunst mit besonderer Genauigkeit beobachtet werden; damit in der Vorstellung einer jeden Geschichte die Wahrscheinlichkeit (welche in den schönen Künsten anstatt der Wahrheit ist) auf die beste Weise behauptet und unterstützt werden möge.

Dieses wird noch mehr aus der folgenden Untersuchung über ein historisches Gemälde von dem Urtheil des Herkules erhellen, welches sich auf folgende Erzählung gründet: Als Herkules jung war, und sich an einen einsamen Ort begeben hatte, um über die verschiedenen Lebensarten unter welchen er eine Wahl zu treffen hatte, nachzudenken, begegneten ihm die beyden Göttinnen, die Tugend und die Wollust. Von dem Ausgange des Streites dieser beyden Göttinnen, hänget der Charakter des Herkules ab. Man könnte also dieses historische Stück auch allensfalls sowohl die Erziehung als die Wahl oder das Urtheil des Herkules betiteln.

Erste

Erste Abtheilung.

Von der allgemeinen Anordnung des Gemäldes.

Diese Fabel oder Geschichte kann nach der Ordnung der Zeitpunkte auf verschiedene Weise vorge stellt werden:

1) In dem Zeitpunkt, wann die beyden Göt tinnen, die Tugend und die Wollust dem Herku les zuerst begegnen;

2) Wann sie bereits im Streit begriffen sind, oder

3) Wann ihr Streit bereits eine Zeitlang ge währet, und die Tugend die Oberhand zu gewin nen scheint.

In dem ersten Falle muß Herkules nothwendig bey dem ersten Anblick zweyer solcher wunderbaren Erscheinungen bestürzt scheinen. Er be wundert, er betrachtet, aber er ist noch nicht in Streit verwickelt, oder interessirt. In dem zweyten Fall ist er interessirt, getheilt und in Zweifel gesetzt. In dem dritten Fall wird er von den streitenden Leidenschaften bestürmt und mit Gewalt bewegt. Die lasterhafte Leidenschaft wendet ihre letzte Kraft an, um sich desselben zu bemächtigen. Er ist außer sich und suchet mit aller Stärke der Vernunft sich selbst zu überwinden:

Et premitur ratione animus, vincique laborat.

Unter diesen drey Zeitpunkten ist der letzte ge wählet worden, weil er unter den dreyen derjenige ist, welcher am besten dienen kann, den würdigen

Aus-

Ausgang dieses Streits auszubilden, nämlich den folgenden Entschluß des Herkules, und seine Wahl, nach welcher er unter der Anführung der Tugend in einem Leben voll Arbeit und Widerwärtigkeiten, das menschliche Geschlecht von Tyranny und Unterdrückung befreiete. Und ein Gemälde, welches aus diesem Angpunkte vorgestellet wird, kann man, weil es den Ausschlag der Erwägung des Helden vorstelllet, im eigentlichsten Verstande den Ausspruch oder das Urtheil des Herkules benennen.

Man könnte diese Geschichte noch in einem vierten Zeitpunkte vorstellen, nämlich wann Herkules schon ganz von der Tugend gewonnen ist: weil aber die Zeichen seines völlig gefaßten Entschlusses gänzlich in den Stellungen und Geberden des jungen Helden registren müßten, so würde es nicht möglich seyn, seinen Zweifel oder innerlichen Kampf zu schildern; welcher doch hier die vornehmste Handlung machen muß, weil er es auch in einem Gedichte seyn müßte, wo ein guter Dichter diesen Vorwurf abhandeln wollte. Man würde auch eben so wenig die überredende Kraft der Tugend, welche ihre Rede bereits geendigt haben müßte, als die einschmeichelnde Kunst der Wollust schildern können, welche, weil sie alle Hoffnung verlohren hat, nothwendig, misvergnügt und verdrüßlich aussehen muß. Ein Umstand, welcher sich zu ihrem Charakter gar nicht schicken würde.

In der Erzählung dieser Begebenheit des jungen Herkules, wird insbesondere bemerkt, daß die Wollust eilte, um ihre Rede eher anzufangen, als die

16. Thetisburg über das Gemälde

die Tugend, und von dem Herkules auch mit Begehung gehört wurde, weil sie die erste war. Da diese Fabel durchaus philosophisch und morallich ist, so muß dieser besondere Umstand als ein wesentliches Stück betrachtet werden.

In diesem dritten Zeitpunkt also ist Herkules ein aufmerksamer Zuhörer und spricht nicht. Die Wollust hat ausgerufen. Die Tugend spricht noch, sie ist ohngefähr im Mittel oder gegen das Ende ihrer Rede, wo nach den Regeln der Redekunst der heftigste Ton der Rede und die stärkste Action gebraucht wird.

Es ist ausgemacht, daß wann der Maler einmal den Zeitpunkt gewählt hat, in welchem er seine Geschichte vorstellen will, er nachher von keinem andern Stücke der Handlung, als von demjenigen, das in dem Augenblicke, den er vorstellet, gegenwärtig ist, etwas nehmen darf*. Denn wann er das

Gegen-

* Dieser allgemeine Satz unsers Verfassers bedarf einiger Einschränkung; wie er ihn denn selbst in der Folge in etwas einschränket. Der Maler kann nicht allein das Vergangene und das Zukünftige nachmalen lassen; sondern weil er so wenig, als der Dichter schuldig ist, völlig der Geschichte zu folgen, so steht es ihm sehr öfters frey, die Erzählung in Handlung zu verwandeln; das heißt, mehr als einen Zeitpunkt mit einander zu verbinden, wann diese verschiedene Zeitpunkte nämlich gescheit seyn, sich in einem einzigen vereinigen zu lassen. Ein Beyspiel sey die Geschichte des Minos und Theseus. (S. das zweyte Stück S. 372.) wo der Maler auf die natürlichste Weis den Zeitpunkt da Amphitrite den

Gegenwärtige um einen Augenblick überschattet, so könnte er es eben sowohl um einige Jahre überschreiten. Er könnte also auf diese Art, eine und eben dieselbe Figur nach verschiedenen Zeiten vorstellen und z. B. in einem Gemälde zugleich den Herkules in der Wiege malen, wie er die Schlangen überlebt, und auch den erwachsenen Herkules, wie er mit der Hydra, dem Antäus oder dem Erichonius streitet. Dieses würde aber ein verwirrter Haufen, oder Reihe von Gemälden, und nicht ein einziges vollkommenes Gemälde seyn.

Doch geht es zuweilen an, daß man sich bey einigen Gelegenheiten gewisser emblematischer Zeichen bedient, um dadurch die zukünftige Zeit anzudeuten, als wann man z. B. den Herkules als einen Knaben vorstellt, wie er eine Meise trägt, oder mit der Haut eines jungen Löwen bekleidet ist: auf welche Weise man denselben auf den besten Antiken findet. Dann obgleich die Geschichte nicht erzählt, daß Herkules in seiner ersten Jugend einen Löwen erschlagen habe; so würde dennoch eine solche Vorstellung mit der poetischen Wahrheit sehr wohl übereinkommen, welche die Vorhersehung oder Prognostication bey den Leben und Handlungen der Helden und großen Leute, nicht allein erlaubt, sondern auch erfordert. Zu geschweigen, daß in diesem Fall die natürliche Tapferkeit des Herkules es

wahr

den Thesen kömmt, und demjenigen, da er den Ring bringet, vereinigen und als einen einzigen vorstellen kann.

18 Shaftesbury über das Gemälde

wahrscheinlich macht, daß er schon so früh dergleichen Waffen habe brauchen können, und gleichsam im Spielen, diese frühe Zeichen eines künftigen Helden an sich getragen habe.

Wenn man daher eine gehörige Uebereinstimmung sowohl mit der historischen Wahrheit als auch mit der Einheit der Zeit und der Handlung beobachten will, so bleibt kein anderer Weg übrig, um etwas Vergangenes oder Zukünftiges anzuzeigen, als solche Begebenheiten zusammen vorzustellen, welche entweder zugleich vorgegangen sind, oder doch natürlicher Weise zugleich in einem und eben demselben Augenblicke hätten geschehen können.

Wenn also jemand fragen wollte: Wie ist es möglich, eine Veränderung von Leidenschaften anzudeuten; da ein solche Veränderung nach und nach geschieht, und die gegenwärtige Leidenschaft ganz andere Stellungen und Geberden erfordert, als die vergangene? So kann man darauf antworten: daß obgleich die gegenwärtige als die vornehmste Leidenschaft durchaus regieren muß, dennoch dem Künstler erlaubt ist, gleichsam die Spuren oder Fußstapfen der vorigen Leidenschaft merken zu lassen, so daß er uns nicht allein eine steigende und abnehmende Leidenschaft sehen lassen kann, sondern was noch mehr ist, eine starke und unveränderliche Leidenschaft, zugleich mit der ihr entgegenstehenden, welche bereits alle Kraft verloren hat. Als wenn z. B. an einer Person, welche eben durch den Anblick eines Freundes, den sie einen Augenblick vorher als todt beweinet hatte, äußerst erfreuet worden ist, die

die Spuren von eben gefallenen Thränen, und andere ganz feine Kennzeichen des Klagens und der Betrübniß anwoch zu bemerken sind.

Durch eben das Mittel, wodurch man den Zuschauer an das Vergangene erinnern kann, kann man auch das Zukünftige zum voraus anzeigen. Dieses könnte ein geschickter Maler thun, welcher die vor uns stehende Gesichte des Herkules nach dem dritten Zeitpunkt malen wollte, dann obgleich in diesem Augenblicke der Handlung, Herkules in einer Stellung seyn müßte, welche dessen Unentschlossenheit und Zweifel ausdrückete, so müßte man dennoch an ihm bemerken können, daß die größte Heftigkeit seines innerlichen Streits vorüber sey, und daß der Sieg anfangs sich auf die Seite der Tugend zu lenken. Diesen Uebergang, welcher im Anfang so schwer auszudrücken scheinen möchte, wird man leicht begreifen, wenn man bedenket, daß der Leib, weil er sich langsamer beweget, als der Geist, von dem letztern leicht überleitet wird; und daß daher, wann der Geist auf einmal anfängt, eine neue Wendung zu bekommen, die am nächsten gelegenen und lebhaftesten Theile des Körpers (als die Augen und die Muskeln des Mundes und des Vorderhauptes überhaupt), zuerst beweget werden, und sich in einem Augenblicke verändern, dahingegen einige Augenblicke vergehen können, ehe die entlegenern und langsamern Theile des Körpers, nachfolgen und gleichfalls ihre Stellung verändern.

Diese Figur in der Malerey könnte man die Vorausnehmung benennen.

Das ist ein Künstler, durch einen andern Künstler
 wird, einen Theil der vergangenen oder nachher aus-
 künftigen in ein Gemälde bringen, so müßte es entweder
 offenbar wider die Regel der Wahrheit und Glaub-
 würdigkeit verstößen, wenn er Dinge vorstellte,
 welche widersprüchlich sind, und nicht nebeneinander
 sehn können, oder wider die Regel der Einheit
 und Einfachheit des Zweckes handeln, welche doch
 seine Werke wesentlich ist. Man kann gleich bemer-
 ken, daß der solcher Fehler in einem Gemälde sey, wenn
 man zweifelhaft bleibt, und nicht gleich bestimmen
 kann, welchen unter den verschiedenen noch einander
 folgenden Zeitpunkten gerade derjenige ist, welchen
 vorgestellt seyn soll. Dem, bisher schickte sich was
 auch sonst sowohl in der Malerey als in der Dicht-
 kunst wahr ist, nämlich, daß dasjenige, was das
 vornehmste und wichtigste ist, sich dergleich schick-
 zeigen, und den Geist nicht in der Ungewißheit
 lassen muß.

Wann man also, nach dieser Regel von der
 Einheit der Zeit, einen Künstler, welcher die Ges-
 chichte von dem Urtheil des Herkules gemallet
 hätte, fragte: welchen von den vier oben gedachten
 Zeitpunkten er in seinem Gemälde habe vorstellen
 wollen; und er könnte nicht gleich antworten,
 welcher

Wann man in verschiedenen berühmten historischen
 Gemälden, nach dieser Art, den rechten Zeitpunkt
 der Handlung suchte, so würden sie in diesem
 Stücke sehr schledhaft befunden werden. Z. B.
 bey der Geschichte des Nathan, welche in den Male-
 rey sehr gemein ist, wird fast von allen Malern die

wahrscheinlich, so würde man deutlich sehen, daß er sich von seinem eigenen Werk, und von der Geschichte, die er vorstellen wollte, keinen rechten Begriff gemacht habe. Wäre er also alle Umstände, die zu einem Gemälde erfordert werden, vorstellbar ausgedrückt hätte, und er hätte nur in diesem einzigen gefehlet, so würde er kein wahrer Historienmaler zu nennen seyn, da er nicht einmal verstanden, einen rechten Plan zu einem historischen Gemälde zu machen.

Zweite Abtheilung.

Von der ersten oder Hauptfigur.

Wenn wir also das, was wir oben gesagt haben, auf das vor uns habende Gemälde anwenden wollen, so müssen wir erstlich, in Absicht auf die erste oder Hauptfigur desselben, den Herkules, bemerken, daß, da er zwischen die beyde Göttinnen in die Mitte gesetzt werden muß, er dennoch von einem geschick-

Berwandlung des Actäon auf eine lächerliche Weise zu früh angefaßt. Da die Hörner des Actäon durch eine Zauberey hervorgebracht werden, so können sie natürlichet Weise nicht eher entstehen, als bis die Handlung, worinn die Zauberey besteht, vorbei ist. So lange also, bis die Göttinn das Wasser weggesprizet hat, kann Actäon keine Verwandlung haben. Selbst, wenn das Wasser stünde, ist sein Horn noch, wie es vorher gewesen war. Aber in den gewöhnlichen Zeichnungen ist es anders. Die Hörner stehen schon hervor, wann sie nicht gar schon völlig herausgewachsen sind, und die Göttinn begiebet die hervorkommende Epithen. Amn. des Verr.

ten Meister also gezeichnet werden müsse, daß, wenn man auch die Geberden, und die Mine des Gesichtes bey Seite setzt, man dennoch an der bloßen Wendung und Stellung des Körpers sehen könnte, daß dieser junge Held, den Zweifel oder die Erwägung amnoch nicht gänzlich gänndiget hat. Ob er gleich gegen die würdigste unter den beyden Göttinnen gewendet ist, so muß er doch der andern nicht so völlig abgekehrt scheinen; daß man sich gar nicht vorstellen könnte, daß er ihr jemals geneigt gewesen, oder auf ihre Stimme gehdret habe. Es muß hingegen für die *Wohlfest* noch einige Hoffnung, und in dem *Herkules* eine Art von *Kawe*, daß er sie verlassen solle, übrig bleiben, sonst werden wir von dem dritten zu dem vierten Zeitpunkt fortschreiten, oder wenigstens beyde mit einander vermischen.

Herkules kann in seinem Zweifel entweder sitzend oder stehend vorgestellet werden, ob es gleich wegen der Gegenwart der beyden Göttinnen wahrcheinlicher ist, daß er stehe. Dann hier ist gar nicht derselbe Fall, als in dem Urtheil des *Paris*, wo die drey Göttinnen ihre Sache, vor ihrem Richter vortragen; hier hingegen kommt es auf den Vortheil des *Herkules* selbst an, und es wird also seine eigene Sache untersucht. In dieser Absicht ist er nicht sowohl der Richter als die gerichtete Partey.

Die vornehmste und regierende Leidenschaft des *Herkules*, kann entweder eine heftige Bewunderung seyn, oder eine Bewunderung, die vorzüglich mit Liebe vermischet ist.

— — ingenti percussus amore.

Wann

Wenn der Künstler die letztere gebrauchen will, so kann sich die widerstrebende Leidenschaft, welche noch nicht gänzlich überwunden ist, in einer betrübten Bärtlichkeit zeigen, die in dem Helden durch die Gedanke, daß er alle Vergnügungen und Ergötzlichkeiten der Jugend auf immer verlassen soll, erregt wird. In dieser Absicht kann Herkules entweder die eine oder die andere von den beyden Göttinnen ansehen; nur mit dem Unterschiede, daß wenn er die Wollust ansieht, so muß es nur schwach seyn, als wann er die Augen betrübt zurückschläge, indeß daß seine Bewegung und Stellung immer noch gegen die Jugend zugekehret ist. Wann er hingegen die Jugend ansieht, so muß es mit Ernst und äußerster Aufmerksamkeit geschehen, da indeß irgend ein Theil der Bewegung seines Körpers noch gegen die Wollust geneigt scheint, und gewisse Mienen voll Bekümmerniß und Bedauern, welche unter die Zeichen der herrschenden Leidenschaft gemischt sind, zeigen, daß ihm der Ausspruch, den er zum Vortheil der Jugend thun wird, nicht wenig koste.

Wenn der Künstler die herrschende Leidenschaft des Herkules durch die bloße Bewunderung ausdrücken will: so kann die widerstrebende Leidenschaft sich zeigen, in einer Art von Entsetzen über die Gedanke von den Beschwerlichkeiten und Arbeiten, welche er auf dem felsichten Wege, der auf der Seite der Jugend erscheint, zu ertragen hat.

Hier könnte Herkules vorgestellt werden, wie sein Blick weder auf die Jugend noch auf die Wollust gerichtet ist, sondern entweder, wie er sein Augen

gen nach dem feinsten Wege richtet, den ihm die Tugend zeigt, oder auf das blumlichte Thal, welches ihm die Wollust zeigt. Und bey diesen verschiedenen Stellungen können eben die oben angezeigte Reizeln angewendet werden, um den Ausfchlag der Erwägung des Helden auszudrücken.

Auf was für Art man auch die Figur des Hercules, nach Maßgebung des Zeitpunkts der Geschichte, welchen wir gewählt haben, zeigen sollte, so muß er allemal so vorgestellt werden, daß er weder durch die Oeffnung des Mundes, noch durch einiges andere Zeichen den geringsten Zweifel erwecken können, ob er spreche oder schweige. Dann es ist durchaus nöthig, daß bey ihm deutlich das Schweigen angezeigt werde. Dieses ist nicht allein die natürliche Wirkung seiner starken Aufmerksamkeit, und der wenigen Muße, die ihm das, was in seiner Brust vorgehet, übrig läßt, sondern überhaupt, um überall den Schein von Hoheit und überlegener Größe auszubreiten, die der Person und dem Charakter der sprechenden Tugend anstehet, welche durch ihre Beredsamkeit und übrige Reizungen, sich bereits des Herzens unsers unglücklichen Helden bemächtigt hat.

— Penderque iterum narrantis ab ore.

Dieses Bild des Erhabenen in der Rede und dem Betragen der Tugend würde gänzlich verlohren gehen, wann sie in dem Augenblick, da sie die größte Kraft ihrer Ueberredung anwendet, durch eine unzeitige Rede, Antwort oder Ausruf ihres Zuhörers unterbrochen würde; eine solche Vorstellung würde der Ordnung, der Geschichte und der Anständigkeit

digkeit zutüber seyn. Wir können hiebei nicht unterlassen, den lächerlichen Fehler zu bemerken, welchen verschiedene große Dichter begangen haben, wann sie in einer und eben derselben Gesellschaft, welche nach der Geschichte zu einer gemeinschaftlichen Handlung vereinigt ist, uns nicht allein zwey, oder drey, sondern mehrere; ja wohl gar alle auf einmal sprechend vorstellen; welches auf das Auge zwar eine solche Wirkung haben muß, als eine solche Gesellschaft, wann man sie wirklich hören sollte, auf das Ohr haben würde.

Dritte Abtheilung.

Von der zweyten Figur.

Aus demjenigen, was wir in Absicht auf den Herkules gesagt haben, erhellet deutlich, was für eine Stellung unsere zweyte Figur, die Tugend, haben muß. Sie muß in dem Zeitpunkt, den wir gewählt haben, sprechen; und zwar mit aller den Größe der Bewegung, welche an einem vortheilhaften Redner erscheinen würde, wann er an dem gewaltigsten und rührendesten Theile seiner Rede wäre.

Sie muß deswegen stehend gezeichnet werden, in dem es eben so unwahrscheinlich als unnatürlich ist, daß jemand in der äußersten Hitze und höchsten Gewalt seiner Rede, sitzend, oder in irgend einer andern Stellung, welche Dürftig anbeudet, bleiben sollte.

Sie kann angekleidet seyn, als eine Amazone, mit dem Helme, der lange und der übrigen Bekleidung des Minerva; oder wie man sonst die Tugend,

ganden, Götinnen oder Heldinnen abzubilden pflegt mit einer bloßen Krone ohne Straßlen, nach der wahren Art des Alterthums. Unsere Geschichte sagt nicht, daß die Tugend einen Helm oder andrer Rüstung gehabt habe: sie giebt nur zu verstehen, daß sie weder nachlässig noch allzu gekünstelt und stierlich angekleidet gewesen sey. Diesem zu Folge doch nur ihr nur bloß das obrigkeitliche Schwert (Patoronium) in die Hand geben, welches ihr wahres Merkzeichen ist, und sie ohne Helm, Lanze oder andern kriegerischen Anzug genugsam unterscheiden würde. Auch würde auf diese Art der Gegensatz zwischen ihr und ihrer Nebenbuhlerin um desto schöner und regelmäßiger seyn; — zwar möchte jemand sagen, daß nur bloß Gelehrte diese Schönheit entdecken würden. — Das kann wohl seyn; aber die übrigen würden nichts dabei verlieren, und das Stück dieser Einrichtung nicht weniger verständlich finden. Im Gegentheil ist stand, der wenig von dem Alterthum überhaupt, und von der gegenwärtigen Geschichte insbesondere wüßte, würde, wenn er eine bewaffnete Frau auf dem Gemälde sähe, sich die Minerva, Bellona, oder eine andere kriegerische Göttinn darunter vorstellen.

Was die Gestalt, Ansehen und Person der Tugend betrifft, so kann diejenige, welche man insgemein der Minerva zu geben pflegt, am besten zu einem Muster für diese Göttinn dienen; so wie im Gegentheil diejenige, welche man der Venus zu geben pflegt am besten für die Wollust dienen kann. Unser Geschichtschreiber stellet die Tugend vor,

als

als eine Frauenperson von göttlicher Bildung lang und maßlos; und durch das, was er von ihr erzählt, giebt er genugsam zu verstehen, daß, ob sie gleich weder mager, noch allzu schwarz, und von der Sonne verbrannt gemessen sey, dennoch das Ansehen und die Farbe ihres nackenden Theile gezeigt habe, daß sie der Arbeit gewohnt sey. Die Kollust hingegen, wird zum Gegensatz, von bessern Ansehen und mit einer wechlichern Beschaffenheit geschildert, welcher ihre Sitten verräth, und ihr einen mittlern Charakter der Person einer Venus und einer bacchanalischen Nymphe giebet.

Die Stellung der Jugend anbelangend, ob es schon in einem historisiren Stücke, wie das gegenwärtige, nicht zu rathen ist, unmittelbar seine Zuflucht zu emblematischen Vorstellungen zu nehmen, so könnte man doch in diesem Fall, der Figur unseres Helden, so viel möglich, eine Aehnlichkeit mit den Vorstellungen derselben, auf den Münzen und andern andern emblematischen Stücken zu gehen suchen. Sie müßte also gezeichnet werden, wie sie mit dem ganzen Gewicht des Körpers, auf einem Fuß steht, und den andern ein wenig vorwärts and erhaben auf ein abgebrochen Stück Erde, oder Fels setzt; anstatt des Helms oder der Krone, worauf man sie sonst als triumphirend den Fuß schend, abgebildet hat. Diese Stellung, welche die alten Meister mit so vieler Werktheilungskraft, der Jugend zugeschrieben, hat den besondern Vortheil, daß sie sowohl die immer weiter strömende Gewalt derselben, und ihre Neigung, himmelan zu steigen, als

als ihren Sieg und Erhabenheit über Welt und Glück andenkend; so wie diese alten Dichter beschreiben haben mögen, so wie man ...
 1. L. III. O. 2.
 1. Virtutibus dicitur delectari arduis Id. L. III. O. 24.

Und besonders in unserm Gemälde, wo der erhabene und felsichte Weg der Tugend, mit Nachdruck angezeigt werden, muß die Stellung dieser Figur, wie sie mit vorhergesehnen Fuße gewissermaßen über den rauhen und dornichten Boden in die Höhe zu steigen scheint, wann sie gut ausgeführt wird, nochwendig die gehörige Wirkung thun, und das Erhabene dieser alten Dichtung vermehren.

Die Hände und Arme, welche nach dem Dingen der wahren Künste, während den Worten des Ausdrucks, nothwendig in Bewegung seyn müssen, muß unsere Göttin, sonderlich denjenigen Arm, welcher ganz frey ist, und wider Schwere noch keine Last, anwenden, ihre Rechte zu unterstützen, und die gehörigen Nachdruck der Bewegung zu begleiten. Dem zu Folge kann die Tugend diese Hand entweder in die Höhe richten, gegen den felsichten Weg, welchen sie ansteigt, oder wiederwärts, mit der abtheilung, gegen das blühende Thal, und dasjenige, was darinn vorgeht, oder endlich gegen die Welt selbst mit Abscheu und Betrachtung, zu richten. Jede Art hienon hat ihren besondern Werth. Der beste Gebrauch, der von demselben Arm, wie Hand gemacht werden könnte, wäre, wenn er entweder die Anpreisung, oder die Mißbilligung ausdrückte. Einen noch beträchtlicheren Werth

heil'ger, würde es der Figur der Tugend gebrä-
 mann'le, indem sie mit der ihnen übergebenen
 Hand die Lanze oder das abglatzichte Schwert
 hielt, zugleich mit ihrer dieser Hand die Milde
 billigung ausdrücken könnte; und zu dem Ende
 einige Finger dieser Hand auf eine vorabschauende
 und vorgehende Art öffnete; unterdoh sie mit der
 andern freien Arm und Hand die Anweisung aus-
 drückte, und dem Beschauer den Weg wies, wohin
 sie zur Ehre und dem gründlichen Nutzen herab-
 fahr Handlungen, führt.

Aus allen diesen Umständen der Gestalt, und
 der Handlung, welche mit dieser wichtigen Thue
 verknüpft sind, werden diejenigen genugsam angezei-
 fen, wie schwer sie zu zeichnen sey, weßhalb es
 was mehr als die bloße Bildung zu urtheilen
 pflegen, und geschickt sind, den Charakter der Lei-
 denschaft zu erwägen, von welcher dieselbe abhän-
 gen muß. Dann wo ein wahrer Charakter be-
 merkt ist, und der Künstler die innerliche Bildung
 besonders auszudrücken hat, muß die äußerliche Bil-
 dung nothwendig in etwas weichen. Wenn also je-
 mand die Figur der Tugend wie der Minn einer schö-
 nen Schwägerinn zu sehen hoffte, welche herrlich in
 der Wahl ihrer Geberden ist, und sie nach der ge-
 wöhnlichen Anständigkeit, und dem regelmäßigen
 Bewegungen einer Schöne des thigen Jahrhunderts
 einrichtet, der ist weit entfernt von der Denkmals-
 art, die in unserm Bewilde herrschen muß. Solche
 studirte Geberden und künstliche Bewegungen kann
 man allenfalls den Schauspielern zulassen; Aber
 der Maler muß sorgen, daß seine Handlungen nicht
 theatras

theatrales, oder nachgemacht, sondern original
 und aus der Natur selbst geschöpft seyn. Ob auch
 gleich bey einer ordentlichen Rede, die Handlung ei-
 ner Figur von der Kunst in so weit regulirt und
 eingeschränkt werden kann, daß dieselbe kein regels-
 mäßigen Contrast, das seine Verhältniß ihrer
 Stellung, nicht verliere, welches die Maler als
 die vorzüglichste Anmuth einer Figur zu betrachten
 pflegen; so können doch in diesem besondern Falle, wo
 die nachtheilige Hitze des Streites, welche durch einen
 gänzlichen Abscheu und Haß unterstüzet wird, und
 mit einer Art von schwärmerischer Erschütterung
 verknüpft ist, wodurch die göttliche Rednerin sich
 angefaßmet fählet, eine anmuthige Erhellung
 und artige Geberden von wenigem Nutzen seyn.
 Der Maler, da er in dem Gemälde, welches wir
 vor uns haben, den heroischen Styl beobachtet muß,
 wird sich zwar hüten müssen, daß er seine Heldin
 nicht als eine bloße Zänkerin, vorstelle: es wäre
 aber allenfalls noch besser, daß er sich von dieser nie-
 drigen Vorstellung hinreißen ließe, und seine Hel-
 din in der heftigsten Wuth wilderte, als wenn er
 sich bloß befleißigen wollte, ihre Bildung zu verschö-
 nern; wann er den Charakter der bestehenden
 Ernsthaftigkeit, welcher der erleuchten Rednerin zu-
 kommt, ganz hintenansetzt; und sie uns als eine
 schöne anmuthige Person vorstellte, frey von aller
 Bekung des Gemüths, und ohne die geringste
 Bewegung oder Geberde, die das wahre patheti-
 sche ausdrücken könnte, welches hier nothwendig
 seinen Platz haben muß.

Vierte Abtheilung.

Von der dritten Figur.

Nach dem, was wir von den beiden andern Figuren gesagt haben, dürfen wir von der Wollust als der dritten Figur um desoweniger sagen. Die Wahrscheinlichkeit, die Geschichte, und selbst die Anständigkeit (wie oben gezeigt worden ist,) erfordern, daß in dem gewählten Zeitpunkte, die Wollust schweigen müsse. Sie kann keine andere Sprache haben, als die Sprache der Augen; und es würde am besten seyn, sie also zu zeichnen, daß, indem sie ihre Augen auf den Herkules lehret, sie seinen Kopf und Angesicht bereits so weit herumgewendet fände, daß sie die Zeichen seiner aufstehenden Neigung für ihre Nebenbuhlerin nicht gewahr werden könnte; auf diese Weise wird es wahrscheinlich, daß sie ihre wollüstige und schmeichelnde Geberden noch behält, weil sie noch keine Ursach entdeckt hat, mißvergüßet zu seyn.

Sie kann stehend, anlehnend, sitzend oder liegend vorgestellet werden; ohne Kranz, oder entweder mit Rosen oder mit Wirtzen bekränzet, wie es dem Maler beliebt. Weil nur der Maler bey dieser dritten Figur so viele Freyheit hat, so kann er daraus guten Vortheil für die übrigen zwey ziehen, nach welchen sich dieselbe richten muß, weil sie die letzte in der Ordnung, und von der wenigsten Wichtigkeit ist.

Das was die größte Schwierigkeit in der Anordnung der Figur der Wollust machet, ist, daß sie, ohnerachtet ihres nachlässigen Wesens, und des Charakters

racters von Bequemlichkeit und Trägheit, welcher ihr
 zukommt, dennoch so viel Leben und Bewegung behal-
 ten muß, als hinlänglich ist, ihre überredende Kraft
 und Wirkung, in ihrem blumigen Wege, auf wel-
 chem sie des Helden Schritte gern leiten wollte, aus-
 zudrücken. Sollte nun diese Kraft allzusehr aus-
 gebräuet werden: so würde nicht allein ihr nachläs-
 siger Charakter und Wesen voll Trägheit, verlohren
 gehen, sondern was noch schlimmer wärs, die Figur
 würde zu sprechen scheitern, und wenigstens ein Miß-
 verständniß oder Zweideutigkeit in dem Gemälde
 hervorbringen. Hiédurch würde der Grundsatz,
 welchen wir oben festgesetzt haben, umgestoßen, daß
 außer der Tugend, welche in diesem dritten Zeit-
 punkt unserer Geschichte allein spricht, in dem übrigen
 Theile des Stükes durchaus das Schweigen
 herrschen muß.

Wenn man bestimmen wollte, wie viel Bewe-
 gung oder Handlung die Figur der Tugend haben
 könnte, so würde man finden, daß dasjenige, was
 man eigentlich an ihr lebendig nennen kann, und wir
 oben ihre überredende und zuneigende Kraft be-
 nennen haben, kaum ein Fünftheil ausmachen könn-
 te. Alles übrige müßte dienen, gleichsam ihre
 Trägheit, ihre Nachlässigkeit, Weichlichkeit und
 faule Bequemlichkeit auszudrücken. Das Haupt
 und der Körper müßten sich ganz zu der letztern
 Lebenschaft neigen. Eine Hand könnte ihr ganz er-
 geben seyn, und bloß dienen, den schwerfälligen, lässi-
 gen Körper mit Mähe zu unterstützen. Und wann
 die andre eine Bewegung gegen den Weg des Bes-
 godgens, welchen sie anzeigen will, ausdrücken
 sollte,

sollte, so müßte diese Bewegung leicht und beschäftigt seyn, wie jemand, der zu rathen aufgehört hat und müde und erschöpft ist.

Die Gestalt, die Person und überliche Beschaffenheit der Wollust, hebst dem übrigen, was man an ihrem Wesen und Betragen bemerken kann, folgen, wie wir oben schon festgesetzt haben aus dem Gegensatz zwischen ihr und der Tugend.

Fünfte Abtheilung.

Von den Herrathen des Stücks, sonderlich von der Draperie und der Aussicht in die Ferne.

Es ist bekannt genug, wie viel Freiheit sich die Maler in Ansehung der Farben der Kleider und anderer Draperien, die in ihren historischen Stücken vorkommen, zu nehmen pflegen. Wann sie das römische Volk malen, so stellen sie dasselbe in verschiedenen Kleidungen vor; ob es gleich gewislich daß das gemeine Volk unter den Römern, beynähe auf einerley Art, und meist nach einer Farbe sich zu kleiden pflegte. Auf gleiche Weise kann man voraussetzen, daß bey den Aegyptiern, Juden und andern alten Nationen, jede Nation auf diese Art sich ähnlich gewesen sey, so wie jetzt die Spanier, Italiäner und andere europäische Völker. Aber zinesolche Gleichheit würde in der Malerey eine sehr verkehrte Wirkung haben, wie man leicht begreifen kann. Die Maler machen sich daher kein Gewissen, Philosophen, ja Apostel, auf eine seltsame Art, in verschiedene Farben zu kleiden; die historische Wahrheit muß hier streng

Als notwendigem Vorwerkzeugen, welche nicht sowohl von der Wahrheit als von der Wahrscheinlichkeit bestimmt wird. Aber eben deswegen muß der Maler sich dieses Vorwurfs mit Bescheidenheit und Bescheidenheit gebrauchen, und wann er nöthig findet, Philosophen oder Apostel unter verschiedenen Farben vorzustellen, so muß er wenigstens die Farben also dämpfen, daß diese gemeine arme Leute nicht wie so viel neuere Fürsten und Herren aussehn.

Gleichfalls wann der Gegenstand des Malers ein feyerlicher Einzug oder Triumph wäre, wo wirklich alle Art von Pracht ohne Zweifel gebraucht worden ist, und alle Arten von lebhaften und schimmernden Farben zusammengeschäuft und dertinigt gewesen seyn können, so muß er in diesem Fall, ob es gleich der historischen Wahrheit zuwider ist, dennoch sein möglichstes thun, um den zu starken Glanz und Schimmer der Objecte zu vermindern, und zu schwächen, weil sie sonst eine Verwirrung, Widersärtigkeit und Leppigkeit von Farben hervorbringen würden, die einem vernünftigen Auge durchaus unerkleglich seyn müssen.

Ein geschickter Maler muß daher hier, so wie in andern Theilen seines Werkes, auf die Uebereinstimmung und Verbindung der Sachen sehen. Zu diesem Ende muß er sich in seiner Einbildungskraft einen gewissen Charakter von Einheit vorstellen; und wann er diesen glücklich trifft, so wird er die verschiedenen Farben seines Gemäldes also einzurichten wissen, daß sie zusammen gleichsam eine besondere und unterschiedene Art ausmachen; so wie

wie in den musikalischen Compositionen unter den Melodien verschiedene und besondere Arten sind, da man von jeder sagen kann, daß sie ihren besondern Charakter und Genie für sich habe.

Eben also erfordert die Harmonie der Malerey: daß wenn der Maler sein Stück aus einem gewissen Tone anfangt, er es auch in eben demselben endigen muß.

Bei dieser Regel kommt es überhaupt, hauptsächlich auf die Hauptfigur, oder in einem zusammengesetzteren Gemälde, auf die zwey oder drey vornehmsten an. Dann wann der Maler seiner Hauptfigur ein gewisses lebhaftes und glänzendes Colorit giebet, so müssen die übrigen nothwendig nach gehöriger Verhältniß daran Theil nehmen. Wann er im Gegentheil der Hauptfigur ein sanfteres Wesen und ein mäßigeres und einfacheres Colorit giebet, so muß das übrige einen gleichen Charakter haben, und mit außerordentlicher Simplizität erscheinen, damit man deutlich sehen könne, daß eben derselbe Geist durch das ganze Werk regiere.

E 2

Die

In der Uebersicht steht eigentlich Schlüssel; eine Vergleichung, welche auch aus der Musik hergenommen ist. Es wird aber die bekannte Regel, von welcher hier unser Verfasser weitläufig handelt, von den Künstlern gemeinsinlich kurz also ausgedrückt: „daß in jedem Stück ein gewisser allgemeiner Ton herrschen müsse.“ In gleichem Verstande sagt man von einem Maler, der sein Colorit allzuwenig abzuändern weiß: „daß er immer in eben demselben Tone falle.“ Anm. des Ueb.

Die gegenwärtige historische Zeichnung wird ein deutliches Beispiel hiervon abgeben können. Der Held muß in diesem Falle ernsthaft und nachdenkend ansehn; er ist nackt, und hat keine Bedeckung als die Löwenhaut, welche selbst von einer salben und finstern Farbe ist; folglich kann der Maler seine Hauptfigur mit keinem außerordentlichen Glanze oder Lebhaftigkeit vorstellen. Hieraus erhellet, daß der Maler zu den Nebenfiguren und den übrigen geringern Theilen des Werks nöthwendig solche ruhige und sanfte Farben wählen muß, welche dem ganzen Stück einen wohl übereinstimmenden Charakter von Feinerlichkeit und Simplicität geben können. Wollte nun der Maler blindlings der Geschichte folgen, welche uns die Tugend in einem hellerscheinenden Gewand, von der reinsten und glänzendesten Weiße vorstellte, so ist es offenbar, daß er selbst sein Stück zerstören würde. Der gute Maler muß in diesem und andern ähnlichen Fällen von dieser Art, gleich dem guten Dichter handeln, welcher, wenn er ein bekanntes und gemeines Subject vor sich hat, dennoch nicht bloß die vorhergehenden Dichter oder Geschichtschreiber abschreibt und übersetzt, sondern sich so beträgt, daß sein Werk in der That neu und original wird:

1. Publica materies privati iuris erit, si
2. Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
3. Nec verbum verbo curabis reddere fidus
4. Interpres. *Hor. de A. P. v. 131.*

Der Schauplatz oder die Aussicht unsers historischen Gemäldes, muß also gebildet werden, daß man sogleich sehen kann, daß die ganze Handlung auf dem Felde, an einem einsamen Orte, etwa in der

Nachbarschaft eines Waldes vorgehet. Es würde sich durchaus nicht schicken, Architectur oder irgend eine Art von Gebäuden, als Zeichen von Gesellschaft, Zerstreung und Geschäften, in eine Aussicht zu bringen, welche einen Ort vorstellen soll, wo man ausdrücklich Einsamkeit, Raum zum Nachdenken und Stille suchet. Außer dem erscheinen, den Dichtern zu Folge, (welche hierinn unsere Führer seyn müssen) die Göttinnen und göttliche Gestalten, den Menschen selten als in einer solchen tiefen Abgelegenheit; und es ist anmerkungswerth, mit wie vieler Sorgfalt unser philosophischer Geschichtschreiber, den einsamen Platz bezeichnet, wohin sich Herkules begeben hatte, und dessen tiefes Nachdenken, ehe ihm diese Erscheinung vorkam; welche man unter diesen Umständen als einen Traum, aber als einen göttlichen Traum ansehen könnte.

Unser Geschichtschreiber gedenket nicht der auf einem Berge liegenden Burg, Tempels oder Palastes der Tugend, den man ihr sonst emblematischer Weise zuschreibt, und der auch wohl sonst in Gemälden angetroffen wird. Sollte etwas ähnliches in unserer Zeichnung vorgestellet werden, so würde es den Geist mit fremden Einbildungen und geheimen Aussichten erfüllen, welche sich zu dem Geschmack und der Art, in welche unser gegenwärtiges Stück gehöret, gar nicht schicken. Es ist auch auf der Seite der Wollust nichts*, was man dem

E 3

Tem-

* Es ist allerdings etwas da, nämlich die Art von Hütte oder Lager, welche unser Verfasser selbst der Wollust zubereiten läset, machet den besten Contrast mit dem Tempel der Tugend, welcher in gegenwärtig

Tempel der Tugend entgegen sehen könnte; und wollte man so etwas ausdrücken, so würde es die gehörige

genwärtiger Composition gar nicht unschicklich seyn würde. Man wird überhaupt finden, daß was unser Verfasser in dem folgenden von der Allegorie oder dem emblematischen in der Malerey saget, ziemlich leicht sey; es gehet sehr leicht also, wann ein Philosoph aus der Theorie abzurweil schließen will. Es ist gewiß, daß die Allegorie unter gehörigen Einschränkungen, in der historischen Malerey sehr wohl Platz haben kann, Und bey dieser Geschichte, welche an sich selbst fabelhaft, allegorisch und emblematisch ist, schickt sie sich noch weit mehr. Unser Verfasser hat selbst ein sehr allegorisches Wesen darüber ausgebreitet, und Allegorien angebracht, die gewiß im engsten Verstand emblematisch sind. Z. E. daß die Tugend auf einen Stein tritt, drückt gewiß ihre immer weiter strebende Gewalt und ihre Neigung Himmeln zu steigen weit dunkler aus, als ihr Tempel, der auf einem schwer zu erst steigenden Berge liegt. Unser Verfasser hat auch überdem, vielleicht, ohne es zu wissen, die Anlage zu einer zusammengesetzten Allegorie gemacht, wozu nun dieser Tempel nothwendig ist. Der bloße bergigte Weg in der Ferne ist nicht so bedeutend, wann nicht der Tempel oben stehet, welcher die Ursach anzeigt, warum der Held hinaufsteigen soll; er macht ferner mit der Hütte der Wollust den nothwendigsten Contrast, und die Allegorie ist um so viel vollkommener, da das Lager der Wollust, gleich in der Nähe und bequem zu erlangen ist, da hingegen der Tempel der Tugend in der Ferne liegt, und durch einen beschwerlichen Weg erreicht werden muß.

Es

gehörige Uebereinstimmung und Einfachheit in diesen Werken aufheben.

Es ist noch eine andere Ursache, warum in diesem unserm Stücke keine Architectur oder andere künstliche Zierrathen, womit man sonst eine Landschaft auszuschnücken pflegt, angebracht werden können. Da sie wirklich nicht nöthig sind, so würden sie dem Auge nur beschwerlich fallen, und das Gesicht verwirren, indem sie es von der Geschichte oder Handlung abjügen. Daraus was in einem historischen Gemälde erscheint und der Handlung

E 4

nicht

Es kann unserm Verfasser nichts wider diesen Tempel eingenommen haben, als eine zu geschwinde Folge aus dem sonst ganz richtigen Satze, daß Gebäude ein Zeichen der Gesellschaft und Zerstreuung sind. Aber ein Gebäude in einer solchen Ferne, die durch einen steilen Berg so deutlich angezeigt wird, kann die Einsamkeit nicht hindern, und ist ungleich natürlicher und wahrscheinlicher, als die Art von Hütte, worunter die Wollust liegt; dann es kommt mit dem Charakter der Wollust gar nicht überein, daß sie sich solche so geschwinde sollte zurechte gemacht haben, und ist diese Decke vorher da gewesen, so ist der Ort nicht sonderlich einsam. Aber solche spitzfindige Einwürfe muß man dem Künstler, sonderlich in einer Geschichte, wo die Allegorie zu Hause ist, nicht machen. Die poetische Wahrscheinlichkeit welche in den schönen Künsten die Stelle der historischen Wahrheit vertritt, ist noch von der historischen Wahrscheinlichkeit unterschieden, und braucht lange nicht so viel Kennzeichen als diese. Anmerk. des Ueb.

49. Chastelburg über das Gemälde

nicht wesentlich ist, dient bloß die Vorstellung zu verwirren und die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu zertheilen*, um so viel mehr, wann diese episodische

Ein Satz, der einiger Einschränkung bedarf; es können nicht allein außerwesentliche, sondern auch gewissermaßen gleichgiltige Sachen in einem historischen Gemälde vorkommen, wann nur die gehörige Ordnung und Verhältniß beobachtet wird. Man muß bedenken, daß der Maler zu seiner Vorstellung, z. E. zur Werfung von Schatten und Licht, Gruppirung der Figuren, Harmonie des Colorits u. d. gl. ja zuweilen zur bloßen Annehmlichkeit seines Gemäldes, öfters Sachen braucht, welche der Handlung selbst außerwesentlich und gleichgiltig sind. Was er nicht hierbey zu beobachten habe, läßt sich Künfers Erachtens durch folgende zwey Sätze bestimmen, die sich auch auf die Nebenhandlungen ziehen lassen, welche wirklich zur Haupthandlung gehören. Entweder die vorzustellende Sachen sind vermögend viel Aufmerksamkeit zu erregen und also der Haupthandlung zu schaden, oder sie sind es nicht vermögend. In jenem Fall muß sie der Maler schwächer zu machen und zu verdunkeln suchen, in diesem Fall kann sie der Maler mit weit größerer Lebhaftigkeit zeigen. Also muß der Maler alle menschliche Nebenfiguren zu verdunkeln, oder in die Ferne zu stellen suchen, weil sie geschickt sind, Aufmerksamkeit auf sich zu erregen. Einen Baum hingegen, eine Decke, einen Stein u. d. gl. kann er an einen Ort des Gemäldes setzen, wo eine menschliche Figur gewiß keine gute Wirkung thun würde. Wann hingegen die Menge der Gegenstände endlich eine Aufmerksamkeit erwecken kann, die der Haupthandlung schäd-

diese Theile so lebhaft ausgedruckt sind, daß sie
 mit dem Hauptsubject in Vergleichung kommen,
 und mit den Figuren und lebendigen Handlung-
 en um den Vorzug zu streiten scheinen. Eine
 wohlgerichtete Zeichnung oder Gemälde sollte
 gleich verrathen, was für eine Natur es nachahmen,
 was was für ein Leben, das hohe und edle, oder das
 niedrigere, dadurch vorgestellt werden sollte. Ein
 Bild muß auf keine Weise zwendeltig seyn; man
 muß ihm gleich ansehen können, ob es historisch
 und moralisch, oder bloß der Anschauung und Nach-
 bildung der Natur wegen gemacht sey. Sollen diese
 letztere Arten von Schönheiten, in ihrer vollkom-
 menen Stärke vorgestellt werden, so müssen die ersten
 weichen. Als das niedrige Loben vornehmlich ab-

schädlich ist, so muß sie der Wasser entfernen; daher
 kann er z. E. wohl einen einzelnen schönen Baum
 vorn anbringen, aber eine schöne Landschaft kann
 nicht anders als in die Ferne kommen, damit sie
 der Geschichte selbst nicht schade. Das Gegentheil
 geschieht, wenn die Landschaft das Hauptwerk, es
 ihr die Geschichte weichen muß. In unserm gegen-
 wärtigen Fall kann der Tempel der Tugend in der
 äußersten Ferne, worinn er stehen muß, der Haupt-
 handlung nicht schaden, und wir haben oben ge-
 zeigt, daß er bey der einmal angefangenen Allego-
 rie fast wesentlich geworden sey. Wollte man aber
 den Satz unsers Verfassers in aller Strenge neh-
 men, so ist der Busch, welchen es auf den Berg hat
 setzen lassen, sowohl außwesentlich als ganz gleich-
 gültig und müßte also eine häßliche Wirkung ver-
 ursachen; der Augenschein zeigt aber, daß er gar
 keine hat. Anm. des Ueb.

gebildet werden, und den Endzweck des Gemäldes zu machen soll; da muß das höhere Leben zurückgesetzt und gleichsam geschwächt und verdunkelt werden. Die niedrigsten Arten von Malerey müssen in Gemälden, die für sie gemacht sind, den Vortzug haben. In Viehstücken sind Thiere und Vögel das vornehmste. In Landschaften sind es unbefleckte Dinge: Erde, Wasser, Steine und Felsen scheinen zu leben; alles andere Leben muß dies für nachgesetzt werden. Die menschlichen Handlungen, Gestaltungen und Sitten müssen weichen und bloß den zweyten Platz einnehmen; es würde sogar ein Fehler seyn, wenn man Schönheit von solcher Art ausdrücken und zu dem Ende den Figuren von Menschen oder Göttern, welche in solchen Stücken zufälliger Weise und als Zierrathen eingeführet werden, einen merklichen Vortzug geben wollte. Wenn aber die menschlichen Figuren das vornehmste in einem Gemälde sind, und also das höhere Leben geschildert werden soll, so muß ihm das niedrige weichen. Das bloß natürliche muß nur dienen, das historische zu unterstützen. Alle Arten von Schönheit und Amnuth, müssen dieser wahren Schönheit von der ersten und vornehmsten Art aufgeopfert werden. Dann nichts ist unangenehm, als eine Verwirrung verschiedener Schönheiten. Die Verwirrung aber ist unvermeidlich, woforn nicht eine der andern auf gehörige Art untergeordnet wird.

Unter dem Moralischen verstehen wir hier alle vernünftige Schilderungen der menschlichen Leidenschaften. Sogar die Gemälde von Schlachten gehören

gehören hiehet. Diejenigen, die alzu Klein und in der Ferne vorgestellet werden; können zwar nicht mehr als Landschaften angesehen werden: aber in allen übrigen kriegerischen Gemälden, werden die verschiedene Grade von Tapferkeit, Bravur, Freyheit, Schrecken, Zorn, in der lebhaftesten Darstellung und dem Charakter verschiedener Nationen und einzelner Menschen gemäß, vorgestellet. Hier sehen wir Helden und Feldherren, einen Alexander, einen Constantinus, in dem höchsten Streite; mit einer ihnen eignen Stille und Besessenheit des Gemüths erscheinen; welches gewiß ungemeyn moralisch ist.

Da aber das Moralische in einem Gedichte ganz anders bearbeitet wird, als in einem historischen und philosophischen Werke; so muß es wieder in der Malerey ganz anders bearbeitet werden, als in der Historie oder in einem Gedichte. Wann man dieses nicht genugsam bedenket, so geschieht es leicht, daß ein Gemälde, welches man moralisch und gelehrt machen will, wider sinnlich und lächerlich wird.

Den halberhabenen Arbeiten und andern Zierrathen der Säulen und Gebäude muß man schon mehrere Freyheit zugestehen. Hier werden selbst die Regeln der Perspectiv umgekehret, und müssen sich nach den Umständen und der Beschaffenheit des Platzes oder des Gebäudes und nach dessen besouderer Absicht und Anordnung, richten; wie diejenigen leicht bemerken werden, welche die Denksäulen des Trajans und Antonins, und andere halberhabene Werke der Alten aufmerksam betrachteten

trachtet haben. Englischen haben die Werke auf geschnittenen Steinen, Münzen, die Bildhauerarbeiten, und diejenigen, wo man die Figuren bloß durch Schatten und Licht ausdrückt, als Zeichnungen und Kupferstiche, eine weit größere Freyheit, und können darinn manche bloß eingebildete, wundersame und hyperbolische Dinge vorkommen. Hier hat man überhaupt freye Hand alles gelehrte, emblematische und räthselhafte anzubringen. Aber die vollkommen nachahmende und illudirende Malerey, welche sich in ihren Werken der vereinigten Kraft verschiedener Farben bedient, und da sie alle andere menschliche Dichtung und nachahmende Kunst so ungemein übertrifft, sich offener bemühet, die Sinne zu betriegen, muß deswegen nothwendig verlassen, was allzu gelehrt, allzubesonders, allzuwichtig ist; um sich mit demjenigen zu beschäftigen.

Die Illusion der Malerey mittelst der Farben hat mit der Allegorie gar keine Verwandtschaft; und diese hindert auch nicht einmal jene, weil sie sich lauter Bilder aus der Natur bedient, die sie nur auf dem andern Ort als sie in der Natur sind, versendet. Es ist auch offenbar, daß ein malerischer Gedanke, der in der Zeichnung richtig und schön ist, nicht unrichtig und abgeschmackt werden kann, bloß weil die Gegenstände mit ihren natürlichen Farben vorgestellt werden. Die vortrefflichsten Werke der berühmtesten Maler, und wie wir oben gezeigt haben, unsers Verfassers eigenes angegebene Gemälde bezeugen das Gegentheil. Es wäre ein großer Schaden für die Malerey, wenn man sie eines so wichtigen Hülfsmittels, als die Allegorie ist, berauben wollte. Ann. des Lieb.

beschäftigen, was natürlich und Wohlthätig ist; und unsers Beyfalls versichert seyn kann; damit sie auf diese Weise ihrem vornehmsten Zweck erhalten möge, nämlich: das scheinbare Daseyn, der Bortürfe, die sie schildert. Sonst werden wir wider sie anwenden, was Horaz von der Schauspielkunst sagt, welche ihr so nahe verstanden ist:

Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Wir können es also in der Malerey für eine sichere Maxime annehmen: daß ein historisches oder moralisches Stück nothwendig viel von seiner natürlichen Einfachheit und Anmuth verlieren müsse, wann das geringste emblematische oder räthselhafte, sichtbar oder geradezu darinnen gemischt ist. Als wann man z. B. den Thierkreis mit seinen zwölf Zeichen in ein Gemälde bringen wollte **; dann da derselbe nichts ähnliches in

* Dieser Satz ist durchaus falsch, und hat weder in der Natur der Malerey noch der Allegorie den geringsten Grund; und widerleget sich also selbst. Anm. des Lieb.

** Dieß hat Raphael in seinem berühmten Carton vom Urtheil des Paris gethan. Da aber dieß Stück niemals gemallet worden ist, sondern bloß für den Kupferstecher Marcus Antonius verfertigt worden, so es ist nicht tadelhaft, wie wir oben angezeigt haben. Anm. des Verf. Wer hätte aber dem Raphael verwehren können, dieses Stück zu malen; und wann er es auch ausdrücklich zur Malerey gezeichnet hätte, so ist sehr zu zweifeln, daß er seinen Gedanken auf andere Art würde ausgedrückt haben. Anm. des Lieb.

in der wahren Natur hat*, so kann er die Sinne nicht gewinnen oder Glauben bekommen, weder durch einen poetischen Enthusiasmus, noch durch Erzählung von der alten Religion oder Glaubern. Hidurch werden wir nur bewegt, die yberrlichen Personen und wundersamen Gestalten für glaublich zu halten, so wie sie die berühmtesten Maler alter und neuerer Zeiten, zu Folge der Theologie und dem Glauben verschiedener Völker, sinnlich vorgefesselt haben**. In unserm Gemälde insbesondere ist nichts von emblematischem und räthselhaftem***; dann was den doppelten Weg nach dem Berge

* Wann dieß der Grund seyn soll, so muß er auch in einer Zeichnung keinen Glauben finden. Anm. des Ueb.

** Es ist nicht wohl zu begreifen, warum dadurch bloß Personen, und nicht auch andere allegorische Bilder sollten können gerechtfertiget werden. Zudem beruhet die poetische und materische Wahrscheinlichkeit der allegorischen Personen, nicht sowohl auf dem Glauben oder der Religion alter Völker; dann sonst müßten wir, die wir diese Religion nicht haben, solche unwahrscheinlich finden, sondern vielmehr auf den Befehlen der poetischen Erdichtung, nach welchen die Dichter und Maler noch täglich neue allegorische Personen schaffen können. Anm. des Ueb.

*** Wir haben oben das Gegentheil gezeigt. Die Ausflucht, daß der bergichte Weg in der Natur also seyn könnte, ist unzulänglich; dann freylich haben alle allegorische Bilder auch eine natürliche Bedeutung. Es kann auch ganz wohl in der Natur ein Tempel auf einem Berge liegen, er kann also nicht einmal

Wage und nun dem Thal betrifft, so kann man sich denselben noch leichter Weise an dem Fuße eines Berges vorstellen. Wenn wir aber auf dem Gipfel desselben den Palaß oder die Burg der Tugend, über die Wolken hervorragend vorstellen wollen: so würde es unsern Gemälde ein räthselhaftes und geheimnißvolles Wesen geben, und nothwendig dessen Simplizität und Natürlichkeit zerstören.

Nun, wir müssen wohl merken: daß je weniger Objecte außer den durchaus nothwendigen wir einem Gemälde vorhanden sind, so leichter ist es dem Auge, auf einen Blick, das Ganze zu begreifen. Die Vervielfältigung der Objecte, wann sie gleich von niedrigerer Art, machet es schwerer, die Unterordnungen in der Composition oder Ordonnance eines Stückes zu beobachten; und wann nicht

einmal dem Gemälde, wie der Verfasser meint, ein geheimnißvolles oder unnatürliches Ansehen geben; so wenig wie die übrigen darinn vorgestellten natürlichen Dinge, welchen nach der gemachten Anordnung eine allegorische Bedeutung gegeben werden muß. Anm. des Ueb.

Wann hingegen auch alle Vorwürfe, sie mögen lebendig oder leblos seyn, nach einer gehörigen Unterordnung angeordnet sind, so ist das Auge zufrieden, wann ihrer auch noch eine so große Menge ist. Man muß daher diesen sonst ganz richtigen Satz, nicht zu weit ausdehnen, und daraus schließen, daß unter zweyen Gemälden über eine Geschichte, welche sonst von gleicher Güte sind, dasjenige das beste seyn müsse, in welchem die wenigsten Gegenstände anzutreffen sind. Zu einer Anbetung der Könige sind keine

nicht eine vollkommene Unterordnung der Dinge wahrhaftig ist, so bleibet die Ordnung, welche ein wesentliches Geiz der Schönheit ist, selbst unvollkommen. Nun aber kann die Unterordnung in einem Gemälde nicht vollkommen seyn; „Als wenn es also angeordnet ist, daß das Auge nicht alle die verschiedenen Theile desselben mit Bequemlichkeit

keine Personen wesentlich als die heilige Familie und die drey Könige. Der Schauplatz ist ein Stall, der alle Aussicht verschleiert, und selbst von allen Gegenständen entblößt ist; indem nichts als eine Krippe darinn vorhanden seyn darf, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß man aus diesen wenigen Gegenständen nicht ein vortreffliches Gemälde machen könne. Ist aber deswegen ein Rubens zu tadeln, wann er in ein solches Gemälde, außer den wesentlichen Personen, noch ohngefähr achtzehn Nebenpersonen nebst Pferden, Hunden und andern Thieren einführet; den Stall in einer Art von gewölbten Fels dichtet, wo man oben einen herabhängenden Baum nebst dem fernen Himmel sehen kann, aber alle Gegenstände in eine so vortreffliche Ordnung setzet, daß sich auch das allernachlässigsten Auge in diesem Gemälde, (welches 1621 von Lucas Vostermann gestochen worden) niemals verirren wird. Die Menge und die Verschiedenheit der Gegenstände kann öfters zum Ausdruck selbst, zur Pracht und zur Annehmlichkeit ungemein viel beytragen; sonst müßten die Kenner einen le Brän loben, daß er in seinen vortrefflichen historischen Stücken schlechte Landschaften gemallet hat, weil er dadurch die Menge von Gegenständen, woraus eine schöne Landschaft bestehet, gespart hätte. Anm. des Lieb.

»Sitt durchlaufen, und mit dem Blicke beständig auf
 »den Hauptgegenstand, um dessen Willen alles da
 »ist, zurückkehren kann; sondern daß es auch ohne
 »bey den Nebentheilen aufgehalten zu werden, in
 »dem Mittelpunct des Gemäldes gleichsam unbeweg-
 »lich ruhen, und alles was dafelbst vorgestellt ist,
 »in der vollkommensten und angenehmsten Ueberein-
 »stimmung übersehen kann.»

Sechste Abtheilung.

Von den zufälligen Zierrathen.

Man ist noch übrig von den besondern Zierrathen, welche weder zu den Figuren, noch zu der Hauptsicht gehören, zu handeln: als die Maschinen oder Gottfellen in der Luft, die Winde, Liebesgötter, Vögel, Thiere, Hunde und andere Sachen, welche ohne besondere Nothwendigkeit, und bloß aus eistner Art von Laune des Malers, eingeführt werden. Da diese aber hauptsächlich zu dem gemeinen und ordentlichen Leben gehören, so kann unser Gemälde, welches durchaus den epischen, heroischen und tragischen Styl erfordert, nicht leicht etwas von dieser niedrigeren Art zulassen.

Man muß aberdies bedenken, daß der Zuschauer geneigt ist, in einem Werke von der Art und dem Wesen des unstrigen, Geheimnisse zu suchen und

- Diese gehören hieher, wann sie bloß Zierrathen sind, und nicht einen Theil der Geschichte oder Fabel ausmachen, und also in den Gemälden wesentlich sind. Anm. des Verf.

und also das emblematische mit dem bloß historischen und poetischen zu vermischen; daher muß man in diesem Falle besonders Sorge tragen, daß man nicht Gelegenheit zum Irrthum und Mißverständniß gebe, wann man in eine sorgfältige Betrachtung solche Zusätze oder zufällige Dinge hineinbringen wollte, welche anstatt die Gemälde zu erläutern, oder die Figuren zu charakterisiren; nur das Auge hin und wieder locken und zerstreuen, und die Beurtheilungskraft der kühner Zuschauer verwirren würden.

Man möchte zwar wohl zweifeln, ob es möglich sey, die beiden Frauenspersonen, welche mit dem Herkules zugleich vorgestellt werden, deutlich zu schildern; ohne sie auf andere Art zu unterscheiden, als oben ist angezeigt worden. — Es ist aber nicht allein möglich, sondern auch gewiß und unfehlbar für jeden guten Kopf, der nur etwas von dem Leben des Herkules weiß, ohne diese Geschichte insbesondere gehört zu haben. Doch wann man nichtsdestoweniger einige äußerliche Zeichen hinzuthun will, welche die beiden Personen der Tugend und der Wohlthat noch deutlicher bestimmen, so kann es geschehen, ohne daß man nöthig hat, zu Dingen, welche absolut und gänzlich zu der emblematischen Art gehören, seine Zuflucht zu nehmen. Es könnte auf folgende Art zu Stande gebracht werden.

Der Nachdruck, oder die natürliche Kraft der Tugend ward in der alten moralischen Philosophie durch zwey Wirkungen ausgedrückt: nämlich die

Schuld

Geduld und Mäßigung *, oder wie man sie sonst nennen könnte, das müthige Ertragen und die Enthaltſamkeit. Für dieſe kann der Baum oder Gebiß, welcher neben der Tugend liegt, zum genügsamen Bilde dienen, und für jenes der Helm auf eben ſolche Weiſe **, zumal, da es beides Stüde ſind, welche ſich vor Helden ſehr wohl ſchicken (welche als Krieger zugleich gute Reiter waren ***) und auch ſich fügl. tragen laſſen, daß man alſo wohl vorausſehen kann, daß die Tugend ſie mitgebracht habe.

An der Seite der Wolluſt können verſchiedene Gefäße und andere Geſtirre, worauf Tritonen vor Satyren, Faunen und Bacchanalien **** getrieben
 D 2 sind,

* *Kagrosia, Epygarola*: Sie wurden in der emblematiſch-moral. Philoſophie der Alten, als Schwefeln beſchrieben. Daher kommt das bekannte Gebot: *Abstinere et abstinere*, ſuſtine et abſtine. Anm. des Verf.

** Es iſt nicht wohl zu begreifen, wie unſer Verfaſſer behaupten kann, daß dieſe Bilder nicht abſolut und gänzlich zu der emblematiſchen Art gehören. Sie gehören im allerſigentlichſten Verſtande dazu. Anm. des Verf.

*** Caſtor und Pollux; alle Helden des Homer; Alexander der Große und andere. Anm. des Verf.

**** Unſer Verfaſſer ſcheint vergeſſen zu haben, daß er oben hat behaupten wollen, wie man in einem Gemälde nicht Bilder bringen muß, welche in der wahren Natur nichts ähnliches haben. Die Faunen und Satyren ſtehen mit dem Thierkreis in dieſer Abſicht in gleicher Gattung. Hier iſt alſo ein neuer

sind, ein Bild der Schwelgerei abgeben; und einige Draperien, welche nachlässig auf die Erde geworfen, und auf einem benachbarten Baum gehangen; eine Art von Hütte oder Lager für diese weibliche Göttinn ausmachen, erregenden Gedanken von mehreren Bequemlichkeiten, und geben ein Bild von weiblichen, lässigen und vertrieben Leidenschaften an die Hand. Stärkere Dämon; das sich der Natur zum Ausdruck dieser Neigungen nicht besternte, weil sonst zu befürchten ist, daß er zu viel thun könnte, und sie allzu lebhaft ausdrücken. Die Zeichen dieser Neigungen müssen ohnedem in den Gesichten und der Leibesgestalt dieser dritten Figur, stark ausgedrückt werden; welche überhaupt verständlicher und eher einzusehen ist, als die andere, welche ihr in unserer historischen Zeichnung entgegen gesetzt ist.

Beschluß.

Wir können diese Betrachtung mit einer allgemeinen Anmerkung schließen, welche aus dem, was bisher ist gesagt worden, natürlich zu folgen scheint: daß ein wahrer Historienmaler eben die Wissenschaft, eben dasselbe Nachdenken, eben denselben Zweck haben muß, als ein wahrer Dichter. Niemals kann ein Dichter, der diesen Namen mit Recht verdienet, ein eigentlicher Erzähler oder Historien-schreiber werden. Er beschreibet nur eine einzelne Handlung, nicht die Handlungen eines einzelnen

neuer Beweis, daß dergleichen Sinnbilder in Gemälden keine falsche Wirkung machen. Anm. des Ueb.

jetzen Menschen oder Volkes. Eben: also muß der Maler auch die Geschichte bearbeiten, nur ist er in der That mehr eingeschränkt; dann es würde lächerlicher seyn, zwey oder drey besondere Handlungen oder Theile einer Geschichte in ein Gemälde bringen zu wollen, als zwanzig oder dreßsig in ein Gedicht.

Es ist bekannt, daß eine jede Gattung von Poesie natürliche Verhältnisse und Schranken hat, und es würde eine große Thorheit seyn, wann man sich einbilden wollte, daß in einem Gedichte bey nichts Maaß oder Zahl zu beobachten sey, als in dem Verse. Eine Elegie und ein Singsgedicht haben ebensowohl ihr bestimmtes Maaß und Verhältniß, als ein Trauerspiel und ein episches Gedicht. So sind auch in der Malerey und Bildhauerkunst gewisse Maaße und Verhältnisse, welche nöthig sind, um ein Stück zu bilden. Als z. B. bey bloßen Portraits, ein Kopf oder ein Brustbild; zu jenem gehört, der Hals oder wenigstens ein Theil desselben zu diesem die Schultern und ein Theil der Brust. Wann man etwas dazu oder davon thut, so ist es kein Stück mehr; es ist ein verstümmelter Kumpf ein entgliederter Körper. Der Gebrauch oder die Gewohnheit ist nicht, allein die Ursach hienon, sondern die Natur der Sache selbst; dann es sind gewisse Theile des Körpers, welche natürlicher Weise zusammengehören, und gemeinschaftlich vorgestellt werden müssen. Wann daher der Abschnitt nicht mit Verstande gemacht ist, so wird es abgeschmackt, und sieht eher einer Abnehmung in der Wundarzney, als einer schreibbaren nach der Regel der Kunst eingetragenen

gerichtet: Mithailung ähnlich. Und also ist es in allen nachahmenden Künsten ausgemacht, daß was nach der Natur gezeichnet ist; um in uns das Bild eines natürlichen Vorwurfs, nach seiner Schönheit und Wahrheit, zu erregen, in gewisse für sich vollkommene Theile und Schranken begriffen seyn muß, welche uns mit der Natur selbst die Verbindung und Vereintigung ihrer Theile vorbilden. Dies ist die natürliche Bemerkung oder vorhergehende Empfindung der Einheit, vermittlest welcher wir, selbst den Werken der geringeren Künstler den Namen eines Stückes vorzüglicher Weise belegen, um dadurch die Richtigkeit und Wahrheit des Werkes anzuzeigen.

Um also in der Bildung wahrer Schönheiten desto besser fortzukommen, wäre es zu wünschen, daß ein Künstler, welcher genugsam einsähe, was ein rechtes Gemälde auf sich hat, nachdem er die Wissenschaft von dem Ganzen und seinen Theilen erlangt hätte, sich hernach Mühe geben wollte, die moralische und poetische Wahrheit zu studiren; daß auf diese Art die Gedanken, Sentiments oder Sitten, welche den ersten Rang in seinen historischen Werken haben müssen, der höhern und edlern Sattung der Menschheit, welche er bearbeitet, dem Geiste des Zeitalters, worinn seine Geschichte vorgegangen sind, und der vornehmsten oder Hauptaction, die er vorstellen will, angemessen seyn müßten. Alsbann würde er sehr leicht, die gezwungene Anmuth, übertriebene Leidenschaften, und wunderliche Formen vermeiden lernen, welche eben sowohl als das bloß seltsame und groteske, die wahre

Sim-

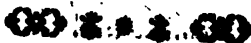
Einfachheit und Einheit zusehen, die in einem Gemälde notwendig ist: und er würde sehr leicht finden, wie wohl es ihm ansehe, in dem Eplorit gemäßiget, ernsthaft und sittsam zu seyn, ob gleich die Gewalt der Mode, und der neuere Geschmack in diesem Theile der Kunst, Schimmer und Ausschweifung, so allgemein zu machen gewußt hat.

Es ist aber nicht allein aus der Vernunft offenbar, sondern es erhellet auch aus der Geschichte und Erfahrung, daß nichts der Malerey, Baukunst und den übrigen schönen Künsten schädlicher ist, als der falsche Geschmack, welcher mehr auf das fällt, was die Ehre unmittelbar rühret, als was in der Folge und durch die Betrachtung dem Geiste gefällt, und Nachdenken und Verstand zu feiner Wirkung erfordert*. Dann so lange wir die Malerey mit eben dem Auge ansehen, mit welchem wir reiche Stoffe, und bunte seidene Zeuge betrachten, so wie sie die Frauenzimmer tragen, oder wie sie zu Kleidern, Equipagen und Tapeten gebraucht werden, wissen wir notwendig weibisch in unserm Geschmacksseyn, und alles gänzlich falsch verstehen, und falsch beurtheilen. Dann man kann von der Malerey mit Recht sagen: daß ob sie sich gleich der Farben bedienet und dieselben als Mittel gebrauchet, um ihre Absichten auszuführen, so ist doch nichts weniger ihr Zweck, als ein Schauspiel von Farben zu machen,

- * Aus dieser wichtigen Ursach hätte unser Verfasser nicht suchen sollen, der Malerey ein vorzüglich hiers auf sich beziehendes Stück, nämlich die Allegorie zu rauben. Vom. Des. Ueb.

machen, oder durch ihre Mischung den Sinnen besonders zu schmeicheln. Ein Vergnügen von dieser Art würde in der That besonders unangenehm seyn, weil es gar keine Verbindung mit dem eigentlichen Ergötzen hat, welches aus dem Vorwurf und dessen Bearbeitung selbst entspringet. Dann der Vorwurf ist sowohl in Absicht auf die Wissenschaft als auf das Vergnügen vollkommen vollendet, so bald die Zeichnung gemacht, und also die vorgenommene Nachahmung fertig ist. Folglich ist es jederzeit am besten, wann das Colorit gemäßiget ist, und nur als eine Nebensache betrachtet wird.

3.
 Dieser Satz braucht einer größern Einschränkung; man kann so wenig behaupten, daß das am meisten gemäßigete Colorit allezeit das beste sey, als daß der Maler einen Vorwurf vollkommen ausgeführt habe, wann die Zeichnung zu einem Gemälde fertig ist. Das Colorit giebt nicht allein durch seine richtige Harmonie, ein sehr gegründetes Ergötzen, sondern der Maler braucht dasselbe auch zu so vielen Ausdrücken öfters so nothwendig, daß man nicht wohl sagen kann, er habe durch die bloße Zeichnung schon seinen ganzen Zweck erreicht; der Maler kann vielmehr ganz wohl bey einer Zeichnung, die er ausdrücklich macht, daß sie gemallet werden soll, schon an die Disposition des Colorits denken, (so wie etwa der Tonkünstler bey der Verfertigung der Hauptmelodie schon an die Begleitung denket) und in manchen Fällen etwas in der Zeichnung auf solche Art einrichten, als nicht würde geschehen seyn, wann die Zeichnung nicht hätte sollen coloriret werden.
 Anm. des Ueb.



Lehrbuch profaischer und poetischer Wohlredenhelt in verschiedenen Schreibarten und Werken, zu akademischen Vorlesungen eingerichtet von M. Johann Bernhard Basedow, Professor der Moral, schönen Wissenschaften und der deutschen Sprache in Doro. Kopenhagen im Verlage der Kothischen Buchhandlung, 1756. 622 Seiten in Octav, ohne Vorrede und Inhalt.

Man hat sich zwar, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede, über keinen Mangel an Lehrbüchern der schönen Wissenschaften zu beklagen, nachdem uns ein Rollin, Bouhours, Bateux, Breitinger, May, Meier und Gottsched, in neuern Zeiten verschiedene Schriften von dieser Art geliefert. Aber alle diese Männer, sagt unser Schriftsteller ferner, haben sich nicht so weit heruntergelassen, ein Buch zu schreiben, dessen Erklärung in einem halben oder ganzen Jahre vollendet werden könnte, und welches wirklich den ganzen Umfang der profaischen und poetischen Wohlredenhelt mit gemäßigten Schritten durchhellte. Diesem Mangel hat er also durch gegenwärtiges Werk abzuhelfen gesucht, und wenn durchgehends die Sorgfalt angewendet worden wäre, mit welcher wir eintzige ziemlich schwere Materie abgehandelt finden; so würde es gewiß ein bloßes Compliment seyn, wann der Herr Verfasser sagt, er wolle nur einen

Wellekt oder Schlegel oder Gärtner durch seine Schrift lebhaft erinnern, daß es an einem bequemen Handbuche der ganzen Wohlthedenheit, wenigstens in deutscher Sprache, bisher noch fehle.

Wir wollen unsern Lesern von allem, was dieses Lehrbuch wichtiges und neues enthält, einen Begriff zu machen suchen, und wo es nöthig seyn wird, unsere Beurtheilung mit Bescheidenheit hinzuthun. Wir werden aber einige Materien, als nicht zu unserm Vorhaben gehörig, um desto mehr mit Stillschweigen übergahen können, da der Herr Verfasser selbst von ihnen geteget, daß sie weggeschoben wären, wenn er nicht ursprünglich für den dänischen jungen Adel geschrieben hätte, dem zu gefallen verschiedenes Flehen Platz darinn hat finden müssen. Von dieser Art sind unter andern einige grammaticalische Vorschriften und Anmerkungen, und ein Verzeichniß von allen Gelegenheiten, wobey man bey Höfen und Gesandtschaften und andern öffentlichen Gelegenheiten, Reden zu halten pflegt.

Das ganze Werk enthält drey Theile, davon der erste von den gemeinschaftlichen Regeln der Prosa und Poesie handelt und in drey Hauptstücke abgetheilet ist.

In dem ersten Hauptstücke wird von der Verschaffenheit, Verwandtschaft und von dem Nutzen der schönen Wissenschaften überhaupt, von den Kräften eines schönen Geistes, von dem Geschmack und endlich von den nöthigen Beschäftigungen eines schönen Geistes gehandelt. Es ist zu bedauern, daß dem Herrn Verfasser gefallen, diesen überaus wichtigen Materien nur 10 Octavseiten zu widmen.

Die

Die Ueberschriften der Paragraphen scheinen nicht zu versprechen; man schlägt begierig auf, und wundert sich die Materie kaum berührt zu sehen. Was hätten nicht von der Verwandtschaft der schönen Wissenschaften oder von den Kräften eines schönen Geistes, für nützliche Anmerkungen vorgebracht werden können. Der Geschmack wird gar nicht erklärt, auch nichts von seiner Verschiedenheit und Veränderlichkeit, in wie weit er von den äußern Umständen, als von der Mode, Beziehung und Gewohnheit, Veränderungen leiden kann, erwähnt. Wir lesen auch nichts von dem Charakter eines schönen Geistes, von dem Genie, und von verschiedenen andern nützlichen Materien, die allhier vorzüglich einen Platz verdienen hätten: wolle der Herr Verfasser etwa sich damit entschuldigen, daß er diese wie auch andere ausgelassene Materien in seinen Vorlesungen nachhole, so hätte er theils doch die ersten Gründe seiner Meinung von solchen wichtigen besondern Materien anzeigen sollen, theils sich erinnert haben, daß er wie er selbst in der Vorrede sagt, nicht bloß zum Gebrauch seiner Vorlesungen, sondern auch für die Kenner der schönen Wissenschaften habe schreiben wollen, welche in einem neuen Buche, neue Gedanken suchen. Unter den Büchern, die zur Bildung des guten Geschmacks angerathen werden, finden wir mit Verwunderung ein Journal unter dem Titel, das Armutliche in der neuern Gelehrsamkeit. Dieses wird hoffentlich eine Schrift seyn, welche in den hiesigen Gegenden noch unbekannt ist; dann hat Dantsch aus der armutlichen Gelehrsam-

Lauteit kann ein Mann nur der Einsicht des Herrn Basileus, wohl unendlich den Anfängern anrathen, deren Geschmac noch nicht gefest ist. Doch wir möchten auch wohl wissen, warum er ihnen eine solche Föcher's gelehrten Lexicon zu lesen.

Das zweyte Hauptstück verdient es, daß wir uns etwas länger dabey aufhalten. Es handelt von der Materie und den Gedanken.

Im § 14-16; werden die gewöhnlichen Regeln von der Erfindung des Hauptinhalts und des Stoffes gegeben. Den Werth dieser Regeln überhaupt wird § 17 sehr vernünftig bestimmt. »Es kann den schönen Wissenschaften nicht schaden, heißt es, daß einige, die sie (die Regeln der Erfindung) gelernt haben, nichts Gutes, andere, die keine Vorlesungen darüber gehört haben, recht viel über diesen oder jenen Inhalt zu sagen wissen. Man muß erst Geule, Arbeitsamkeit, Erfahrung und Wissenschaften auf beyden Seiten gleich machen, und alsdann beyden einen Hauptinhalt geben, worvon ihnen beyden gleich viel und wenig bekannt ist, alsdann wird das Hülfsmittel der Regeln gewiß den Ausschlag geben.«

In der Folge zeigt der Herr Verfasser, wie man seinen Inhalt überdenken, die Begriffe sowohl als die Sätze recht verstehen, und sich von der Wahrheit derselben überzeugen soll; (bey welcher Gelegenheit uns § 21 wie man Sätze verstehen muß, etwas undeutlich geschienen hat.) Ferner handelt er von den Erklärungen, Beweisen, Vergleichen und ihren verschiedenen Arten. Im 33 § wird der Unterschied dem philosophischen, mathematischen und poetis

poetische Wahrscheinlichkeit gründlich aus einander
 gesetzt. Wenn es aber von der letztern heißt:
 »bald ist es zur poetischen Wahrscheinlichkeit genügt,
 »daß eine Sache, die man erdichtet, irgend einmal
 »geschehen sey, z. E. daß Mene reden,« so scheint
 uns diese Bestimmung überflüssig, indem die äsopis-
 sche Fabeln, ohne sich darauf zu stützen, daß es zu-
 mals geschehen sey, den Thieren, ja sogar den lebde-
 sen Dingen eine Sprache läßt, wie der Herr Ver-
 fasser am Ende des § selbst zu bemerken scheint.
 § 41 Der und die folgenden betrachten die wahrschein-
 lichen Beweise, die Induction und Instanz sehr
 gründlich und philosophisch. Jedoch wir eilen zu
 der Abhandlung von den Affekten, welche viel
 neue Anmerkung enthält, und mit einiger Sorgfalt
 abgehandelt ist. Wir sagen dieses von der Ab-
 handlung von den Affekten selbst, dann im § 53, 58,
 wo das Vorhaben von den Affekten zu handeln ent-
 deckt wird; hätten wir mehr Geduldlichkeit anzutref-
 fen gewünscht. Warum hat es z. E. dem Herrn
 Verfasser § 54 gefallen zu behaupten, man sollte
 die Wörter, Lust, Unlust, Begierde, Abscheu u. s. w.
 durch keine Definition, sondern durch Exempel zu
 erklären suchen? »Sie sind das erste, sagt er, das
 »wir vor unserm Willen wissen.« Wohl! allein
 haben alle diese Exempel, dadurch er sie erklären will,
 nichts gemein; daran diese Gemüthsveränderungen
 in ihrer Art erkannt werden könnten? Und was
 hat er an den vortrefflichen Erklärungen, die Car-
 tes, Wolf, Baumgarten* und andere, von ein-

zelnen

* Des Cartes des Passions de l'âme. Wolfs deutsche
 Metaphysik § 439 folg. Baumgarten Metaphysica
 P. III. C. I. Sect. 17.

ihnen Exempeln abgefondert haben, anzufügen gefunden? Sie konnten ihm wohl nicht unbekannt seyn; und hätte er Schwierigkeiten dabei gefunden, so hätte er sie seinen Lesern billig anzeigen sollen. Im § 56 von dem Temperamente hätten wir auch etwas von dessen Verschiedenheit überhaupt, und insbesondere von dessen Veränderung in den dreien Stufen des menschlichen Alters, und durch die unterschiednen Umstände, als die Lebensart, Erziehung und Gewohnheit, anzutreffen geglaubt, wie diese verschiedne Materien im zweyten Buche der Rhetorik des Aristoteles sehr gründlich abgehandelt, und wirklich zu Erregung und Dämpfung der Affekten von sehr großen Nutzen sind.

Wir würden von dem Herrn Verfasser nicht so viel fordern, wenn er nicht in der Folge, bey der Lehre von den Affekten, gezeigt hätte, daß er es wirklich hätte leisten können. Wir finden darinn Spuren eines philosophischen Geistes, der richtig denkt, und öfters sehr gründliche Anmerkungen macht; der aber näher zu seinem Endzweck gelanget seyn würde, wenn er die neuern Weltweisen hätte fleißiger brauchen wollen. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt folgen.

Im § 58 erklärt er das Wort Affekt oder Gemüthsbewegung, durch eine starke und heftige Wirklichkeit des Willens, und verwirft des Herrn Bar, v. Wolfs Definition, der ihn in seinen lateinischen Schriften durch *conatum vehementiorem producendi vel impediendi perceptiones praevisas*, und anderswo durch ein starkes sinnliches Begehren oder Verabstreuen, erklärt. Der Unterschied moit

des Begehrens. Nichts hinzuzusetzen, wird schicklich erscheinen, weil Freude etwas anderes, als Begehren, und nicht an jedes thörichte Begehren knüpflich ist. Der Herr Verfasser hat bedenklich daran, daß sich nicht bei den neueren Philosophen nichts anders heftiger als unbedeutlich; so würde vorerst kein zweyter Einwurf ganz gewiß weggesessen seyn. Will wir aber bey der Freude gar kein Begehren, so sind wir losen; so kann er sich vielweniger eine Willensfreiheit des Willens annehmen, indem ohne Begehren der Wille nicht wirken kann. -- Das Unterscheid (eben daselbst) zwischen wirklichen und eingebildeten Affekten hat seinen guten Grund. Der wirkliche Affekt, sagt der Herr Verfasser, hat Vergnügen und Misvergnügen, Verlangen oder Verabschönerung an einer Sache, die der Verstand mit Gewisheit, Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung für wirklich hält. Der eingebildete ist eigentlich nur eine Idee, was für Affekt wir haben würden, wenn das, was wir ihm Vermuthung der Wirklichkeit als möglich denken, vermuthlich, wahrscheinlich oder gewiß wirklich wäre. Die Gründe hängen, die er § 59 anführt, warum ein jeder eingebildeter stärker Affekt mit einigen kleinen wirklichen Affekten verbunden sey; können uns nicht vollständig diese seltsame Erklärung zu erklären.

Wiederum theilet er die Affekten in acht und unächte ein; und auch diese Einteilung ist in der Theorie der schönen Wissenschaften von sehr großem Nutzen. Der Gegenstand des achten Affektes ist das wirkliche Schicksal der Menschen, am meisten aber unser eigenes. Die Wichtigkeit aus

Wahrscheinlichkeit eben diesen Schicksal trägt auch vieles zu dem Grade des Affekts bey. Wenn aber diese Schicksale episch oder dramatisch, d. i. in Erzählungen oder in theatralischen Vorstellungen nur als möglich abgebildet werden; so entsteht ein unächtter Affekt. Diesen Affekt zählt der Herr Verfasser zu den unächtlichen. Denn wir werden während der Erzählung, oder der theatralischen Handlung, oft in langer Zeit nicht erinnert, daß wir möglichen Schicksale vorgestellt werden. Daher halten wir sie für wirklich; und wenn sie von der Wichtigkeit sind, so gerathen wir darüber in wirkliche Affekten, bis wir durch irgend einen Umstand unserer Erinnerung erinnert werden. — Wenn wir ein gar zu großes unächttes Schrecken, einen gar zu großen unächtten Ekel davon annehmen; so finden wir aus den Erfahrung, daß es uns angenehm sey, unächte Affekten gehabt zu haben; (die Ursachen, die hiervon ausgeführt werden, thun uns abermals nicht völlig Genüge.) — Die eingebildeten Affekten erwecken oder erzeugen auch einige wirkliche Affekten. Die unächtten Affekten aber werden in eingebildete verwandelt, so bald man seines Irrthums gewahr wird; daher ist es ein Mittel zu Erweckung und Erzeugung wirklicher Affekten, wenn man eingebildete und unächte veranlasset.

Im § 66 und folg. zeigt der Herr Verfasser die Mittel an, einen Affekt zu erwecken, zu erzeugen und zu lenken. Er nennet aber einen Affekt erwecken, wenn die Leidenschaft schon wirklich in der Seele da ist, und nur zum Ausbruche gebracht werden soll. Dingen wird ein Affekt erzeugt, wenn

schwa

schwere Neigungen, die eigentlich keine Leidenschaften ausmachen, in Wirksamkeiten des Willens verwandelt werden sollen. Ist aber der Affekt schon wirklich erzeugt oder erweckt, so muß er auf die gehörigen Mittel, sich wirksam zu zeigen, geleitet werden, und dieses nennt er der Affekt lenken.

Im § 75 schreitet er zu den besondern Arten der Affekten fort und macht mit der Freude den Anfang; wo er zeigt, durch welche Mittel alle Gattungen derselben vermehrt und gedämpft werden können. § 76 Mittel und Gegenmittel der Trägheit § 77 von der Liebe und ihren Gattungen: § 78 von den verschiedenen Gattungen des Hasses und Unwillens. Bey welcher Gelegenheit wider die Erklärungen, die vom Zorn und von der Verachtung gegeben werden, vieles einzuwenden wäre, wann nur der Raum eine solche Weitläufigkeit erlaubte. Ueberhaupt wird man bemerken, daß der Herr Verfasser öfters Mittel vorschlägt, einen Affekt zu erzeugen oder zu dämpfen, die nicht aus der von ihm gegebenen Erklärung fließen, und da die Mittel selbst ihre Nichtigkeit haben, so ist dieses ein offener Beweis von der Unzulänglichkeit der Erklärungen. Die Mittel, die er z. B. S. 80 zur Dämpfung des Zorns anpreiset, können diese Wirkung nicht haben, wenn der Zorn nicht eine Unlust über ein angethanenes Unrecht ist, wie solcher von den meisten Weltweisen erklärt wird. Nach des Herrn Verfassers Erklärung S. 79 aber ist er bloß ein plötzlicher heftiger Unwille, der die Besserung des andern zum Endzweck hat, oder wenigstens für andere durch Strafe ein Exempel

stiften will. § 79 von den Vorstellungen gegen die Wollast, davon aber gar nichts gesagt, und der Leser auf die Moral verwiesen wird. § 80 von den Vorstellungen für und wider die Ehrbegierde. § 81 von der Beförderung und Dämpfung der Geldlücke, und endlich § 82 und folg. von andern Willenshätigkeiten, die mit den Affekten Verhältnisse haben, als der Wuth, die Verwünschtheit, die Eifersucht, der Argwohn u. f. w.: welche alle mit einer fast unvergeblichen Kürze übergangen werden. Die Mittel, die der Herr Verfasser zu Erregung und Dämpfung aller Arten der Affekte vorschlägt, sind zwar unermesslich; allein wir glauben, sie hätten weit fruchtbarer seyn können, wenn der Endzweck, ein bequemes Handbuch der Wohlredenheit zu schreiben, dem Herrn Verfasser erlaubt hätte, tiefer in die Wahrheiten der Seelenlehre einzudringen, und die Erklärungen der modern Weltweisen zum Grunde zu legen, die alle als eben so viel *notiones directrices* anzusehen sind. § 85 und folg. von den Nebenbetrachtungen, Exempeln, dem Gegentheile, von dem Gebrauche der Belesenheit, von Folgerungen und Vermuthungen u. f. w. Ferner § 91 von scharfsinnigen, witzigen und satyrischen Einfällen. § 94 von der oratorischen Vorsichtigkeit nach Rollins Maniere d'etudier & d'enseigner les belles lettres T. II. § 95 von der Wahl und § 96 von der Wahrheit der Gedanken und endlich § 97 von der natürlichen Denkungsart, sind lauter vielsprechende Ueberschriften, die aber in der Ausführung sehr kurz abgefertiget worden. Besonders hätten wir gewünscht, zum Nutzen der angehenden

haben die Inhaber der schönen Wissenschaften, die beyden Materien von der Wahrheit der Gedanken, und von der natürlichen Denkungsart etwas weitläufiger abgehandelt zu sehen. Vielleicht hätte an andern weit unerheblichern Materien der Raum zu diesen; und andern ausgelassenen wichtigeren Anmerkungen, vollkommen wieder erspart werden können.

Das dritte Hauptstück von dem Ausdruck und der Schreibart enthält von § 92 bis § 148 fast lauter grammatische Vorschriften, die, wie wir bereits oben erinnert, nicht zu unserm Vorhaben gehören. § 148 von der Undeutlichkeit, die aus langen Perioden entsteht, davon § 149 ein kaiserliches Schreiben von 1713 zum Exempel angeführt wird. Man hätte vielleicht gewünscht, Exempel hievon aus einem Redner oder andern Schriftsteller zu lesen, weil der Kanzleystyl überhaupt, ungeachtet als einem Grunde, unangenehm zu lesen ist. — Endlich hat sich der Herr Verfasser die Mühe genommen § 151 dieses kaiserliche Schreiben in kurze Perioden abzufassen.

Im § 153 sind alle die Exempel, die von gleichgültigen Redensarten angeführt werden, unsers Erachtens nur in sehr wenigen Fällen gleichgültig, und wäre zu wünschen, daß sich unsere deutsche Gesellschaften angelegen seyn ließen, ein solches Werk im Deutschen zu Stande zu bringen, als des Abts Stroud *Synonymes françois für die Franzosen* ist. Ein solches Werk werde der Kühnheit unserer kleinen Geister Schranken setzen, die ohne Noth neue

E 2

Worte

Worte und Redensarten schreiben, ohne die großen Genies dadurch einzuschreiben, welche es fähig, und die Sprache für ihre Bekantheit zu erlangen.

Im § 54 von der pöbelhaften und edlen Sprache. Hier sehen wir nicht ein, warum die Wörter Spichel, Nackend und Stumpf für unedel erklärt werden. Spichel ist gerade ein lobtes Wort für zwey oder drey andere, die man nur im gemeinen Leben braucht. Nackend und Stumpf können, wie viele andere edle Wörter, nur selten, und zwar durch einen unrechten Gebrauch, unedel werden. Sonst wird sich niemand in einem Buche von den schönen Künsten schämen zu schreiben: der Stumpf des Michael Angeld ist das schönste Muster des Nackenden an einer männlichen Figur. Kurz darauf sagt der Herr Verfasser »bey den Alten waren Ochsen, Esel u. s. w. gar nicht pöbelhaft. Ist sind die Wörter vache, truye, »eochoh, bey den Franzosen eine Todsünde.« Wie hier der Gebrauch der alten Deutschen und der neuern Franzosen zusammenkommt, ist nicht wohl einzusehen. Hieher hätten Beispiele von Worten gehört, welche bey unsern Voraltern edel waren, bey uns aber pöbelhaft sind. Die ist angeführten sind noch nicht pöbelhaft.

Im § 158 von der Sprache der Affekten. Die Affekten haben ihre besondere Sprache, und ihre besondere Denkungsart. Sie sind so eilfertig, daß sie sich von nichts aufhalten lassen; sie bekümmern sich öfters weder um die grammatische Ordnung der Constructionen, noch um die logikalische Wichtigkeit der Schlüsse. Zuweilen versäumen sie die Conjunctionen. Z. B. Xenophon sagt von den

Spieden: Sie schlossen ihre Schilder an einander, wurden gedrängt, stritten, tödteten, blieben auf der Stelle. Im Gegentheil werden nicht selten im Affekte die Conjunctionen und sogar gleichgültige Redensarten gesucht, aus Besorgniß sonst nicht verstanden zu werden, oder nicht noch drücklich genug zu reden. Z. B. Ist es gut, hier Hütten zu bauen? Ist es gut, hier lange in Unruhe zu leben? Ist es gut, hier unter den Verführten zu bleiben? Nein! Nein —

Die Affekten betrachten die Sachen nicht nach ihrer wahren Größe, sondern entweder als größer oder kleiner — — Wenn man mit Affekt von einer Sache redet, so kann man so erhitet werden, daß man abwesende vergangene, oder künftige Dinge sich als gegenwärtig vorstellt. Z. E. Hector schrie überlaut den Trojanern zu, sie sollten die Schiffe der Griechen anfallen, das langsame und schädliche Mündern einstellen; denjenigen, den ich erblicken werde, daß er sich von dem Schiffsorte entfernt, will ich auf der Stelle zum Tode verurtheilen u. s. w. — Im § 199 von dem Wohlklange überhaupt u. s. w. Einige allgemeine Regeln, die hier von dem Numerus sowohl als von der Harmonie gegeben werden, sind zwar unperwerflich, allein die Beispiele, die aus den Reden eines Fleischer, eines Cramers, und aus des Hrn. Verfassers eigener berühmten Lobrede auf den König in Dänemark angeführt werden, erklären die Sache weit deutlicher, und es wäre zu wünschen, daß der Herr Verfasser in den einzelnen wohl ausgesuchten Beispielen, die Schöne

heit der Perioden zergliedert, und die Kunstgriffe gezeigt hätte, wodurch diese Meister das Ohr so sehr zu entzücken gereust haben. Zuletzt folgen einige Exempel von derjenigen Harmonie, vermöge welcher der Schall der Worte mit dem Gegenstande übereinstimmt.

Von der Metapher, der Allegorie und dem Gleichnisse findet man hier 5 1 61 sehr überlesene Exempel aus Hesiodus, Moschus, Ovid, Homer und andern. Auch 5 1 63 und folg. von der Hyperbole aus Horaz, von der Ironie, von der Personifikation, der Anrede und der Einführung einer fremden Rede, wird viel lehrreiches gesagt, und eben durch Exempel erläutert, das wir aber aus Liebe zur Kürze übergehen wollen. — 5 1 71 von der malerischen Abbildung. Die Dichterin von der historischen Beschreibung unterschieden, daß sie die Sachen nicht nur, wie jene kennlich macht, sondern auch die Einbildungskraft der Leser und Zuhörer zwingt, sich das Sinnliche an einer Sache nicht nur symbolisch, oder durch Worte, sondern mit anschauenden Begriffen vorzustellen. — Es hat ganz verschiedene Wirkungen, ob ich einen sinnlichen Gedanken wirklich denke, oder ob ich mich durch sein bloßes Zeichen auf andere Gedanken führen lasse. Denke ich ihn wirklich: so stellt sich die Einbildungskraft den ganzen Gegenstand mit vielen kleinen Umständen vor, die in die Sinne fallen. Und wie viel kann daran nicht gelegen seyn, um zu beweisen, um in Affekt zu setzen, um den Scherz, die Dofheit, die Zärllichkeit eines Gedankens recht merklich zu machen? (Der Vorzug der anschauenden

sch. Erkenntnis hätte auch aus der bloßen Erfahrung den Schwere dargethan werden können.)

Was der Mittelstimm abseuender Begriff zu erwarten werden hier sehr gute Regeln gegeben. In § 175 von den Gegensätzen. Diese Gattung der Figuren sagt der Herr Verfasser, kann ich nicht eher beschreiben, als bis ich einige Exempel davon zuvör angeführt habe. Er sammelt daher eine Menge von Beispielen, und reducirt sie alle auf viererley Arten, ohne jedoch eine allgemeine Definition daraus abzusehern. Wir wissen nicht, was der Herr Verfasser an der Erklärung des Aristoteles (in seiner Rhetorik B. III. C. 9.) auszusetzen gehabt habe. Im § 179 leitet der Herr Verfasser die drey Hauptgattungen der Schreibart von dem drey verschiedenen Endzwecken her, die sich der Redner oder Schriftsteller vorsehen kann. Denn es wird entweder den Unterricht oder das Ergötzen, oder die Nahrung seinen Hauptendzweck seyn lassen. Des Unterricht erfordert die niedrige Schreibart, oder die Schreibart der bloßen Deutlichkeit; das Ergötzende eine mittlere oder sinnreiche, witzige und zierliche Schreibart. Die Werke aber, die zur Nahrung abgefaßt werden, müssen erhaben, feurig, oder sanftbeweglich geschrieben seyn. Die Exempel, welche § 180: 186 angeführt werden, sind, außer zweyen aus dem Messias, fast alle in Rollins Manners d'etudier & d'ensigner les belles lettres T. II. anzutreffen. Vielleicht dürfte man sich auch überhaupt an die häufige Exempel stoßen, die der Herr Verfasser aus französischen Schriftstellern anführt, da er doch sehr deutsche Meisterstücke hätte

zum Muster anzusehen können. Benckiste z. B. geglaubt, daß man zum Muster der satyrischen Schreibart einen Brief in Prosa von Boileau an den Herzog von Burgund übersetzen werde, da wir einen Rabener haben, dessen satyrischer Geist von unsern Nachbarn bewundert wird. —

Der § 194 und folg. von den asiatischen, attischen und rhodischen Styl. § 199 und folg. von dem Schwulste, dem falschen Schimmer, von der matten, affectirten und unnatürlichen Schreibart, enthalten die bekanntesten Regeln nebst einigen Exempeln, daraus sich nich's merkwürdiges anführen

§ 200. Vom zweenen Theile, darinn von der Prosa gehandelt wird, wollen wir uns begnügen, die wichtigsten Ueberschriften anzuführen. — Erstes Hauptstück, § 205 Regeln der Uebersetzung — § 206 von den Auszügen. § 207 von der Nachahmung. § 207 von den Anmerkungen. — Zweytes Hauptstück — von Gesprächen und Complimenten. — Drittes Hauptstück — von Briefen. § 211 Wo man gute Exempel und Regeln der Briefe findet. § 212 Auszug aus Selters praktischer Abhandlung von Briefen. — Viertes Hauptstück — Von Lehrbüchern und Abhandlungen. § 214 von dem Unterschiede und der Deutlichkeit der Lehrbücher. § 215 von der schönen Schreibart in Lehrbüchern. § 216 von der Gründlichkeit und den Nebengedanken in Lehrbüchern. — § 218 von den Abhandlungen. — Fünftes Hauptstück — von Reden. Man wird

wird sich niemals betrügen, wenn man für die Regeln einer wahren Beredsamkeit nicht den Erläuterungen aus den Meisternächten der alten und neueren Dichter erwartet. Die Absicht des Herrn Verfassers im gemeinen Leben nützlich zu seyn, hat ihn genöthiget, sich mehr an den Schwändian, als an den guten Geschmack zu bequemen. Er handelt ziemlich weitläufig von Complimentsreden, von dem gewöhnlichen Reden bey Hofe, vom Staats- und gerichtlichen Reden u. s. w. Vom Extemporiren, Auswendiglernen, von Ebrien u. s. w. welches alles wie eben so wohl als das sechste Hauptstück, von Senats- und gerichtlichen Schrifften, mit Weißdörwischen abgehen; diese Materien sind für die lernende Jugend vielleicht nicht ohne Nutzen, allein zu unserer Absicht gehören sie nicht.

Der dritte Theil von der Poesie enthält fünf Hauptstücke. Das Erste handelt von dem Wesen der Poesie. § 249 von dem Gegenstande der ersten Poesie. § 250 vom Ursprunge des Sylbenmaßes und der Reime. § 251 daß man sehr frühe diesen Begriff von einem Gedichte bekomme, daß es eine vorzüglich schöne Rede in Versen sey. § 252 wie die profaische Wohlredendheit zum Theil durch die Poesie entstanden sey. § 253 durch welche Mittel die Dichter die profaische Wohlredendheit zu übertreffen gesucht haben. § 254 von den Schwierigkeiten, das Wesen eines Gedichtes zu bestimmen. — Die Gedichte, wenn sie schön sind, werden mehr als einmal gelesen; und folglich müssen nöthwendig viele Redensarten und Wendungen, welche die Poesie erfunden hat, um sich

über die Prosa zu erheben, auch nicht nach die
 teile einzurichten werden. — Mit der Zeit haben
 sich wichtige Köpfe gefunden, die alle Mittel zu ergre-
 fen, welche die Poesie beherrscht (auch in ihrem Werthe
 angewendet) ohne jedoch in gebundener Rede zu
 schreiben. — Man wird man die Gedanken eines
 ausländischen Dichters, um ihrem Nach-
 send nicht durch allzu großen Zwang, Abbruch zu
 thun, ohne Syberrmaß in seiner Muttersprache
 einzuführen. — Man wird Worte schreiben, worin
 die gebundene mit der ungebundenen Rede ab-
 wechselt. — Alles dieses wird es unendlich schwer
 machen, die Grenzen der Prosa und Poesie zu be-
 stimmen, und zu sagen, was eigentlich eine Gedichte
 sey. — Ein viel können wir vor erste gewißsa-
 gen, fährt der Herr Verfasser fort, daß in keinem
 der folgenden Stücke das ganze Wesen eines Ge-
 dichts besteht. 1) Nicht in der Kürze der Abhandlung,
 oder in der Versmacheu etc. — Denn der Sa-
 tisismus des Herrn Dr. Luther und die Metaphysik
 des Herrn von Wolf, in solcher gebundene Schreib-
 art übersetzt, wären gewiß kein Gedicht. 2) Nicht
 in der Gedächtnis — Die Alpen des Herrn von
 Haller sowohl, als manche andere Lehrgedichte
 und Oden, sind Gedichte. Aber wird aber die ei-
 gentliche Gedächtnis, für die Hauptsache dardien
 halten? 3) Nicht in der Nachahmung der schönen
 Natur. Es giebt Oden, Lehrgedichte, Satyren,
 Elegien u. s. w. die keine Nachahmungen der schö-
 nen Natur sind. (Wird Balleu und diejenigen,
 die sein System annehmen, dieses ohne Beweis zu
 geben?) 4) Nicht in der künstlichen Vorstellung

profaischer: poetischer Wohllebenheit. 77

des Guten und Schönen. Dessen der Herr von
Wolffstein redet, besonders im Entschlusse der Prediger,
vom Tode, so sinnlich als möglich; seine Vorstel-
lungen sind gut und schön. Und dennoch würde
dieser Theil von seiner Rede wohl kein Gedicht
seyn, wenn man ihr gleich in die Wohlthatigen
dieser Verse überseht. Diese Behauptung könnte
se noch vielleicht mit guten Grunde in Zweifel ge-
zogen werden. Uebrigens hat der Herr Verfasser
die bairische Erklärung, auf welche es oben
sinnlich hier angesehen seyn soll, nicht richtig ge-
gründet. Dieser große Mangel setzt das Wesen
der Dichtkunst nicht in die sinnliche Vorstellung
des Guten und Schönen; (denn dieses wäre
eine Erklärung aller schönen Künste und Wis-
senchaften überhaupt,) sondern in eine vollkom-
men sinnliche Rede. Man muß auch die Er-
klärung dieses Philosophen von den Worten voll-
kommen und sinnlich* wohl inne haben, wenn

* In der Vorrede zur dritten Ausgabe seiner Meta-
physik widerlegt er einen Einwurf, der ihm irgenbt
wo wider diese Erklärung gemacht worden, mit fol-
genden Worten: *Dixeram in prima, quam addidi,
dissertatione, poema sensivum orationem perfectam.
Vere dictum adhuc puto. Fuit autem, qui scribe-
ret, me dixisse, poema orationem perfecte sensivum,
et deinde significatum perfecti iam inter philoso-
phos, ipsos pueros, notissimum detorqueret in vulga-
rem illum, quo perfecte pro omnino vagis in ferme-
inationibus aliquando substituitur. Significatum
sensivum ipse expresse fixeram, longe tamen alium
affingit et huic vocabulo. bonus vir, quo germani*

von dem ganzen Ausdruck dieser Erklärung dürfte
 (im voll. 5) Nicht in der Begleitung, oder in
 der Sprache der Leidenschaften. Viele Wesen im
 Leben sind so begeistert, so voller Leidenschaften, vom
 Anfange bis zu Ende, als sie sein konnten? —
 Entlich glaubte der Verfasser im 2 27 5 die Poesie
 sowohl der Prosa wie dem Grade der *Sublimis*
 und unterschieden. Der eigentliche Unterschied
 bestehende also in einem relativen Begriffe, den man
 nicht absolut zu bestimmen fordern kann, so wes
 nig als man sagen kann, was die absolute Höhe und
 Tiefe, die Wenigkeit und Vielheit sey. Und dennoch
 sahet er S. 256, das Wesen der Poesie, was nichts
 zu erklären, doch wenigstens zu beschreiben. Er
 sagt, sein Gedicht sey eine Rede oder Ausarbeitung,
 worin die Mittel zu gefallen oder zu vergnügen
 offenbar herrschen &c. (Ist dieses etwas an
 ders als *ratio sententia perfecta*?) oder eine Rede
 oder deren Inhalt, Gedanken und Ausdrücke sowohl
 samlich selbst, als nach einer vernünftigen Absicht
 oder Verfassers, entweder gesangmäßig, oder vers
 mäßig, oder beides zugleich sind. Wir wissen
 nicht warum der Herr Verfasser sich Mühe giebt, das
 jenige, was der Philosoph mit drey Worten bestimmt,
 und genau sagt, mit zwanzigen unbestimmt und weite
 läuftig

*nonnumquam crassa vel pingui minerva turpius-
 cule, vel etiam obscenius dicta, per iocum aune
 oppido sententia &c.* Ob nun gleich die letzte Be
 schuldigung unserm Verfasser nicht zur Last gelegt
 werden kann; so scheint er doch wenigstens die Er
 klärung des *Aborts perfecta* aus den Augen gesetzt
 zu haben.

flüchtig zu sagen. Man wird aus seiner doppelten Umschreibung scheinlich deutlich sehen, was das Wesen der Dichtkunst sey, als vorher. Die Erklärungen vor- gesangmäßig und verständig, wie nicht weniger die Schlüsse, die der Herr Verfasser §. 257 aus seinen Begriffen von einem Gedichte giehet, sind nicht desto weniger sehr lesenswerthig.

Zweytes Hauptstück, allgemeine Regeln der Dichtkunst aus der Art Poétique des Voltaire. (Wie Laffontes dahin gesehet hett, ob der Herr Verfasser wohl gethan, hier lieber An Voltaire als dem Horaz zu wählen.) In diesem ganzen Hauptstücke werden nur bloß Stellen aus der Art Poétique angeführt, und wo es nöthig ist, setzet der Herr Verfasser seine Anmerkungen hinzu. §. 258. vom Genie eines Poeten. §. 259. von der Dienbarkeit des Meines. Voltaire sagt *Le zime est un esclave, et ne doit qu'obeir.* Wir würden uns wohl aber, heißt es hier in der Anmerkung des Herrn Verfassers, wenn wir sehen, wie viel Neues, Nachdrückliches und Witziges, die besten Dichter oft dem Meime zu verdanken haben. Er will daher den Meim in gewissen Fällen als ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke ansehen. Den Meim, sagt er, ist ein Sklave, der zu weilen einem vorzunehmigen Rath giebt, dem der Herr nach der Prüfung folget, aber der Herr wird keine Entschuldigung haben, wenn sein Knecht ihm übel gerathet hat.

Wir glauben nicht, daß man dem Meime den Werth eines Erfindungsmittels beylegen könne. Es muß ohnstreitig ein sehr glücklicher Zufall seyn, wenn der Meim

Winn, einen guten Gedanken erzeugt, den der Dichter sonst nicht gehabt hätte. Was sich auf ein gewisses Wort reimt, stehet gewiß in laune-mathematischen Verbindung mit dem Begriffe, den dieses Wort in uns erweckt. Wir wollen versuchen, die Vorgänge des Gedankes hinlänglich zu bestimmen, und sie in folgende drei Classen setzen. 1) Der Reim dient zur Befestigung der richtigen Auffassung der Gedanken, daran es den lebenden Sprachen oft mangelt. 2) In einer solchen Art von Gedichten, wo sich der Gedanke mehrmals mit dem Worte schließt, dient der Reim den Gedanken sinnlicher zu machen. Von dieser Art sind alle französische; und ein großer Theil der englischen und deutschen Gedichte. Wo aber der Gedanke öfter aus einem Vers zu dem andern übergeht, als in den Gedichten des Alter und Neuem, die ihnen verwandt sind, da ist der Reim meistens ein ungeschickliches Rath. 3) Endlich hat der Reim in einigen kleinen Gedichten, die oft nur ein bloßes Spiel sind, sehr viel Angenehmes, und nicht selten macht er fast ihr ganzes Verdienst aus. — § 260 von der gefundenen Verknüpfung im Dichten. § 261 von mancher Willkürlichkeit, und dunkler oder harter Kürze; und vom Rath. § 262 von der natürlichen und edlen Schreibart, Boileau sagt:

Quel que vous activiez, évitez la Bassesse
Le stile le moins noble, a pourtant la noblesse.
Distinguez du naïf, le plat & le bouffon etc.

Und der Herr Verfasser erklärt in der Anmerkung das Wort naïf durch eine solche Art zu denken, und sich

schensjuden, die einem aus Unschuld, unadelt
 haften Unwissenheit, oder Verwaisheit eines frug-
 nachigen Menschen, der einen besondern Charakter
 hat, zuerst einfällt, und etwas Ungewöhnliches und
 dem Scheine nach Unschönes zu haben scheint. (Wiel-
 leicht hätte diese Materie in einer sehr guten noch
 der schönen Wissenschaften eine besondere Anord-
 nung und gründlichere Uebersetzung verdient.)
 § 263 vom Wohlklinge und der grammatischen
 Wichtigkeit. § 264 Man muß beßen, als man
 schreibt. § 265 von dem Fleiß in der Ueberset-
 zung und Anbestimmung der Worte. In des
 Anmerkungen zu der angeführten Stelle aus der Art
 Poétique, läßt sich der Verfasser bey Gelegenheit
 vernehmen: »die Moral (Es ist hier von dessen
 deutscher Moral die Rede) des Herrn Barons von
 Wolff hätte, bey mehr Mühe freylich besser geschrie-
 ben seyn können. Inzwischen hätten doch viele
 Leute Ursache, es ihm Dank zu wissen, daß er sie
 lieber so, als gar nicht, geschrieben hat.« Wir
 sind nicht von dieser Meinung, und glauben viel
 mehr, daß die deutschen philosophischen Schriften
 des Herrn von Wolff, insonderheit seine Metaphysik
 und Moral, zu ihrem Zwecke unverbessert geschrie-
 ben sind, und daß dieser große Weltweise, bey mehr
 Mühe, vielleicht vieles in der Sache selbst geändert,
 aber den Styl gewiß so gelassen hätte, wie er ist: ge-
 setzt auch, er hätte die Gabe gehabt, geschickter
 zu schreiben. So viel ist gewiß, man liest die
 Moral des Herrn von Wolffs jetzt mit weit mehr
 Vergnügen, als wenn es unserm Verfasser oder
 sonst einem Schönschreiber einfallen sollte, sie in eine
 geschmück-

geschmückte Schreibart ungeschmeicheln. — Mit der Ausbesserung der Werke, davon hier sehr viel Nützliches gesagt wird, hat es eine eigene Meinung. Man hat angemerkt, daß die poetischen Werke einiger großen deutschen Dichter durch die Ausbesserung mehr verloren als gewonnen haben; daher denn auch die ersten Ausgaben ihrer Gedichte den Kennern immer noch in großem Werthe gehalten werden. — Ja es ist uns ein Dichter in D. bekannt, dem es das Publicum sehr schlecht dankt, daß er ihre seinen Vorrath von vortheilhaften Gedichten, aus allzustrenger Gewissenhaftigkeit und Begierde sie noch weiter auszuarbeiten, vorenthält. — § 266 es ist selten erlaubt ein mittelmäßiges Dichter zu seyn. (Wir hätten gesagt, es ist gar nicht erlaubt; eben so falsch ist der Satz, den der Herr Verfasser behauptet, das Verbot mittelmäßigkeit zu seyn, geht nur hauptsächlich die Dichter an. Es geht eben sowohl die Redner, Maler, Musikverständige und alle, die sich mit den schönen Künsten beschäftigen, an. Von allen muß man sagen

— mediocritas esse —

Non Di non homines non concessere columnas.

Selbst bis in die Wissenschaften erstreckt sich dieses Verbot.) Der Vorwand derer, die ihre mittelmäßige Gedichte, mit der Absicht, Nutzen zu stiften, entschuldigen wollen, wird hier gründlich entkräftet. Im § 267 daß man mit dem eiteln Vorlesen seiner Werke sich nicht lächerlich machen müsse. (Eine nöthige Vorschrift für gewisse Dichter.) § 268 Man muß sich in der Poesie nicht vertiefen.

Drittes

Drittes Hauptstück. Von der poetischen Erfindung, Ordnung und Schreibart. Im § 269 werden die Grenzen der philosophischen, physischen und poetischen Möglichkeit weitläufig auseinandergesetzt, und endlich folgende Gesetze angeführt, welche von den besten Poeten theils wissenschaftlich, theils durch eine dunkle Empfindung in diesem Stücke beobachtet worden sind. 1) Sie haben das dem poetischen Verstande Unmögliche nie für möglich, noch weniger für wirklich ausgegeben. 2) — Das in der poetischen Natur Unmögliche, welches durch den Widerspruch einer Erdichtung mit ihren eigenen Theilen entsteht, haben sie jederzeit vermieden. — — 3.) Sie haben dem philosophischen, noch weniger dem poetischen Möglichen, niemals eine wirkliche Existenz in Zeiten und Umständen, worinnen diese Existenz offenbar falsch war, in der Absicht beigelegt, daß man die wirkliche Existenz solcher Dinge wirklich glauben sollte. — — 4) Es sind aber bloß mögliche Dinge, sowohl in poetischen als philosophischen Bedeutungen, sowohl von Profaischen als Poeten, entweder durch das Ansehen, oder durch wahrscheinliche, obgleich falsche Beweise, alsdann für wirklich ausgegeben werden, wenn ihre Falschheit nicht bekannt war, und man durch solche Irthümer gewisse Absichten zu erlangen hoffte. — 5) Außer diesen Bedingungen hat man das Mögliche nur als Etwas vorgestellt, welches entweder im Verstande oder in der Natur möglich war. — 6) Man muß niemals eine Erdichtung machen, wenn man mit der unversteckten Wahrheit eben so gut oder besser zu allen seinen Zwecken gelangen

Kann. — Im § 270 wird der Begriff von der Wahrscheinlichkeit weitläufiger als § 33 ausgeführt, und § 271 von der poetischen Möglichkeit gehandelt. Diese Materie wird hier so gründlich und zugleich so ausführlich abgehandelt, daß wir die uns vorgeschriebene Gränzen überschreiten müssen, wenn wir einen verständlichen Auszug davon liefern wollten. Wir sehen uns also genöthiget, unsere Leser dieserhalb auf die Schrift selbst zu verweisen. Im § 272 von dem Neuen und Wunderbaren in der Poesie. Wenn das Neue und Seltsame plötzlich hervorbricht, wenn es übernatürlich ist, wenn es anfangs unwahrscheinlich, unglaublich und unmöglich scheint; so nennet man es wunderbar. — Das Neue und Wunderbare, sagt der Herr Verfasser ferner, hat also seinen Platz nicht nur in den eigentlichen Erdichtungen. Eine recht glückliche und neue Erklärung eines bisher schweren Begriffs; ein Beweis, der aus solchen Gründen hervoreilt, woraus wir ihn gar nicht vermuthen; ein Bewegungsgrund, gegen den ein Eigenstäniger sich nicht so, wie gegen die andern hat vorbereiten können; eine Widerlegung aus einem Grunde, der für den Gegner zu seyn scheint; — eine geschwinde und glückliche Antwort, die mehr nach dem Zwecke des Antwortenden, als des Fragenden, eingerichtet ist, — alles dieses kann das Verdienst der Neuheit haben, und wundervoll seyn. (Hier hätte der Unterschied des Wunderbaren in der Epöee in dem Schauspiel und in andern Arten von Gedichten festgesetzt werden sollen.) Im § 273 von den Mitteln der Erdichtung und der poetischen Erfindung überhaupt.

haupt. Im § 274 von dem Endzwecke der Poesie. Im § 275 von der Nachahmung der schönen Natur, wird verschiedenes gesagt, das vielleicht guten Grund haben mag, allein es hat dem Herrn Verfasser vielleicht an Geduld gefehlet, seine Begriffe aufzuklären, und das Wahre von dem Scheinbaren zu unterscheiden. Wenn hier und da ein Fünkchen von Philosophie hervorleuchtet: so wird es durch eine Menge von Worten wiederum verdunkelt, die weniger sagen, als sie zu sagen scheinen. Bey dieser Untersuchung hätten auch von der Art, womit die schönen Künste die Natur nachahmen sehr nützliche Anwendungen auf die schönen Wissenschaften gemacht werden können. — Im § 277 von den besondern Eigenschaften des poetischen Ausdrucks. Im § 278 von Büchern, die zu einem guten Geschmacke in der Poesie hauptsächlich nützlich sind. — Hier wird Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren aus einem Verschen Breitingern zugeschrieben, und des Erstern Discurse der Maler unter dem Titel von der Malerey angeführt. Wer dieses bekannte Buch gesehen hat, wird wissen, daß es gar nicht von der Malerey handelt. — Langens Uebersetzung der Dichtkunst des Horaz ist nicht, wie der Herr Verfasser sagt, in seinen Horazischen Oden anzutreffen. — Warum Meiers Anfangsgründe der schönen Wissenschaften angepriesen werden, und von Baumgartens Aesthetik geschwiegen wird, können wir gar nicht begreifen. Es fehlen auch sonst sehr viel nothwendige Bücher. Die kritischen Schriften eines Aristoteles, Cicero und Quintilian, und unger. den Neuern eines Kapin,

le Bossu, Hedelin, Trapp, Addison, Buckingham, Roscommon, Muratori und anderer, hätten gewiß weit eher verdient angeführt zu werden, als Scaligers Poetik, und Hederichs Schullericon, dessen mythologisches Lexicon ohnedem weit eher hieher gehört hätte, als das Schullericon.

Viertes Hauptstück. Von deutschen Versen. Im § 279 von der Länge und Kürze der Sylben. Im § 280 von den Füßen des Verses u. s. w. bis 288 die gemeinen Regeln von dem Mechanischen der Poesie. Im § 288 rath der Herr Verfasser alle Wörter in alphabetischer Ordnung durchzulaufen, wenn man auf einem gewissen Reim bestehet. Ja man könnte im höchsten Nothfalle auch Hübners Reimregister nachschlagen. Unter so vielen Worten, setzt er hinzu, findet sich gemelniglich eines, das sich mit unserm Inhalte vertragen kann. (Gewiß viel Glück! Nunmehr begreifen wir einigermaßen, warum im § 259 der Reim für ein Erfindungsmittel der Gedanken und Ausdrücke ist gehalten worden.) Im § 289 von ungewöhnlichen deutschen Versen. Hier hätte bey Gelegenheit des Hexameters und besonders derjenigen Gattung, wo vor der ersten Sylbe eine kurze angesetzt wird, der Erfinder dieser Gattung der Herr v. Kleist nicht sollen vergessen werden. In Cramers Psalmen findet man viele neue Versarten; Uß hat einen Frühling; Gleim einen Baum in einer neuen Versart geschrieben; alle diese hätten vorzüglich angeführt zu werden verdient. Ja bey Gelegenheit des anacreontischen Verses wird, weder Gleims noch Ußens gedacht, sondern aus den

den Vermischten Schriften einige schlechte Nachahmungen der gleichmäßigen Lieder angeführt. Im § 290 Anmerkungen über französische Verse.

Fünftes Hauptstück. Von jeder Gattung der Gedichte besonders. Im § 291 von poetischen Briefen. Im § 292 von Lehrgedichten. Unter den besten Exempeln von dieser Art hätten vorzüglich Hagedorn, Wieland und Dusch angeführt werden müssen. Im § 293 von dem Epigramma. Die Exempel, die hier angeführt werden, sind alle Französisch, wovon die Ursach nicht zu begreifen ist, so wenig als warum überhaupt der Herr Verfasser, als ein gebohrner Deutscher, den Adel eines fremden Landes unnöthiger Weise mehr auf die französische, als auf die deutsche Dichtkunst werset, und demselben, fast mehr einen Geschmack an jener als an dieser beizubringen suchet; unter den deutschen Dichtern von dieser Art fehlet hier wieder Bernicke, Hagedorn, Kästner, Lessing u. a. Daß Holberg den Martial glücklich nachgeahmet habe, möchten wir auf des Herrn Verfassers Wort nicht nachsagen. Im § 294 vom Sonette u. s. w. Im § 295 von der äsopischen Fabel. Der Herr Verfasser erkläret die äsopische Fabel durch eine poetische Erzählung einer allegorischen Handlung. — Was hat aber die äsopische Fabel mit der Allegorie zu thun? Und muß nicht die Moral, als das wesentliche Stück der äsopischen Fabel, mit in die Erklärung kommen? — Die Urtheile, die über verschiedene Fabeldichter gefällt werden, zeugen einen richtigen Geschmack. Wann von Fontaine gesagt wird, daß er verführerisch

risch ist, so gehet dieses seine Erzählungen und nicht seine Fabeln an. Unter den Deutschen fehlen hier wieder Lichtwehr, Lessing und Gleim, welche alle drey eine eigene Art zu erzählen haben, welche von Hagedorns und Gellerts verschieden ist; und daher billig besonders hätten erwähnt und charakterisirt werden sollen. Im § 296 von Schäfergedichten; — daß Virgil in seinen Eklogen der römische Theocrit sey, möchten wir uns nicht gestrauen, mit dem Herrn Verfasser zu behaupten. Die Kenner der griechischen und lateinischen Muse halten den Theocrit für naiser, und den Virgil für erhabener. Sie wollen bemerkt haben, daß sich in den Schäfergedichten des letztern der epische Dichter selten ganz verläugne. — Kost und Gefner, auch verschiedene schöne deutschen Schäferspiele, müssen dem Herrn Verfasser unbekannt gewesen seyn. Im § 297 von der Elegie. Im § 298 von der Ode Cantate und Opera. — Von der letztern, wie überhaupt von der musikalischen Poesie, wird fast gar nichts gesagt; hätte der Herr Verfasser nicht bey diesem Stillschweigen seine Leser wenigstens auf die davon zu Berlin 1752 herausgekommene vortreffliche Schrift, wovon Herr Krause Verfasser ist, verweisen sollen? Es heißt, »Quieaut, Metastasio und Pallavicini sind die vornehmsten Verfasser der Opern.« Wurde der Herr Verfasser nicht, daß le Motte der französischen Oper eine neue Gestalt gegeben hat? Waren ihm unter den neuesten französischen Operndichtern, Fuzelier und Cahusac unbekannt? Warum werden wieder von den Deutschen, Gellerts Orakel, ja ein so merk-

merkwürdiges Stück, als des königl. dänischen Kapellmeisters Herrn Scheide Thusnelde ist, nicht angeführet? Im § 299 von der Satyre und der Parodie. Von der Parodie weiß der Herr Verfasser unter den Franzosen nichts als seines Leibschriftstellers Boileau bekannte Parodie der Schreibart des Balzac und Voiture anzuführen. Aber die Parodien, welche auf dem italienischen Theater in Paris aufgeführt zu werden pflegen, sind in ihrer Art so einzig, und auch so bekannt, daß sie billig nicht hätten vergessen werden sollen. Ungleiches hätte des Scarron Virgile travesti u. d. gl. hierher gehöret. Verschiedene Meisterstücke von dieser Art in Kästners vermischten Schriften hätten nicht sollen ausgelassen werden: ungleiches eine ziemlich bekannte kleine Schrift unter dem Titel: Jeremias W. Bürger und Meister in G. erweist dem Herrn H. J. eines und das andere, was ihm zu schwer ist, in den Anfangslehren der Metaphysik u. s. w. Eine ziemlich hochhaltige Parodie der ersten Auftritte des Trauerspiels Canut, auf einen gewissen epischen Dichter, welche in hiesigen Gegenden ziemlich bekannt ist, hat der Herr Verfasser vermuthlich nicht gesehen. Den § 300 von der dramatischen Dichtkunst enthält einige sehr wenige und ziemlich leichte Regeln. Es sind auch einige besondere Arten von theatralischen Gedichten vergessen worden, als z. B. das bürgerliche Trauerspiel und die rührende Comödie. Der Name Lessing wird weder unter den Trauerspielen noch unter den Lustspiel dichtern gefunden; bloß seiner theatralischen Bibliothek erwähnt der Herr

Verfasser am Ende des 3ys. Wir wissen auch nicht warum er meinet, daß Destouches, Grefet und de la Chaussée nicht so allgemein bekannt wären als Moliere. Von der engländischen und italiänischen Comödie wird kein Wort gesagt. Des Riccoboni Reformation du Theatre muß der Herr Verfasser nicht gesehen haben, sonst könnte er es unmöglich anpreisen. Dieses Buch, welches der Verfasser schrieb, nachdem er wegen schwächlicher Gesundheit im Jahr 1750 das Theater verlassen hätte, will die dramatischen Stücke ganz umgeschmezt wissen, und sagt von verliebten und lustigen Schauspielen viel schwermüthiges und wenig gutes. Aber des Aikern (Eudwig) Niccoboni Arte Representativa. Histoire du Theatre Italiens und Reflexions sur les differens Theatres de l'Europe; ingleichen dieses jungen (Frantz) Niccoboni Art du Theatre, hätte er nebst vielen andern sehr schätzlichen Büchern anpreisen sollen; Ist es wohl zu vergeben, daß der Dichtkunst des Aristoteles, zumal da man sie deutsch hat, mit keinem Worte gedacht wird? Selbst eben so wenig, als daß ein so wichtiger Theil der schönen Wissenschaften, als die dramatische Dichtkunst ist, überhaupt so kurz abgeferliget wird. Im § 301 von der Epöpe. Die berühmtesten Heldengedichte der Alten und Neuern werden hier geneßnet, und ihr Werth mit guter Beurtheilungskraft bestimmte. Dieser Artikel ist gleichfalls im Verhältniß der streichbaren Materie ziemlich kurz. Warum Milton hier nicht genannt wird ist undegreiflich; Fleinsus de contemptu mortis ist eben so wenig ein Heldengedicht, als Perraults

† 6

Siecle

Siehe de Louis XIV. und sein großes Schicksal.
 Der Verfasser des Italia liberata heißt Trifflino und
 nicht Triffetti. In § 302 von Romgen und
 Wochenblättern. § 303 von Giegehortsgebich-
 ten. § 304 von den Künsten; Praxiteles, heiso-
 nes, Phidias, Apelles, Zeuxis, Michael Angelo,
 Raphael, Rubens, le Brun u. sind Künstler,
 von denen in den Werken des Wises sehr oft ge-
 redet wird, und die so viel Hochachtung verdienen,
 daß man ihre Namen, Kunst und Lebensumstände
 einigermaßen wissen muß. In Carlencaß Ge-
 schichte der schönen Künste und Wissenschaft-
 len findet man sehr wenig von ihnen. Der
 Herr Verfasser hätte die Namen anzeigen sollen,
 wo man sehr viel von ihnen finden kann. Was
 findet in Carlencaß Geschichte von andern Din-
 gen die dahin gehört hätten, ebenfalls sehr wenig?
 Die schönen Künste sind auch auch so vorzüglich,
 und mit den schönen Wissenschaften so nahe ver-
 schwebert, daß ein Liebhaber der Letztern von den
 großen Künstlern auch aus andern Ursachen; als
 weil ihrer in den Werken des Wises gedacht wird,
 etwas wissen muß. Doch er muß nicht allein die
 Künstler kennen; sondern auch ohnstreitig von den
 Künsten selbst einigen Begriff haben, und also hätte
 der Herr Verfasser billig kürzlich davon handeln
 müssen, und hier wäre der Ort gewesen, wo man
 Zusammenhänge über die Verbindung der schönen Kün-
 ste mit den schönen Wissenschaften hätte erwarten
 können. — Ein Feld, welches noch so sehr unbe-
 bauet ist, und wo noch so nützlich und nothwendige
 Entdeckungen zu machen sind! —

Den der Jurisprudenzschrift in Vorsehen an. Er
Maj. den König von Dänemark, sollten wir noch
etwas sagen. — — — Doch wir haben unsern Les-
ern versprochen, das Merkwürdige in dieser Schrift
anzuzeigen, das Mittelmäßige hingegen mit Still-
schweigen zu übergehen.

Um mit den Worten der Vorrede des Herrn
Verfassers zu reden, so wird ein geübter Kenner
nach der Durchlesung dieses Lehrbuchs ganz gewiß
nicht ausrufen: das man wieder vergeblich!
Mein, es enthält so viel gründliches und auch so
manches neues; der Herr Verfasser zeigt so viel
Philosophie und so viel Geschmack, daß man es we-
der ohne Nutzen noch ohne Vergnügen lesen wird.
Nur wünschet wir, wie wir schon angezeigt ha-
ben, manche wichtige Materien gründlicher, und
manche unerhebliche Materien kürzer ausgeführt zu
sehen, welches dem Zweck eines allgemeinen Lehr-
buchs gemäßer seyn würde. Wenn der Herr Ver-
fasser nicht so oft gewissen, smar. er sich unbedach-
tamen Schriftstellern z. B. Wolff, Boileau, Car-
lencas hätte folgen wollen, so würden manche Un-
schicklichkeiten sehr vermieden worden, wöhl wir
auch die häufigen Fehler in der Geschichte der schö-
nen Künste, und die Auslassung vieler deutschen
und ausländischen schönen Geistes rechnen an, doch
len, wo weit weniger wichtige Schriften und Be-
spiele gemeldet werden, welches nicht selten in
ziemliche Uebereilung zu verfallen scheint. — — —
vielleicht hat der Herr Verfasser gedacht.

— — — — —
Rectius Iliacorum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Aber er hätte auch billig, sonderlich bey Anführung
mancher Exempel und Regeln denken sollen:

Publica materies privati juris erit, si
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem,
Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres.

E.

III.

The Pleasures of Imagination à Poem in three
Books by Dr. Akenfide. London printed
for R. Dodsley at Tidly's Head in Pallmall.
MDCCLIV.

das ist:

Die Ergötzungen der Einbildungskraft;
ein Gedicht in drey Büchern von D. Aken-
fide.

Won diesem vorzüglich schönen Gedichte ist uns
eine wohlgerathene Uebersetzung zugesandt
worden, für deren Mittheilung wir hiers
mit dem Herrn Uebersetzer öffentlich danken. Wir
hätten ihr gleich in unserm ersten Stücke einen
Platz bestimmt, mußten sie aber wieder zurückneh-
men, als wir erfuhren, daß eine andere Uebersetzung,
zu Greifswald, in dem Weitbrechtischen Verlager
bereits

bereits die Presse verlaufen habe. So selten nun die guten Uebersetzungen aus dem engländischen unter uns sind; so konnten wir doch unmöglich vermuthen, daß man sich an einen so schweren und philosophischen Dichter wagen würde, ohne dem Uebersetzer wenigstens einigermaßen gewachsen zu seyn. *Alfred* ist fast eben so schwer zu übersetzen, als *Young*. Sie haben beyde so viel eigenes, daß etwas mehr als Kenntniß der Sprachen erfordert wird, um sie zu übersetzen. Man muß sich ihre tiefsinnige Denkungsart eigen machen, und alle die Nebenbegriffe lebhaft fühlen, mit welchen sie ihre Gemälde zieren; man muß die nöthigsten Beywörter wählen, wann sich nicht alle in unsere Sprache übertragen lassen, ohne den Perioden steif zu machen, und die Hauptbegriffe allzusehr zu beladen; man muß öfters ihren Gedanken einen ganz andern Schwung geben, wenn sie in der Uebersetzung ihr Leben und ihren Geist behalten sollen. Kurz! man muß wie ein *Ebert*, und wie der Verfasser der uns zugeschiedten Uebersetzung selbst verfahren, wenn man solchen Geistern nacharbeiten will, ohne sie zu verunstalten. Der größte Haufen von unsern Uebersetzern aber, und besonders diejenige, welche für die Uebersetzungsfabriken arbeiten, lassen es ihr erstes Gesetz seyn, sich nicht von den Worten der Urschrift zu entfernen. Sie glauben getreulich übersetzt zu haben, wenn der Leser die Uebersetzung eben so wenig versteht, als er die Urschrift verstanden hätte. Von diesen elenden Schriftstellern unterscheidet sich der Verfasser der gedruckten Uebersetzung nur an sehr wenig Stellen, in den
 übrigen

Abripen ist er ein Sklave seiner Urhande, und zwar ein Sklave, der zu wenig Einsicht hat, um die Meinung seines Herrn zu verstehen, und daher bloß seinen Worten folgt. Er hat erstaunenhauchende Geschichtchen; ein rosenfarbigtes Lächeln; verwelkliches Wiederhallen; eine wasserblauwe Schwester der Fluth; kühlwedelnde Lüftchen; die Locken bey Seite weben, und dergleichen kräftige Ausdrückungen mehr, mit welchen er unsere Muttersprache bereichert. Auch von seinem Verständnisse der Urschrift läßt er uns nicht die beste Meinung schöpfen. Folgende Stellen aus dem ersten Buche mögen hiervon zur Probe dienen. Gleich in der Anzeige des Inhalts giebt er natural concretes (Steingewächse) durch Naturgaben. B. 14 sagt Akenside von der Fiction. »Sie führt auf ihren flatternden Schwing tausend Farben durch die Luft, welche ihr Zauberblick in unzählige Gestalten vermischt,« und diese Gestalten nennt er her wild creation (ihre wilde Schöpfung.) Unser Uebersetzer heft diese drey Worte mit der folgenden Anrufung der Harmonie, welche anfängt: Goddess of the lyre u. s. w. zusammen und setzt: ihre wilde Schöpfungsgöttin der Leyer. B. 39. Must string his nerves verdeutschet er S. 12 den Pfad auszeichnen. Akenside sagt von den Weltweisen B. 105

— — they see portrayd
That uncreated beauty, which delights
The mind supreme. They also feel her charms
Enamour'd they partake th' eternal joy.

»Sie sehen die unerschaffene Schönheit geschildert,
»welche

welche das höchste Wesen vergnügt. Auch sie fühlen ihre Reize entzückt, und nehmen Theil an der ewigen Freude. Unser Uebersetzer giebt hier the mind supreme durch den erhabensten Geist, und das nachdrückliche also durch überdieß, und zernichtet den ganzen Gedanken. Blast the Spring, verdeutscht er den Frühling vergnügen. W. 317 and every end accomplish'd (und jede Absicht erfüllt) durch jede Seite zu ihrer Vollkommenheit gebracht. W. 378 a rash and impetuous aim, ein unbesonnener mangelhafter Vorsatz. Alenside redet W. 449 von der Schönheit in Urtien und Körpern, in the Line and variation of determin'd shape, und unser Uebersetzer hat den unglücklichen Einfall gehabt, das Wort line hier durch Reihe zu verdeutschen. Ingenious youth heißt bey ihm ein sinnreicher Jüngling. Harmonious numbers, harmonische Verwunderung und pleasing Call, ein ehrwürdiges Gepräge. Kurz! Wir sind müde, alle Fehler dieser vernachlässigten Uebersetzung aufzusuchen, und müssen besorgen, die Leser durch unsere Kritik eben so einzuschläfern, als es der deutsche Alenside, gewiß ohne Verschulden des englischen, thun muß, wenn man mehr als eine Seite darinn liest. Wir eilen vielmehr unsern Lesern von diesem Gedicht einen Begriff zu machen, und die Vergleichen desselben mit Withof anzustellen, die wir in unserm ersten Stücke versprochen haben. Wir werden uns bey dieser Gelegenheit meistens der eingeschickten Uebersetzung bedienen, weil sie getreu und auch zierlich ist.

In dem vorangeführten Entwurf (Dessin) welcher in der gedruckten Uebersetzung, wir wissen nicht warum, ausgelassen worden, sagt der Verf. »Es giebt gewisse Vermögen in der menschlichen Natur, die zwischen den körperlichen Gliedmaßen der Empfindung und der eigentlichen Fähigkeit, das Sittliche wahrzunehmen, ein Mittel zu halten scheinen. Diese hat man mit dem allgemeinen Namen der Vermögen der Einbildungskraft belegt. Da sie die Quelle von vielen Ergänzungen sind; so haben sich die Menschen bemühet, ihre angenehme Empfindungen in die Seele zu erregen, wenn auch die Gegenstände abwesend sind, von welchen sie natürlicher Weise herkommen, und dieses war der Ursprung der nachahmenden Künste. Einige von diesen Künsten, als die Maler und Bildhauerkunst schildern, die äußerlichen Erscheinungen, so wie sie sind. Andere hingegen als die Musik und die Dichtkunst führen sie durch allgemein angenommene und verstandene Zeichen in das Gedächtniß zurück*. Als man in der Folge der Zeit über die Künste mehr nachgedacht, hat man zwar ihre Grenzen über die Gegenstände der eigentlichen Vermögen der Einbildungskraft ausgebehret. Da aber ihre allererste Absicht nichts anders war als die Gegenstände der Einbildungskraft abzubilden; so behielten sie in ihrem Fortgange immer

* Daß dieses von der Tonkunst falsch sey, und daß sich dieselbe gleichfalls der natürlichen Zeichen bediene, zeigt die Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste im 1ten Theile unserer Bibliothek S. 245.

»mer noch ihres ursprünglichen Charakter, und alle
 »Ergänzungen, die sie erregen, werden überhaupt
 »die Ergänzungen der Einbildungskraft genannt.
 »Der Endzweck des gegenwärtigen Gedichtes ist
 »daher, diese Ergänzungen in ihrem weitesten Umfange
 »ge zu betrachten, dergestalt, daß alles angeneh-
 »me, welches unsere Einbildungskraft in den
 »Erscheinungen der Natur empfindet, alles
 »was in der Dichtkunst, Malerey, Tonkunst,
 »und in den übrigen schönen Künsten gefällt,
 »von dem Grundsätzen herzuleiten seyn soll,
 »die hier, zu Folge der Beschaffenheit unserer
 »Seele, festgesetzt werden.

Der Verfasser erzählt in der Folge die Art und
 Weise, wie er dieses auszuführen gesucht hat. Er
 hat sich vornehmlich an die Addisonische Einthei-
 lung aller Gegenstände der angenehmen Empfin-
 dung, in große, neue und schöne gehalten, und die-
 se mit den übrigen Quellen des Vergnügens, als
 der Aehnlichkeit, Wahrheit, Beförderung der
 Absichten und Erregung der Leidenschaften,
 verglichen. Von diesen zählt er auf das Lächer-
 liche eine Quelle des Vergnügens, die noch von
 wenigen Moralisten ist berührt worden, und ende-
 lich auf das Vergnügen, das aus der Vergleichung
 oder Begleichung verschiedener Gegenständen auf-
 einander, und aus der Nachahmung selbst entspringt.
 Seine Philosophie ist eben nicht die Gründlichste,
 und beziehet sich auf die Hutchesonischen Grund-
 sätze, von welchen man sich gewiß wundern möchte,
 wie sie bey einigen deutschen Weltweisen so viel
 Byfall

Beifall haben finden können. Doch dieß ist hier unsere Sache nicht, wir eilen also zu dem Gedichte selbst:

Erstes Buch.

»Eröffne, mein Gesang, mit welchen anziehenden
 »Reizungen die göttliche Bildung der Natur, die
 »willigen Herzen der Sterblichen rühret, und was
 »für gefällige Schätze die schöne Nachahmung daher
 »leitet*, die Arbeit der Dichter und Maler zu
 »schmücken.« Hierauf erfolgt die allerfeierlichste
 Anrufung. Der Dichter ladet die Schutzgeister
 des musikalischen Vergnügens, die Phantasie, die
 Erdichtung, die Harmonie und mit ihr »die Auf-
 »seherinn ihrer lieblichen Scherze, die majestätische
 »Wahrheit zu seinem Gesange ein. Denn wo die
 »Wahrheit zu kommen geruht, da ist ihre Schwester
 »die Freyheit nicht ferne. — — Vom Himmel
 »beginnet mein Gesang. Vom Himmel steigt die
 »Flamme des Genies, Liebe und Schönheit, Dich-
 »terfreude und Begeisterung in die menschliche Brust.
 »Ehe noch die strahlende Sonne in Osten hervortrat,
 »ehe noch, mitten im Gewölbe der Nacht, der Mond
 »seine sanftscheinende Lampe aufsteng, ehe Berge,
 »Wälder und Flüsse den Erdball zierten, oder die
 Weis-

* Dem Herrn Verfasser des Neuesten aus der anmu-
 thigen Gelehrsamkeit, dienet zur freundlichen Er-
 innerung, daß,

to deek the Poet's or the Painter's toil
 nicht heißt: des Dichters oder Malers Blatt zu
 bedecken, wie er solches in seiner Recension unseres
 vorhabenden Gedichts geglaubet hat.

»Weisheit die Menschenkinder unterrichtete, da lebte
 »der allmächtige Eine. Tief in sein unergründ-
 »liches Wesen gekehrt, übersah er die Gestalten, die
 »ewigen. Gestalten der jekterschaffenen Dinge, die
 »strahlende Sonne, des Mondes nächtliche Lampe,
 »Berge, Wälder und Flüsse, den rollenden Erdball,
 »und der Weisheit himmlische Bildung. Auf
 »sie war, von Ewigkeit her, seine göttliche Liebe, sei-
 »ne Bewunderung * gerichtet, bis zur vollendeten
 »Zeit sein belebendes Lächeln, was er geliebt und
 »bewundert hatte, ins Daseyn entfaltete.« —
 Dieser große Schauplatz aber ist nicht jedem sterb-
 lichen Auge gleich weit enthüllet. Die Natur hat,
 zum Besten der menschlichen Gesellschaft, einer jeden
 Seele einen besondern Hang eingepägt, um die
 thätigen Kräfte der Menschen auf verschiedene Ge-
 schäfte zu lenken. Hierauf beschreibt der Dichter
 die verschiedenen Beschäftigungen der Sternkundig-
 en, der Metaphysiker, Naturkundiger und Aerzte.
 Einigen aber sind höhere Hoffnungen beschieden. Sie
 erkennen die Harmonie und die Schönheit des un-
 ermesslichen Ganzen. Sie finden allenthaben Spu-
 ren der Gottheit. »In der Erde und Luft, in dem
 »blumigten Schatz der Wiesen, in des Mondes
 »mildern Stralenhaupt, oder in der Gestalt des
 »rosenwangigten Mädchens, das von jugendlichem
 »Lächeln blühet, sehen sie die unerschaffene Schön-
 »heit

* His admiration. Dieser Ausdruck ist vielleicht in
 Ansehung Gottes etwas unanständig. Klopstock
 sagt:

— kann der bewundern, der die Sterne gemacht hat?

»heit geſchildert, die das höchſte Weſen vergnügt.
 »Auch ſie fühlen ihre Reizungen entzückt, und nehmen Theil an der ewigen Freude.»

Ferner beſchreibt der Dichter die Vorſtellungen einer lebhaften Einbildungskraft, und den Zuſtand des Geiſtes unter dem Genuſſe der Vergnügungen, die ſie gewähret. Die Werkzeuge der Sinne ſind mit den äußern Dingen harmoniſch geſpannet. Sie empfangen den Eindruck der Gegenſtände und führen ihn von Nerve zu Nerve, die zarte Bildung der Einbildungskraft hindurch bis zu der Seele. Dieſe ſchließt ihre tonreiche Quelle auf, die mit der Bewegung von außen übereinſtimmt, und überläßt ſich den bezaubernden Träumen von heiligen Quellen; von elſäiſchen Hainen und Thälern der Seligkeit. — — Alles was in der Natur, oder in den nachahmenden Künſten gefällt, kann auf drey beſondere Claſſen zurückgeführt werden, auf das Erhabene, das Wunderbare und das Schöne. Das Erhabene iſt von dem höchſten Weſen beſtimmt, den Menſchen zu gefallen, damit er auf dem gränzenloſen Schauplatz der Schöpfung »die große Bahn der Gerechtigkeit muthig durchlaufe, »ſeine edelmüthigen Wünſche zu göttlichen Thaten »erhebe, jeden eigennütigen Vorſatz aus ſeiner Bruſt »verbanne, und durch den Nebel der Sinne und Leidenſchaften, und durch die ſchlagenden Wellen des Zufalls und der Mühseligkeit, ſeinen Lauf unwankend vollende. — Dann gleich bey der Geburt des »ſterblichen Menſchen ſprach ſein unumſchränkter »Schöpfer: nicht an kurzer niedriger Luſt, nicht am vergänglichem Wiederſchall des Nachruhms, nicht

»am Purpur der Nacht, auch nicht am blumigten
 »Lande der Wollust, soll sich die Seele ergößen, son-
 »dern vor diesen verachtungsvoll hinweg auf ein
 »beständiges Gut sich hinwenden, ihren Blick über
 »die ganze Reihe der Schöpfung verbreiten, bis
 »endlich alle Gränzen verschwinden, und die unende-
 »liche Vollkommenheit die Scene beschließt.»

Das Wunderbare oder das Neue ist be-
 stimmt die Menschen zu vergnügen, damit er den
 Wachstum seiner Vollkommenheit befördere, und
 alle die Fähigkeiten entwickle, die in seiner Seele
 schlummern. Darum verachten wir die herrlichste
 Aussicht, die wir zu oft betrachten, darum reißt sich
 der Jüngling aus den Armen der weinenden Mut-
 ter, ferne Gegenden zu durchstreifen, der Weise ar-
 beitet bey nächtllicher Lampe, und bekümmert sich
 weder um den Schlaf noch um die schädlichen mit-
 ternächtlichen Dünste, und Mädchen horchen voller
 Angst auf die schrecklichen Märchen von Zaube-
 rern, nächtlichen Erscheinungen, Hexenbeschwörern
 und bösen Geistern. Der Dichter läßt sich hier
 in eine umständliche Beschreibung einer Bauerfrau
 ein, die einem versammelten Hörsale von Kindern
 solche (erstaunungshauchende) Geschichtchen er-
 zählet, bey welcher Gelegenheit er sich allzusehr bey
 Kleinigkeiten aufzuhalten scheint. »Aber siehe!
 »Dort nahet sich die Schönheit in ihren holdseligen
 »Nempe, und fordert Antheil an dem Gesang, den
 »ihre Reizungen einflößen. Zu deinem unsterbli-
 »chen Preise, o göttliche Gestalt! ergießt sich mein
 »freyer Vers in honigflüßende Ströme. Dich
 »Schönheit! betet der königliche Pallast, und be-
 »mooste

»mooste Hüften beten deinen belebenden Strahl
 »an. Du bessere Sonne! strählest auf das bezauberte
 »Herz, Liebe und harmonischen Wohlklang
 »und Freuden der Dichter. O du herrlichste Ge-
 »burt des Himmels, wie soll ich deine Züge entwer-
 »fen? Mit welchen Rosenfarben soll ich deine Blü-
 »the nachmalen?« — Der Dichter führet seine
 Muse durch das weite Reich der Natur, er läßt
 sie alles, was die blühende Erde, die Gewässer,
 ober die flüchtige Luft, reizendes enthalten, sorgfäl-
 tig auffammeln, um diesen Gegenstand würdig zu
 schildern. Die hesperischen Gesilde müssen ihr
 ihre purpurne Früchte und das schöne Tempel sei-
 nen blumenreichen Schatz leihen, um sein Gemälde
 zu schmücken. »O trage deine gesammelten Schätze
 »in jene einsame Laube, wo die junge Dione
 »ihre Bildniß erhebt. Berede sie mit deinem lieblich-
 »sten Liedern; ihre englische Gestalt zu dem verehr-
 »ten Bildnisse der Schönheit zu leihen. Reiche,
 »reizende Schöne! deine holden Tritte, neige deine
 »huldreiche Stirne hieher! laß deine Augen ihrer
 »azurnen krebrenden Schimmer über diese Gegend
 »verbreiten. Laß säuselnde Lüfte deine güldne Lo-
 »cken seitwärts wehen, daß sie sich sanft vom mar-
 »mornen Nacken hinwegschmiegend, die glühenden
 »Wangen entblößen, und die rosenfarbenen Lippen,
 »wo stegendes Lächeln wohnet, und Wollust, süß
 »als die Liebe, ihre Lockungen mit Weisheit und
 »Heiligkeit mildert.« —

Das ganze jugendliche Eßor der Schönen und
 ihrer Bewunderer, werden zum Gesänge eingeladen,
 und ermahnet, in der Wahl der Schönheit auch auf

das wahre Gute eine Rücksicht zu haben. — „läßt sich je die Schönheit, allda blicken, wo Gesundheit und thätige Kräfte Fremdlinge sind? — Oder hat die Natur diesen lieblichen Ruf zum Herolde oder Lügen bestimmt, um die Schande der Mängel und der Missethätigkeit zu verhüllen, und das leichtgläubige Herz mit einer falschen Gleisneren zu betrüben?“ O nein! Die Natur hat für unsere Schwachheit gesorgt. Die Schönheit ist bestimmt die Vollkommenheit zu unterstützen, unser Verlangen nach dem Guten anzufeuern, und unsere Wahl zu heiligen. — „Der Himmel hat sie der Wahrheit und dem Guten, in der Finsterniß hienieden, zur holdseligen Dienerinn zugegeben. Dann Wahrheit und Güte ist eins, und Schönheit wohnt in ihnen, und sie in Schönheit. Warum wollt ihr denn, o ihr Kinder der Erde! warum wollt ihr dieses Band zerreißen? Warum suchet ihr mit ungestümer Sehnsucht die Blumen der Freude, mit welchen die verschwenderische Hand der Phantasie die schmeichelnde Scenen bemalset, wo Schönheit nur scheint zu wohnen, und untersucht, wie, was die ewige Wahrheit verordnet.“ — —

Die folgende Beschreibung der dunkeln Gänge des Aberglaubens und der Wege der wahren Weisheit, sind sehr malerisch. Allein man weis es schon, wie die Engländer malen. Sie füllen alles mit Benwörtern an, sind verschwenderisch in ihrer Einbildungskraft, und flechten die Theile der Periode so sehr durch einander, daß eine einzige öfters zwölf und mehr Verse anfüllet. Hier pflegen die Uebersetzer mehrentheils zu scheitern. Sie wissen das verschied-

verschiedene Genie der Sprachen nicht zu unterscheiden, und halten das im Deutschen für eine Schönheit, was im Engländischen eine ist. — Der Dichter fährt fort, die Stufen der Schönheit in der Natur zu besingen, nachdem er von der Schönheit überhaupt gehandelt. Der Uebergang B. 538 würde in einem deutschen Gedichte unerträglich seyn. Welche gewissenhafte Recapitulation, fast so wie sie ein schlechter Prediger zu machen pflegt, wann er von dem zweyten Theile seiner Predigt auf den dritten kommt!

»Wir haben nun mit redlicher Absicht kühn gewaget, die Gestalt der Natur zu entwerfen, wie sie in großen herrlichen Pompe einhertritt, oder zur holden Bewunderung geziert, oder heiter in der lächelnden Gestalt der blühenden Schönheit erscheinet.« (d. h. wir haben bisher von dem Großen, Wunderbaren und Schönen in der Natur gehandelt.) »Man bleibt uns noch übrig, von der schönproportionirten Leiter der Wesen u. s. w.« —

Den ersten Grad der Schönheit sehet Akenfide in den Farben, den zweyten in den Linien und körperlichen Figuren. — So dann kommt die Verbindung dieser zween Arten von Schönheit in dem Steinreiche. Auf diesen folgt das Pflanzenreich, das Thierreich und die Geisterwelt. — »Der Geist, der Geist allein, seyð Zeugen Himmel und Erde! enthält die Quellen des Schönen und des Erhabenen. Hier sitzen die Grazien Hand in Hand oben an. Hier ladet die himmlische Venus, vor ihrem Throne, die Seele mit göttlichen Blicken zu unvergänglichem Vergnügen ein. Schau

»hin durch die weite Natur, bis in die Ordnung der
 »Planeten, der Sonnen und der diamantenen
 »Sphären, die durch das unermessliche Leere unerr-
 »schütteret sich wölzen, und sage, o Mensch! entzün-
 »det wohl diese geraume Scene deine große Gesin-
 »nungen mit solcher Majestät, mit einem so erhabes-
 »nen Feuer, als da Brutus glänzend von dem Strei-
 »che, mit dem er Cäsarn erlegt hatte, sich im Ver-
 »dränge der Patrioten erhob; er streckte seinen
 »Arm in die Luft aus, gleich dem ewigen Jupiter,
 »wenn Verbrecher seine Donner herabziehen; rief
 »überlaut des Cicero Namen; schwenkte seinen blu-
 »tigen Stahl und segnete dem Vater des Vater-
 »landes entgegen: dort liegt der Tyrann im Stau-
 »be und Rom wieder frey! — Ist etwas in allen
 »berthauerten Landschaften des Frühlings, in dem
 »glänzenden Auge des Hesperus oder des Morgens,
 »das so schön ist, als tugendhafte Freundschaft?
 »Als die Schamröthe eines Mädchen, der mit dem
 »Schicksale kämpft, gerecht zu seyn? Als die rei-
 »zende Zähre, die bey anderer Weh herabfließt? —
 »— Was sind die äußere Gestalten, damit die
 »rauhe, sich selbst nicht fühlende Materie umgeben
 »ist? Was ist die Größe der Maasse oder die Sym-
 »metrie der Theile? Ihr Eindruck trifft das Herz
 »nicht. Er berührt nur die Fläche, wird allmählig
 »schwächer, die Reizungen werden stumpf und der
 »langwierige Ausblick ermüdet bald das schwachtende
 »Auge. Ganz anders sind die moralischen Wesen
 »beschaffen, ganz anders die Kräfte, die Sinne und
 »Absichten befühen. Hier erblicket die ehrbegierige
 »Seele sich selber. — Hiernächst folgen einige Be-
 danken

danken von der Verbindung der Einbildungskraft
 mit den moralischen Kräften, und endlich der Be-
 schluß des ersten Buchs, in einer Rede an den
 Schutzgeist des alten Griechenlandes, »O du, dese-
 »sen getreue Spuren ich mit Vergnügen, auf die
 »heiligen Wege der Natur und der Wissenschaft
 »folge; göttlicher Pfleger aller heroischen Thaten
 »und würdigen Begierden! O loß den Hauch de-
 »ses weitverbreiteten Ruhms meinen lobenden
 »Busen mit der Flamme entzünden, die dieser nie-
 »verfälschte Gesang erfordert. ; Nenns mein Ver-
 »fahren nicht allzuverwägen, wenn ich mich aus den
 »selenden Wohnungen des Zankes und des niedrigen
 »Ehrgeizes stehle, und in dieser Stille, mit welcher
 »mich der Frühlingsabend anlächelt, deine heilige
 »Begenwart im Schatten des Waldes erwartest,
 »den ihre gottlosen Schritte niemals entweihet
 »u. s. w.«

21

Das zweite Buch.

Der Dichter eröffnet dieses Buch mit der Un-
 tersuchung, warum die Werke der Einbildungskraft
 von den Neuern gemißbraucht worden sind, er fin-
 det die Ursache hiervon in ihrer Trennung von der
 Weltweisheit.

»Wenn wird der Lorbeer, wenn werden die klin-
 »genden Saiten zu ihrer Würde wieder gelangen?
 »— Ach wie matt, wie langsam bricht die Dämme-
 »rung der Schönheit und Wahrheit durch die wie-
 »derstrebende Wolken der göthischen Nacht, die noch
 »die Völker umhüllt! Lange senksten sie unter den
 »Furien der raubsüchtigen Gewalt. Oft stürzte
 »der

»der trübe Nordwind mit ungekrümmten Gebrülle sich
 »aus seinen frostigen Klüften, bedeckte Italiens Ge-
 »stade mit einem giftigen Brande, und schleuderte
 »die Schätze von Freiheit und Wissenschaft hinab
 »in die allesverschlingende Nacht. — Barbarische
 »Hände entweiheten die Geheimnisse der Mufen, zer-
 »riffen die Saiten der Leyer, und fesselten die hoch-
 »schwingenden Fittige tief an der Erde. — End-
 »lich ermunderten sich die Mufen wieder, zerbrachen ih-
 »re Fesseln und die schönen Künste fingen an, zu den Zei-
 »ten eines Petrarca, eines Boccacio, Sanazar
 »und Tasso wieder zu blühen, allein die Gewalt der Fe-
 »rannen vertrieb noch damals die Weltweisheit von
 »dem gemeinen Besten des Landes und von der ges-
 »chäftigen Bahn des gesellschaftlichen Lebens. Die
 »schönen Künste, die also ihrer Aufseherinn, der Welt-
 »weisheit, beraubt waren, mußten ihre Arbeit der
 »priesterlichen Gewalt und den Lüsteu der Höfe wid-
 »men, und widerstrebten umsonst. »Torquatus
 »(Tasso) sang sklavische Lobgesänge, am Fuße des
 »flitternden Throns, und Raphaels magische Hand
 »goß ihre reizende Schöpfungen aus, um die tiefans-
 »betende Heerde in Latiens Tempeln zu blinden
 »Gehorsam zu bezaubern, damit der schwarze Tyrant
 »auf die gebeugten Nacken desto sicherer seine Ferse
 »hinsetze. — Endlich ist auf Albions glücklichem
 »Ufer der Freiheit ein Pallast erbauet worden. Da
 »umarmen Tugend und Weisheit ihre längst verlors-
 »ne Freunde, die Mufen und Grazien nun wieder.
 »Die Weisheit nimmt Theil an den Staatsgeschäfts-
 »ten, und der Weltweise und der Patriot überlassen
 »sich den Reizungen der schönen Wissenschaften. —

Der

Der Dichter bricht plötzlich, ohne sich um einen Uebergang zu bemühen, von dieser Materie ab, wiederholet kurz nach seiner Gewohnheit, was er bereits ausgeführt, und kommt nunmehr zu den zufälligen Vergnügungen, dadurch die Wirkung der Gegenstände, an welchen die Einbildungskraft sich belustiget, vermehret wird. Dieses geschieht, wenn sich andre Empfindungen zu dem natürlichen Reiz der Phantasie gesellen.

»Wenn wir den Geruch der Nase genießen, glühet dann ihre Röthe nicht lieblicher? — Und wenn wir uns an einem Bache von der Sommerhize abkühlen, und unsern Durst löschen; so scheint uns seine Fläche klarer zu fließen, und die rieselnde Wellen sanftere Töne zu murmeln.« Desters machen uns äußere Umstände auf gewisse Schönheiten aufmerktsamer.

»Wie lieblich ist jedem Auge des Frühlings Angesicht, wenn Waldgesänge und holde Gerüche den Morgenschlaf zerstreuen! Wie viel lieblicher aber für den, der von düstrer Melancholie umgeben lang im Krankenbette geschmachtet hat!« Auch die Wahrheit, wenn sie ihr himmlisches Licht ausbreitet, vermehret den majestätischen Glanz der Schönheit. So strahlet der Regenbogen in den Augen des Weissen, der da erklären kann, wie seine mannigfaltigen Farben entstanden sind, weit reizender, als in den Augen des Unwissenden, der bloß den bunten Bogen anschauet.

— Ein andrer Zuwachs des Vergnügens entspringet aus der Betrachtung der Mittel und Endzwecke, wie sie in den Werken der Natur mit bewundernswürdiger Weisheit verknüpft sind. — »Wie?

»wenn

wohnt sich das Feuer der Leidenschaft, die durch-
 gedachte Scene zu beleben, tief in der widersteh-
 enden Seele entzündet, und durch die schnell
 auffahrende Flamme den Gegenstand ihrer Ent-
 zückung von weitem Umfange, mit kühnern For-
 men, und umgeben von düstern nachtvollen Schat-
 ten darstellt. Wenn die Gewalt dieses plötzlichen
 Ausbruchs, gleich einem mächtigen Sturme,
 der die brausende See in ihrem geraumten Becke
 durchwühlt, von den Tiefen des innern starken
 Gefühls, die ganze Bildung des Menschen bis auf
 den Grund erschüttert; und von dem nackten
 Sinne, der für Lust und Schmerz offen steht,
 den dünnen Schleier zerstreut, den Vorurtheil
 oder Gewohnheit gesponnen, das empfindliche
 Herz zu umhüllen. — — Jedoch oft reizt uns
 weder Schönheit noch Güte, und bloß die Gewalt
 der Leidenschaft allein * ergötzt unsere Seele. Die
 Ursache, die unser Dichter hiervon angiebt, klingt
 ziemlich paradox. Die Leidenschaften, sagt er, sollen
 durch wiederholte Stöße die feinen Werkzeuge
 unsrer Maschinerie säubern, poliren, und in Bewe-
 gung bringen. Sonst würde sich Staub und
 Rost aufsetzen, u. s. w. — — „Wie aber?
 Kann jede Leidenschaft den Menschen Vergnügen
 gewähren? Dieser Vorzug gebührt zwar der
 von Rosen duftenden Liebe, dem schimmernden
 »Lächeln

* Wir haben oben bemerkt, daß der deutsche Ueber-
 setzer ingenious Youth die sinnreiche Jugend
 übersetzt, und hier in der zehnten Note übersetzt er
 ingenious Author durch sinnreicher und aufrichti-
 ger Schriftsteller.

»Lächeln der Freude und der befallgebenden Be-
 wunderung; wenn aber der Gram auf eines Brus-
 ders Grab in bitteren Thränen dahinströmt; wenn
 wir bey nächstlicher Furcht sprachlos erstarren,
 oder, wenn die verzehrende Flammen des Zorns,
 das aufgebrachte Herz zernagen. — Kann auch
 dieses Freude gewähren? ic. » Der Dichter er-
 kläret hier die Endursache des Bergmügens, das
 öfters mitten aus den unangenehmsten Leidenschaften
 entspringet, in einer vortreflichen allegorischen Er-
 dichtung, und beschließet damit das zweite Buch.
 Wir bedauern es, daß diese meisterliche Fiction,
 die voll von erhabenen Gesinnungen, pathetischer
 Stellen, und sehr malerischen Beschreibungen,
 ist, keinen Auszug leidet, und zu groß ist, als daß
 wir sie hier ganz einrücken könnten. Sie nimme
 nicht weniger als dreyßig Seiten ein, aber der
 Leser wird durch die angenehmste Abwechslung von
 prächtigen, rührenden, schrecklichen und freudigen
 Scenen aufmerksam erhalten, und die sehr ge-
 schmückte Poesie des Stils, die unserm Dichter
 eigen ist, verbreitet über das ganze Gedichte einen
 so herrlichen Glanz, daß wir glauben, Akenside
 habe sich hier selber übertroffen, und würde dieser
 Stelle wegen allein den Namen eines großen Dich-
 ters verdienen. Auch die deutsche Uebersetzung
 wimmelt hier nicht so sehr von Fehlern, und wenn
 sie auch steif und voller ungewöhnlichen Ausdrü-
 ckungen ist, so ist sie doch wenigstens verständlich;
 man erkennet zwar nicht den Geist des Dichters,
 aber man erkennet doch seinen Schatten.

Das

Das dritte Buch.

Sind also die Leidenschaften die schmeichelhaften Bande der menschlichen Gesellschaft; was Wunder, daß sich der geschäftige Geist an der Betrachtung der Sitten und Charakter der Menschen ergötzet? Nicht nur die tugendhaften und würdigen Sitten ergötzen die Seele, auch lasterhafte ungeräunte Charakter werden mit Vergnügen untersucht, wenn sie nach der Wahrheit geschildert sind. Hiernächst erklärt der Dichter den Ursprung des Lasters aus den falschen Meinungen vom Guten und Bösen, und diese aus der irrigen Vorstellung der Einbildungskraft. — „Aus dem bezaubernden Kelch, den die Einbildungskraft allen darreicht, verschluckt die dürstende unbedachtsame Jugend oft einen circaischen Trank. Denn verbreitet sich über das Auge der Vernunft ein trauriges Dunkel. Sie unterscheidet den Werth der Dinge nicht mehr, und verleitet selbst zum Irrthum. Als bald schwärmet ein wüthender Haufe hervor, stürzt sie vom Throne, und alles ist Aufruhr — Der Dichter kommt zu einer andern Quelle der Thorheit, zu dem lächerlichen und Ungereimten, bey welcher Gelegenheit er den ernsthaften Ton der mantuanischen Leier verändert, um in leichtern Gesängen die unschicklichen Künste der Thorheit zu entdecken, wie sie des lustigen Tadel's ungestümes Gelächter erregen, das kurzweilige Amt der komischen Muse. — Der Dichter gehet alle Arten des lächerlichen in den Sitten und Handlungen der Menschen nach der Reihe durch, läßt alle ihre seltsamen Gestalten vor sich erscheinen, und bezeichnet die

die Züge, dadurch sie sich dem allgemeinen Spott und Hohngelächter aussetzen. Aus alle diesen Beispielen suchet er zuletzt in einer Note eine allgemeine Erklärung vom Lächerlichen zu geben, und vertheiligt eben daselbst die berufene Meinung des Grafen von Shaftesbury, daß nämlich das Lächerliche ein Probiertestein der Wahrheit sey. Endlich fährt der Dichter fort, den Endzweck zu betrachten, warum uns das Lächerliche angenehm sey. „Fragen wir, zu was für einem gültigen Endzwecke hat der allmächtige Vater in sterbliche Busen die freudige Verachtung gelegt, das spottende Gelächter, das aus dem Eckel selbst Vergnügen hervorzieht? Wozu sonst als den langsamen Schritten der Vernunft beizustehen, und durch diesen schnellen Antriebe uns zugleich zu nöthigen, der Thorheit nichtige Anschläge zu unterdrücken? Zwar zeigt das dämmernde Licht der Vernunft, das langsam hervorbriecht, durch viele zarte Folgen und Verknüpfungen entdeckt es dem forschenden Geist, wie diese widersinnische Unordnung zuletzt in allgemeine Uebel sich enden; allein der gütige Himmel weis, wie umnebelt die Morgenröthe der Wahrheit Tausenden erscheint; er weis, wie wenig Zeit von der Mühseligkeit des niedrigen Lebens zu Gedanken frey ist, die die Geheimnisse der Natur durchforschen. Darum hat er falschschimmernden Scenen Zeichen der Verachtung von außen eingedrückt u. s. w.“ Der Dichter verläßt das lächerliche, und zugleich den angenommenen komischen Ton, um die Quelle des Vergnügens zu entdecken, das der Mensch empfindet, wenn er in

leblosen

leblosen Dingen eine Aehnlichkeit mit seinen Gedan-
 ken und Leidenschaften erblicket. »Siehe jene dun-
 stete Wälder, deren Schatten dort auf der Stirne
 des Berges winken! Mit welchem heiligen
 Schauer herrschet die feyerliche Scene über eure
 Schritte! Als wenn Minos oder Numas eh-
 würdige Gestalt die elysäischen Wohnungen ver-
 lassen, und vor eurem starrenden Auge das dun-
 kele waldigte Gewölbe hinauf wandelte. Siehe
 die weit ausgedehnte fröhliche Landschaft! wo sil-
 berne Wolken über den Himmel vor säuselnden
 Lüften daher fliehen. Jetzt umhüllet ihr grauer
 Saum die zweifelhafte Sonne; jetzt strömt der
 Glanz zwischen ihrem geöffneten Schleier hervor,
 und wischt die Schatten von der verguldeten Ebe-
 ne hinweg. — Wenn wir diesen Anblick ge-
 wahr werden, woher kömmt, daß eine lebhaft
 Freude unser Gemüth einnimmt? Wie entspringet
 diese seltsame Wirkung aus Dingen, die so wenig
 übereinstimmen? Liegt in ihnen ein geheimnißvoller
 Ton, mit welchem die Kräfte des Geistes harmo-
 nisch gespannt sind, oder ist es eine Wirkung der
 Gewohnheit, welche die Fähigkeiten der Seele
 kunstreich verändert? Der Dichter bejahet das
 letztere. Er suchet die Ursache von dieser wunder-
 baren Empfindung in der Verknüpfung der Begrif-
 fe, die, wenn sie einmal in der Seele zugleich vor-
 handen gewesen, sich nachher wechselseitig wieder
 hervorbringen. — Durch diese geheime Bande
 hält die geschäftige Kraft des Gedächtnisses das
 ganze Gefolge von Begriffen fest, und wenn sie
 ihre flüchtigen Fußtritte aus dem dunkeln Gefilde
 der

»der Vergessenheit zurück. Alle vergangene Ge-
 »stalten der Dinge bringet sie ins Daseyn zurück,
 »und wählet den Stoff zur nachahmenden Kunst.«
 — — Solcher Gestalt bildet sich der junge Vir-
 »tuose. »Versehen mit allem, was die Natur
 »darreichen kann, betrachtet oft ein Kind der Phant-
 »tastie diese reichen Schätze seines empfindungs-
 »schwängern Busen mit inniglichem Stolze. Er
 »beschließet, er weis nicht was für vortreffliche
 »Dinge zu verfertigen, und er weis nicht was für
 »erhabenen Lohn an Ruhm und Bewunderung zu
 »gewinnen. Allmählig fühlet der Geist den
 »Wachsthum seiner jugendlichen Nerven; die bil-
 »dende Kräfte arbeiten thätig zu werden; ein
 »dunkles blindes Gefühl hebt seinen Busen; von
 »der lieblichsten Raserey hingerissen rollen seine Lüh-
 »nern Augen von der Erde zum Himmel, vom Him-
 »mel wieder zur Erde.« — — Die Entzückungen
 des nachahmenden Virtuosen, wie er ein zweyter
 Schöpfer wird, von der Natur ihre Schönheiten
 borgt, und sie, mit Kunst vermengt, über seine
 Werke ausbreitet, werden hier beschrieben. So-
 dann fährt der Dichter fort —

»Solche selige Freuden sind dem wohlgestimm-
 »ten Herzen vom gütigen Himmel beschieden! In-
 »desß verhöhet der fühllose Pöbel, in niedrigen
 »Sorgen versunken, die Geschenke des Himmels;
 »und unfreundliche Strenge, vor deren Verweise
 »die jugendliche Liebe und die lächelnde Bewunde-
 »rung zitternd entfliehen, verdammt mit weiser
 »Nunzeln die schöne Bezauberung. Eben icht
 »wirft vielleicht ein kalter verbriesslicher Richter
 Stbl. II. B. I. St. H einen

»einen verachtungsvollen Blick auf meinen Gesang,
 »und nennet mein Werk, und nennet Liebe und
 »Schönheit, die ich besinge, Träume der Thorheit,
 »Du ernsthafter Kunstrichter! Sage an, ist Schön-
 »heit darum ein Traum, weil die Nacht der Un-
 »empfindlichkeit, allzuschwer über deine Sinne hän-
 »get, als daß sie dich anleuchte? So kann der
 »Mensch, dessen Auge niemals das Licht des Him-
 »mels erblickt, verachtungsvoll lächeln, wenn an-
 »dere das entzückte Gesicht erzählen, wie der Schim-
 »mer der fröhlichen Farben sich anmuthig über die
 »Schöpfung verbreitet u. s. w.»

Nach einer kurzen Betrachtung der Güte Got-
 tes, die sich nicht begnügt, den Menschen mit den
 Nothwendigkeiten zu versorgen, sondern in der
 Natur ihm einen reichen Schatz von Vergnügen
 zubereitet, fraget der Dichter: »Was ist der Ge-
 »schmack? Besteht er nicht in der Wirksamkeit der
 »innern Kräfte, die jeden zarten Eindruck lebhaft
 »empfinden? Ein Gefühl, welches das Anständige
 »und Erhabene unterscheidet, nebst einem schnellen
 »Eckel für Dinge, die plump, ungestalt und übel
 »geordnet sind. — —» Dieses Gefühl ist eine
 Gabe der Natur. Allein sie hat nur den Saamen
 dazu in jede Brust gestreuet. Wir müssen aber
 die zarte Pflanze warten und sorgfältig pflegen,
 wenn sie bekleiben und in die Blüthe ausschies-
 sen soll. Verschiedene Gemüther sind zu verschiede-
 nen Gegenständen geneigt. »Dieser sucht das Große,
 »das Wunderbare, das Wilde, jener seufzet nach
 »Harmonie, Anmuth und lieblicher Schönheit.
 »Daher wann Blitze des Himmels Gewölbe ent-
 »zündet,

»zünden, wenn Donner den Erdboden erschüttern,
 »wenn stürmende Wirbelwinde die heulende Luft
 »zerreißen, wenn der Ocean aus seinen Tiefen herauf-
 »brüllet, und seine ungestümen Wogen bis an die Him-
 »mel empor hebt; so sizet Shakespear, mitten im
 »mächtigen Aufruhr, wenn unten Nationen zittern,
 »hoch auf einer Steinklippe, schauet um sich, und er-
 »göht sich am Streit der Elemente. Indessen daß
 »Waller sich schmet, am Ufer eines blumigten Was-
 »ches im kühlen Schatten der Bäume seine Glieder
 »sorglos zu strecken, und den horchenden Thieren die
 »Geschichte seiner verschmäheten Liebe und gering-
 »geschätzten Bethuerung, vom Morgen bis Abend,
 »sanftwirbelnd ertönen zu lassen. Dort seufzen die
 »Weste mit ihm, und der kleine weinende Bach stimmt
 »melodisch in seine Klagen mit ein. Die Wälder
 »verstummen, und vom Hügel und vom Thale schallt
 »es traurig daher. So verschieden ist der Geschmack
 »der Menschen — . » Zulezt beschreibet der Dichter
 die Vortheile einer empfindungsvollen und zärtli-
 chen Einbildungskraft, was für natürliche und mor-
 talische Vorzüge dem Menschen daraus entspringen;
 womit er das ganze Gedicht beschließt.

Wenn man dieses vortreffliche Gedicht, mit dem
 Gedichte des Herrn Withofs über die sinnlichen
 Ergößungen, das mit ihm einen ähnlichen Vors-
 wurf hat, vergleicht, so wird man bemerken, daß
 der Reim nicht allemal ein nöthiger, aber auch nicht
 allemal ein überflüssiger Zierrath eines Gedichts sey.
 Die Kunsttrichter sind unstreitig hierinn auf beyden
 Seiten zu weit gegangen. Einige haben ihre
 Ohren so sehr an die Harmonie eines freyfließenden

Verses gewöhnt, daß sie die Reime für ein kindisches Geflingel, für gothische Zerrathen u. s. w. erklären; da hingegen andere keinen Vers lesen, ohne auf das Ende zu sehen, ob der Dichter seinen schönen Gedanken mit einem Reim bebrämt hat. Es scheint aber außer allem Zweifel zu seyn, daß beyde streitende Parteyen zu allgemein urtheilen. Das reimlose Gedicht unseres Aenside würde gewiß durch die Hinzuthuung der Reime nichts geronnen haben. Wir glauben uns hier auf die Empfehlung eines jeden Lesers von Geschmack berufen zu können. Hingegen würde Withofs Gedicht unstrittig einen großen Theil von seiner Schönheit verlieren, wenn man die Reime davon nehmen sollte. Folget nicht hieraus, daß der Reim unter gewissen Bedingungen nöthig, unter andern aber überflüssig sey?

Wir haben bereits berührt, daß wir den Grund von dieser Verschiedenheit in die innere Einrichtung der Poesie des Styls setzen zu können, glauben. Wenn die Gedanken des Dichters sich mit den Versen endigen, und selten in den folgenden Vers hinübergehen sollen; so scheint der Reim unentbehrlich zu seyn. Er machet den Schlussfall des Verses sinnlich. Der Leser erwartet ihn zum voraus mit einer dunkeln Ahnung; und wenn er ihn erreicht; so wird er deutlich erinnert, daß hier der Gedanke zu Ende ist, und ihm Zeit gelassen wird, ihn nochmals zu überdenken. Aus keiner andern Ursache ist der Reim an allen französischen Gedichten, an Pops und einigen von Addisons Gedichten unter den Engländern, und an den mehresten

ften deutſchen Gedichten eine unentbehrliche Schönheit, und einige deutſche Dichter, die es verſucht haben, dergleichen Verſe mit abgetheilten Gedanken ohne Reime zu machen, werden unfere Anmerkung beſtätigen. Klopſtock ſagt in ſeiner Abhandlung von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaßes im Deutſchen, »die langen zwölfſylbigen Jamben »ſind zu einförmig, daher ſcheinet ihnen ohne den »Reim etwas weſentliches zu fehlen.« Dieſes kann eine Urſache ſeyn, warum der Reim an den zwölfſylbigen Jamben allezeit nothwendig zu ſeyn ſcheinet, wenn auch der Gedanke ſich nicht mit dem Verſe endiget. Die Regeln der Symmetrie erfordern, daß die Mitte nicht leer ſeyn, und die Mannigfaltigkeit von beyden Seiten gleichſam in zwey Partien zerfallen ſoll. Daher klinget der Verſ abwechſelnder, wenn ein Fuß die Mitte einnimmt, und die Caſur bald von, bald nach der Mitte hinfällt, welches bey den fünfſylbigen Jamben geſchiehet. Allein auch bey dieſer Verſart, die ſonſt abwechſelnd genug iſt, wird nach unſern Gedanken der Reim unentbehrlich ſeyn, wenn ſie die Eigenschaft hat, daß ſich die Gedanken mit den Verſen endigen ſollen.

Man werfe uns ja nicht ein, daß die Gedichte der alten Hebräer durchaus keinen Reim vertragen, ob ſie gleich die von uns angeführte Eigenschaft, daß ihre Verſe abgetheilet ſind, vorzüglich beſitzen. Dieſe Dichter hatten ein ganz anderes Mittel, die Schlüſſe ihrer Verſe ſinnlich zu machen. Ein jeder Verſ ward von ihnen in zweyen Halbverſe eingetheilt, die eben den Gedanken, aber unter verſchiedenen Geſichtspunkten vorgeſtellt, enthielten. Was kann geſchickter

seyn, die Eintheilung der Verse sinnlich zu bezeichnen, als eben diese Einrichtung? Die neuern hebräischen Dichter aber, die sich dem Zwange nicht unterziehen wollten, einen jeden Vers in zween parallele Halbverse einzutheilen, haben sich auch wirklich des Reimes bedienet.

In solchen Arten von Gedichten hingegen, wo die Gedanken frey durch zween und mehrere Verse hinwegfließen, da ist der Reim nicht nur entbehrlich, weil die Ursache wegfällt, die ihn nöthig machen sollte; sondern er ist wirklich überflüssig, weil ihn der Leser ohne eine genauere Aufmerksamkeit nicht bemerken kann, indem er selten bey dem Schlusse eines Verses pausiret. Ja er kann auch in gewisser Absicht unschicklich seyn, weil er da die Ruhepunkte hinsetzt, wo sie nicht hingehören, und also den freyen Strom der Gedanken in seinem Laufe unterbricht. Von dieser Beschaffenheit sind alle Gedichte der alten Lateiner und Griechen und derer, die ihnen in den neuern Zeiten nachgeahmt haben als Milton, Thomson, Young, Akenside, Klopstock, Bodmer, Kleist u. a. An Langens horazischen Oden schelnet oft der Reim zu fehlen, weil sich die Gedanken nicht selten mit den Versen endigen. Cramers Oden und Psalmen würden ohne Reim vieles verlieren; die Oden und die Hymnen hingegen, die man hier und da in der Messiasde antrifft, könnten durch die Reime nichts gewinnen, bloß weil der Ruhepunkt in dem lateinischen Sylbenmaße ungefähr in die Mitte des zweeten Verses zu fallen pflegt. Man wird auch daraus erkennen, warum dasjenige, was die Franzosen Enjambement nennen, von ihnen als ein Fehler

ler in der Poesie gehalten wird, da man es doch in den Gedichten der Alten sehr häufig antrifft, und so gar für eine Schönheit erkennen muß.

Wir haben im Deutschen vortreffliche Lehrgedichte in Reimen, worunter das angeführten Gedicht von Withof eines von den besten ist. Aber die feinern reimlosen Verse sind unsern Dichtern bisher in der heroischen und lyrischen Dichtungsart noch immer besser gelungen, als in der didaktischen*. Die moralischen Briefe des Hrn. Wielands sind ungleich besser, als seine Briefe der Verstorbenen; jedoch wir kommen wieder zu unsern verglichenen Dichtern zurück.

Der Plan, dem Hr. Withof gefolget ist, scheint uns ein wenig zu einfach. Er gehet die verschiedne Arten der sinnlichen Ergötzungen durch, widmet einer jeden einen besondern Versuch, ohne seinen Stoff durch Erdichtungen, Allegorien und angenehme Ausschweifungen zu bereichern. Von dieser Seite wird er von dem engländischen Dichter weit übertroffen. Dieser belebt seine Materie durch eine Menge der schönsten Erdichtungen: und ob er gleich seine Episoden nicht allzukünftig mit dem Hauptvorwurfe zu verbinden weis, indem seine Uebergänge, wie wir bereits in der Anzeige bemerkt haben, nicht von der besten Art sind; so wird man doch finden, daß seine Ausschweifungen sehr ange-

S 4

nehm

- * Wir nehmen hier das Wort Lehrgedicht in der strengsten Bedeutung, in welcher ein Gedicht darunter verstanden wird, dessen vornehmsten Endzweck ist zu unterrichten. Sonst pflegt man in einer weitern Bedeutung Thomsons Jahrzeiten z. B., auch zur didaktischen Poesie zu rechnen, von welcher Art wir freylich im Deutschen sehr schöne Stücke haben.

nehm sind, und daß man ihm gerne in die blumigten Nebenwege folgt, von welchen man nie ohne Gewinn in den Hauptweg zurückkehret. Von seiner allegorischen Erdichtung im zwenten Buche haben wir bereits oben bemerkt, daß wir sie für ein Meisterstück halten. In Ansehung der Poesie des Styls gehen unsere beyden Dichter am meisten von einander ab. Alenside ist prächtig bis zur Verschwendung; allenthalben schimmert ein Glanz über seine Gemälde, der vielleicht mit allzuwenig Schatten abwechselte. Seine fruchtbare Einbildungskraft stellt ihm seine Gegenstände nebst einer großen Menge von Nebenbegriffen sehr lebhaft vor, und er schildert sie ab, und malet sie bis auf die kleinsten Pinfelzüge aus. Daher scheinen nicht selten seine Beschreibungen und Gemälde allzusehr mit Nebenbegriffen und Beywörtern beschwert zu seyn. Man ist in Gefahr den Hauptbegriff unter der Menge zu verlieren. Die allzuhäufigen Beywörter gleichen einem überflüssigen Troß bey einem Kriegsheere *. Sie leisten dem Heere keine Dienste, und werden ihm noch beschwerlich, indem sie den nöthigen Vorrath an Lebensmitteln aufzehren.

Indessen reißt Alenside die Sprache einer lebhaften Einbildungskraft. Er befeelt seine feinsten Gedanken

- * Verum tamen talis est ratio huiusce virtutis, vt sine appositis nuda sit et velut incompta oratio. Ne oneretur tamen multis; nam sit longa et impedita, vt in quaestionibus eam iudices similem agmini totidem lixas habenti, quot milites quoque, in quo et numerus est duplex nec duplum virium. QVINTILIAN. INST. ORAT. Lib. VIII, 6. 42.

Gedanken, und stellet sie den Sinnen in Bildern dar, die Leben und Empfindung haben. Er hat auch das Pathetische völlig in seiner Gewalt. Er weis den Neigungen zu schmeicheln, das Herz zu bewegen, und die Leidenschaften bald zu erregen, bald wieder zu besänftigen. Kurze und lehrreiche Sprüche, einzelne Verse, die so sehr vor andern hervorstechen, daß man sie auswendig lernt, wird man vergebens in seinem Gedichte suchen.

Withofs Styl ist gerade das Gegentheil hiervon. Die Nothwendigkeit seine Gedanken zwischen die Gränzen der Reime einzuschließen, hat ihn kurz, gedrängt, und spruchreich gemacht. Er muß alle Nebenbegriffe eben so gut empfunden haben, als Akenfide, aber ausgedrückt hat er sie nicht alle; er begnügt sich seine Gegenstände von der Seite zu zeigen, von welcher sie am lebhaftesten auf die Sinne wirken, und überläßt seinen Lesern das Vergnügen, die Nebenbegriffe ausführlicher zu denken, die er mit einem einzigen Pinselzuge gleichsam nur anzudeuten scheinet; alle seine Beywörter sind wichtig, nachdrücklich und unentbehrlich. Folgende Beschreibungen würden im Akenfide gewiß zwei ganze Seiten und mehr eingenommen haben.

Die Sonne quoll hervor, wie Rab aus Jugend quillt.
 Sie, selbst ein Bild von Gott, wies mir ihr holdes Bild
 In der vor Dankbarkeit mir abgessenen Zähre.
 Du Sonne wärst mein Gott, wenn Gott nicht göttlich
 wäre!

Ihr Lebens schwangerer Strahl, befruchtete den Duft;
 Der wallte langsam auf, umfloß mit dünner Luft
 Begeisterns meine Brust, lag brütend auf dem Grase;
 So fuhr des Schöpfers Hauch, dem Adam in die Nase.

und ferner:

Ein murmelndes Geräusch von Schlummertönen voll,
 Das nah um mich herum, aus kleinen Bächen quoll,
 Wo Silber und Kristall auf hellen Steinen glimmten,
 Die oft das klare Raß in goldne Schnecken krümmten;
 Das Lispeln, das die Luft vergnügend fürchterlich
 Erschütternd von dem Laub der jungen Nester strich;
 Der zwitschernde Gesang vom lockenden Gefieder,
 Stof durch den tiefen Wald wetteifernd hin und wieder.
 Dann mischte die Natur, die erst sie unterschied,
 Das ganze Löhnenheer in ein harmonisch Lied. u. s. w.

Welch ein Nachdruck in jedem Worte! Welch eine Menge von Nebenbegriffen läßt uns der Dichter bey jedem Umstande fühlen! Der strengste Kunstrichters wird hier nicht ein einziges Beywort ausmerzen können, ohne den ganzen Begriff zu schwächen. Man betrachte folgende schöne Beschreibung aus dem *Alenside*, die wir in unsrer Anzeige übersetzt haben.

— — Behold th' expanse

Of yon gay landscape, where the silver Clouds
 Flit o'er the heav'ns before the sprightly breeze:
 Now their grey cincture skirts the doubtful sun;
 Now streams of splendor, thro' their opening toil
 Effulgent, sweep from of the gilded lawn
 Th' aerial shadows; on the curling brook,
 And on the shady margin's quivering leaves
 With quickest lustre glance u. s. w.

Dieser Anblick einer Landschaft, wenn es so eben zu regnen aufgehört hat, da die zerrissenen Wolken schnell über den Himmel hinwegfliehen, und die Sonne jetzt verdunkeln, jetzt wieder mit vermehrtem Glanze die Erde bescheinen lassen, ist auch von dem Hrn. von Hüller

ler beschrieben worden, den sich Withof vorzüglich zum Muster vorgestellt zu haben scheint. Zeigt aber nicht Haller in folgender sehr kurzen Beschreibung, daß er alle Umstände eben so lebhaft gefühlt hat, als der engländische Dichter?

Wenn Phoebus helles Licht, durch flüchtige Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Ficht gemaket,
Das auf den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt.

u. s. w.

Die Sentenzen, mit welchen Withofs Gedicht angefüllt ist, können als eine Folge seiner kurzen und abgetheilten Perioden angesehen werden. Denn eine Sentenz ist nichts anders als ein moralischer Gedanke der kurz und lebhaft ausgedrückt ist. Hins gegen erfordert das Pathetische, oder die Sprache der Leidenschaft einen ungezwungenen Perioden. Er muß nach der verschiedenen Hefrigkeit der Affekten bald kurz und abgebrochen seyn, bald einen vollstimmigen oratorischen Numerus haben. Die Grenzen, zwischen welchen die Reime eingeschlossen sind, legen ihnen allzuviel Zwang auf. Daher scheint die reimlose Dichtungsart weit geschickter Leidenschaften zu erregen.

Die tragischen Dichter, welche in Reimen dichten, suchen dieser Unbequemlichkeit abzuweichen. Wenn ein plötzlicher Affect kurze Perioden erfordert; so lassen sie den Vers von einer andern unterredenden Person unterbrechen. Dadurch bekommen sie Gelegenheit die Ruhepunkte an den rechten Ort hinzusetzen. In der Monologe aber, wo dieses nicht angehet, und vornehmlich wo die Leidenschaften ausbrechen

brechen und sich gleichsam in ganze Ströme ergießen, da werden die Reime größtentheils übergangen, und die Schlusfälle der Perioden bis auf den zweyten und dritten Vers verspart. Das heißt, die Reime werden unnöthig gemacht.

Ein entscheidendes Urtheil von dem Werthe dieser beyden Dichter zu fällen, wollen wir uns nicht getrauen. Gewiß ist es, daß der englische Dichter mehr Fleiß, Nachdenken und Mechanik der Poesie, sowohl in der Anordnung, als in der Ausarbeitung seines Gedichts gezeigt hat, und er scheinet sich überhaupt mehr auf die schönen Wissenschaften gelegt zu haben, als Withof. Ob aber dieser letzte Dichter nicht wenigstens eben so viel Genie habe, ob er nicht die vorzügliche Gabe vor jenem besitze, seine Begriffe zu concentriren, die tiefsinnigen Lehren nicht durch hier und da angehängte Beywörter, sondern an und für sich selbst zu verschönern; neue Sittensprüche zu erfinden und dergestalt auszudrücken, daß sie sich lebhaft in das Gedächtniß einprägen, und verdienen von einem ganzen Volke als Sprichwörter angenommen zu werden; ob er in seinen Gemälden nicht mäßiger, in seinen Beschreibungen einfältiger, und mit seiner Einbildungskraft nicht so verschwenderisch seyn mochte, als Akenside, dieses alles überlassen wir unsern Lesern zu beurtheilen, nachdem wir ihnen von beyden Dichtern einen hinlänglichen Begriff zu machen gesucht haben.

M.



IV. Histo-

IV.

Historische Lobschrift des weiland hoch- und wohlgebohrnen Herrn Hrn. Christian des H. R. R. Freyherrn von Wolf u. s. w. von Johann Christoph Gottscheden, nebst des hochseligen Freyherrn Kupferbilde. Halle 1755 in Verlegung der Kengerischen Buchhandlung.

Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzusorglos sey. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schoße hervorbringt. Leibniß und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerley Zeit, und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb, und es ist bekant, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeugungen sein Leichnam beygelegt worden sey. Der wenigstens eben so große Leibniß verschied, und ward nicht würdiger beerdiget, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspühret, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.

Das Schicksal des seligen Freyherrn von Wolff ist noch feltfamer gewesen. So lange seine Lehren von seinen Widersachern angefeindet worden sind, so lange noch ein Theil der Menschen aus Mangel der Einsicht, oder aus Leidenschaften seine Weltweisheit verkehrt haben; so lange bemüheten sich Gelehrte und Ungelehrte um nichts eiferiger als um den Namen Wolfianer. Die Unterdrückung schien der Unschuld einen Glanz zu geben, den sie in dem größten Glücksstande nicht erlangt haben würde. Die Wahrheit ist endlich durchgedrungen; sie hat über Verfolgung und niederträchtigen Haß gesiegt. Nichts kann glänzender seyn, als dieser Triumph Anfangs gewesen ist. Allein eben dieser Triumph war die Ursache, daß die wolffsche Weltweisheit einen Theil ihres Ansehens verlohren hat. Man begnügte sich die Bedrängte in ihre Rechte eingesetzt zu haben; man ward kalt sinniger gegen sie, und endlich schielnet ein Geist der Spötterey, mehr wider die wolffsche Philosophie vermocht zu haben, als der grimstigste Haß der sogenannten Eiferer für die Sache Gottes.

Er starb zum großen Leidwesen aller derer, die unsterbliche Verdienste zu schätzen gewußt haben, und niemand außer dem Verfasser dieser historischen Lobschrift, der Hr. Prof. Gottsched in Leipzig, hatte den Willen, oder die nöthige Materialien, seinen völligen Lebenslauf, das Merkwürdigste von dessen Schicksalen, Charakter und Verdienste der gelehrten Welt mitzutheilen.

Herr Gottsched, der dem Hochseligen in dessen letzten Tagen, seinen Vorsatz, ihm eine Lobschrift zu verfertigen,

tigen, eröffnete, war so glücklich von dem fast sterbenden »Herrn geheimen Rache nicht nur die Bewilligung, sondern auch von seiner bereits entkräfteten Hand, einige Vorschriften zu erhalten, darnach er sich bey Abfassung dieses Lebens zu richten hätte. Außer diesem verordnete der Hochselige, daß ihm nach seinem Tode, alle dazu nöthige Nachrichten, Brieffschaften und Urkunden überliefert werden sollten, »davon er die vornehmsten und nützlichsten der historischen Lobschrift als Beylagen bengefügt hat. Er hat auch bey dem Bürgemeister zu Görlitz, Herrn D. Gehler, einen weitläufigen eigenhändigen Auffatz des Hrn. Kanzlers, von den ersten Jahren seines Lebens, und andern Merkwürdigkeiten angetroffen, der ihm zu einem wichtigen Hülfsmittel zu diesem Leben diente.

Wir zweifeln, ob sich der Herr Prof. Gottsched aller dieser wichtigen Materialien, die ihm in die Hände gegeben worden sind, recht zu bedienen gewußt hat. Wir finden in seiner historischen Lobschrift den Fehler, welchen man überhaupt allen deutschen historischen Schriften vorzurücken pflegt. Die Begebenheiten werden urkundlich und ohne Falsch erzählt, Zeiten und Orter so genau als möglich angegeben; aber dieser treulichen Sammlung historischer Zufälle fehlet der Geist der Geschichte. Man wendet nicht Philosophie genug an, die Verwicklung der Ursachen und Wirkungen in das gehörige Licht zu setzen, und die Leser auf gewisse Züge aufmerksam zu machen, die ihnen eine Einsicht in die Tiefen des menschlichen Verstandes und Herzens verschaffen könnten. Alle Umstände, groß und klein, werden
nach

nach der Reihe hergebetet und man merkt die Stellen sehr deutlich, wo sich der Schriftsteller bemühet hat, seine unbearbeiteten Materialien zusammen zu flicken.

Man denke ja nicht, daß eine historische Schrift alle erforderliche Eigenschaften habe, wenn sie nur glaubwürdig ist. Eine solche Geschichte wird immer nichts mehr als die rohe Materie seyn, die von einer geschicktern Hand von Schlacken gesäubert, und zu einer wahren Geschichte umgeschmolzen werden muß. Wir wünschen zu Ehren des großen deutschen Weltweisen, daß Deutschland einen Fontenelle haben möchte. Wir würden gewiß in der Lobschrift eines Wolfs den Charakter eines großen Genies zu lesen bekommen, statt daß uns der Hr. Prof. Gottsched bloß den Charakter eines Kanzlers, eines Barons und etwa eines Professors vorgelegt hat.

Wir können uns in keine genaue Beurtheilung dieser Lobschrift einlassen, weil die Materie allzuweit von unsrer Absicht entfernt ist, und nur in so weit die Lobschriften großer Männer einen Theil der Bescheidenheit ausmachen, haben wir nicht umhin gekonnt diese Schrift anzuzeigen. So viel ist gewiß, man findet merkwürdige und nützliche Anmerkungen darinn, über die Art, wie dieser große Weltweise in seiner Jugend studiret, und wie sich die Kräfte seines Geistes nach und nach entwickelt haben. Ob diese Anmerkungen von Wolfen selbst, oder von dem Verf. der Lobschrift herrühren, können wir nicht mit Gewißheit entscheiden. Einige hingegen scheinen uns so ungereimt, daß man sie gewiß nicht auf Wolfs Rechnung schreiben kann. Es wird z. B. erzählt, Wolf habe noch zu Hause bey seinem Vater frühe

um

um vier Uhr die Morgenpredigten abwarten, und die geistreichsten Kirchenlieder fast alle auswendig lernen müssen. Dadurch glaubet der Verf. die Religionsgesinnungen des Hrn. Kanzlers zu retten, die nachmals so heftig sind angefochten worden. Eine so früh gepflanzte Erdmüdigkeit, sagt er, pfllegt fester Wurzel zu schlagen, als daß leichtsinnige Zweifel der Freygeister sie ausrotten könnten. Welche Vertheidigung! Gerade als ob die Widersacher Wolfens, ihm leichtsinnige Zweifel zugeschrieben hätten, die man aus Morgengebethen und geistreichen Kirchenliedern widerlegen kann.

Der Styl in dieser Lobschrift ist ungemein affectirt, und fällt nicht selten in das Possierliche. In Breslau, die Hauptstadt in Schlessen, hat unsern geheimen Rath und Kanzler, Herrn Christian Freyherrn von Wolf, in ihrem Schoße hervorgebracht. Der vier und zwanzigste Tag des Jahres, ein Tag, der auch in diesem Jahrhunderte, durch die Geburth eines der größten Monarchen, noch merkwürdiger geworden, ward im 1679sten Jahre sein Geburthstag; und lieferte, des Abends um halb 8 Uhr, Deutschland einen künftigen Weltweisen u. s. w.

Daß sein Vater Christoph Wolf, ein gemeiner Bürger zu Breslau, und seine Mutter Anna, eine gebohrne Gillerinn gewesen, würde ein anderer so schlechtweg erzählt haben. Man bewundere aber die Lobs des Hrn. Prof. Gottsched: »war es dem größten Weisen zu Athen keine Schande, eines Bildhauers; und dem größten Redner daselbst, eines Waffenschmieds Sohn gewesen zu seyn; so durste sich auch

„unser Freyherr nicht schämen, daß sein wackerer Vater, Christoph Wolf, ein ehrlicher Bürger zu Breslau, sein Großvater gleichfalls nichts anders; seine Mutter aber, Anna, eine gebohrne Sillerinn gewesen.“

Wer hätte wohl geglaubt, daß man die Schande, eine gebohrne Sillerinn zur Mutter zu haben, mit dem Exempel der größten Männer aus Athen bedecken müßte!

Seine Geburch, erzählt der Hr. Verfasser S. 5, ward der Wöchnerinn überaus schwer, und die Wehemütter wußten die Schuld davon nur auf die besondere Größe der künftigen Werkstatt eines einmal so wirklichen Geistes zu schieben.

Die besondere Größe des Kopfes würde in einer schönen Schrift zu gemein gelungen haben!

Vom Deskartes urtheilet der Hr. Prof. S. 27. ziemlich verwegen. Er nennet seine meditationes ein sehr leichtes Werkchen. Welche Kühnheit!

Der Hr. Professor hält sich öfters bey unerheblichen Kleinigkeiten allzulang auf, und sein Werk könnte um die Hälfte kleiner, und dennoch wichtiger geworden seyn, wenn er das Unerhebliche hätte weglassen wollen. Z. B. S. 127 widerlegt er im Ernste die Meinung einiger, die das lange Leben des Hrn. Kanzlers bedauert haben; „bloß weil sie dafür hielten: Er würde weit größer in den Augen der Welt geblieben seyn; wenn er entweder nie nach Halle zurückgekommen, und also gleichsam in beständiger Verfolgung und Verbannung geblieben; oder doch bald nach seiner Zurückkunft in vollem Ruhme gestorben wäre.“ Diese kluge und große Personen,

sonen, wie sie der Hr. Verfasser nennet, müssen abentheurliche Begriffe von einem ruhmvollen Tode gleichsam auf dem Bette der Ehren, im Kopfe gehabt haben. Verdienen aber solche Einfälle widerlegt zu werden?

Die angehängte Beylagen von Zuschriften verschiedener Fürsten und anderer hohen Standespersonen an den seligen Hrn. Baron, und sonst merkwürdige Urkunden, enthalten viel wichtige Stücke. Vor andern hat uns folgendes Schreiben Sr. Maj. des Königes, als damaligen Kronprinzen von Preußen, an unsern Weltweisen, welcher zu derselben Zeit als Regierungsrath zu Marburg sich aufhielt, und diesem Prinzen, den ersten Band seines Rechtes der Natur zueignete, am merkwürdigsten geschienen. Dieses ist S. 107 in die Lobschrift selbst eingerückt worden, und wir können nicht umhin, solches unsern Lesern ganz mitzutheilen.

à Rupin ce 23 de May
1740.

Monfieur,

Tout être pensant, & qui aime la verité, doit prendre part au nouvel ouvrage, que Vous venés de publier; mais tout honnête-homme & tout bon Citoyen doit le regarder comme un Trésor, que votre Liberalité donne au monde & que votre sagacité a decouvert. J'y suis d'autant plus sensible, que vous me l'avez dedié; c'est aux Philosophes à être les precepteurs de l'univers, & les Maitres des Princes. Ils doivent penser consé-

quement, & c'est à nous de faire des actions consequentes; ils doivent instruire le monde par le raisonnement, & nous par l'exemple; ils doivent decouvrir & nous pratiquer.

Il y a longtems que je lis Vos ouvrages, & que je les étudie; & je suis convaincu, que c'est une consequence necessaire pour ceux, qui les ont lus, d'en estimer l'auteur. C'est ce que personne ne sauroit vous refuser, & relativement à quoi je vous prie de croire, que je suis avec tous les sentimens, que Votre merite exige,

Monfieur . . .

Votre tres affectionné . . .

Frederic P. R.

Man muß dem Hrn. Prof. ohnstreitig für die Mittheilung dieser, und anderer merkwürdigen Urkunden, ungemein verbunden seyn; aber kann man ihn wohl verbunden seyn, daß er sich unterwunden hat, aus diesen Materialien ein Gebäude aufzuführen, ob es ihm gleich wie man aus allem erschen kann, an der gehörigen Einsicht, sie als ein würdiger Lobredner zu gebrauchen, gefehlet hat? Er hat uns eine magere Chronik von Wolffs Leben geliefert, mit solchen Anmerkungen untermischt, wie sie zuweilen die Chronikschreiber des dreizehnten Jahrhunderts zu machen pflegten. Die Stelle einer männlichen Beredsamkeit, welcher es zukömmt das Andenken großer Geister zu verewigen, nänmt ein kanzleystilhaftes und oft possierliches Wortgepränge ein, so wie es sich kaum in die Personalien einer nach dem Schlandrian eingerichteten Leichenpredigt schicken möchte.

Sind

Sind dann die schönen Wissenschaften so gar erstorben bey uns, daß die Hoffnung verlohren seyn sollte, einen deutschen Fontenelle aufstehen zu sehen, der einem großen Geiste ein würdiges Andenken stiftete, einem Geiste, dem jeder, auch der nicht auf seine Sätze geschworen hat, zugestehen wird, daß er die Ehre seines Vaterlandes und der Welt gewesen ist. — Dürften wir es wagen einen Sulzer, einen Kästner zu einem so rühmlichen Unternehmen zu ermuntern.

V.

Le Commedie del Dottore Carlo Goldoni
Avvocato Veneto fra gli Arcadi Polisseno
Fegejo. Quarta Edizione. Tomo primo:
Venezia 1753 per Giuseppe Bettinelli,
368 Seiten in groß Oktav.

das ist:

Die Lustspiele des D. Carl Goldoni, Mitglieds
der arkadischen Gesellschaft, unter dem Na-
men Polisseno Fegejo. Erster Theil.

Der Name eines Goldoni ist unter uns so be-
kannt, als seine Werke den meisten unbekannt
sind. Durch den Auszug, den wir zu lie-
fern anfangen, werden also unsere Leser einen Schrift-
steller näher kennen lernen, dem dasjenige, was der
berühmte Riccoboni nicht hat erreichen können,
wirklich gelungen ist, nämlich die gestiftete Komödie
in seinem Lande einzuführen, und den Zuschauern
sogar die öftere Abwesenheit der bekannten vier ver-

larbten Personen des italiänischen Theaters * exträglich zu machen.

Wir zweifeln im übrigen nicht, daß manche affectiren werden, unsern Goldoni für ein kleines Licht zu halten. Es giebt eine Menge Leute denen die Bekanntschaft mit einigen, vielleicht nicht einmal hinlänglich verstandenen Regeln, anstatt aller Empfindung ist; diese haben sich ein gewisses Vorbild gemacht, nach welchem sie alles in den schönen Künsten beurtheilen, und was damit nicht übereinstimmt, ohne Barmherzigkeit verdammen; sie nehmen es für ausgemacht an, daß die Deutschen wohl gethan haben? genaue Nachahmer der französischen Bühne zu werden, und sie können es den Engländern und Italiänern nicht vergeben, daß sie auf ihren Schauplätzen so viel originales beybehalten. Diese Leute werden ganz zuversichtlich schließen, daß ein Mann, der selten die Einheit der Zeit und des Ortes genau beobachtet, ein herzlich schlechter Kopf seyn müsse; wenn sie finden, daß seine Pläne sehr zerhackt sind, oder auch nur daß dieselben mit dem Begriffe, den sie sich von einem unfehlhaften Plane gemacht haben, nicht übereinstimmen, so werden sie sich zwingen, die Augen für allen Beutez de detail zuzuschließen. Und bey diesen werden sie dem Verfasser, weder dasjenige was seine Nation eigenes hat, noch dasjenige, was er ihr zu gefallen in seinen Lustspielen

* Von den vier Zani, und andern dem italiänischen Theater eigenthümlichen Gewohnheiten, kann man des Riccoboni Histoire du Theatre Italien Tom. I. oder die Uebersetzung davon in. Drn. Lessings theatral. Bibliothek Th. II. S. 135 nachsehen.

spielen duldet, vergeben; die Charaktere, welche bey uns so unbekant, als sie in Italien gemein sind; z. B. die äußerst eifersüchtigen Frauenzimmer, die Lotteriespieler, die närrischen Liebhaber der Altzimmer, die närrischen Liebhaber der Akademien oder wichtigen Gesellschaften, die Cavalieri di Conversazione (die man auf Deutsch Schmarotzer nennen könnte) die Cavalieri serventi oder Cicisbei der Damen, werden sie gerade zu entweder für übertrieben, oder für abgeschmact halten. Sie werden eben so wenig vertragen können, daß in einem Lustspiele jemand vergiftet wird, als daß man einen Gerichtsfall vorstellte, wo die Advokaten mit allen Formalien eine Sache vortragen, oder einen Kanal in Venedig, worauf sich die hin und wiederfahrende Sortenbelfahret sanken; sie werden sich kein Bedenken machen zu behaupten, daß Lustspiele, worinn dergleichen Sachen vorkommen, schlecht seyn müssen.

Wir getrauen uns nicht, ein so rasches Urtheil auszusprechen. Es ist ein großer Unterschied, ob man diese Sachen überhaupt und an sich, und in wie fern sie etwa auf dem deutschen Theater eine gute Wirkung thun möchten, und hingegen ob man sie bloß betrachtet, wie sie auf dem italienischen Theater wirklich befindlich sind, und den Sitten des Landes gemäß, mit Beyfall aufgenommen werden. Es ist gewiß, daß unser Goldoni, indem er sich hauptsächlich bemühet hat, die Thorheiten seines Landes auf den Schauplatz zu bringen, und dadurch die Sitten des Volkes zu verbessern, dieselben zugleich so genau geschildert hat, daß einem Leser, der zuerst seine Lustspiele liest, nothwendig alles so fremde vorkommen muß,

muß, als einem Reisenden, welcher zuerst nach Italien kommt; im kurzen aber wird man des Eigenen und Besondern gewohnt, und lernet es aus dem Augpunkte ansehen, aus welchem es der Verfasser geschildert hat. Eben so gehet es mit den Scenen, welche der Verf. nur bloß seiner Nation zu gefallen, in Lustspielen dichtet; weil man sich in seine Stelle setzt, so wird man geneigt, sie auch zu dichten.

Die Ursachen, welche den Hrn. Goldoni bewogen haben, seinen Lustspielen die gegenwärtige Form zu geben, lässet sich am besten aus seiner Vorrede abnehmen, worinn er die Art und Weise erzählt, wie er das italienische Theater zu verbessern gesucht, und welche Ursachen ihn dazu bewogen haben. Diese Vorrede kann also zugleich als eine kurze Fortsetzung der riccobonischen Geschichte des italienischen Theaters angesehen werden.

Er sagt im Anfange, er wolle nicht die Regeln der komischen Dichtkunst, wovon schon so viele Bücher vollgeschrieben worden, nochmals wiederholen, sondern vielmehr nur dem Publico Nachenschaft geben, wie er darauf gekommen sey, sich auf die dramatische Dichtkunst zu legen, und welcher Mittel er sich bedienet habe, darinn vollkommener zu werden,

Er hat von Jugend auf einen besondern Trieb zu den Lustspielen gehabt; und bloß nach dem Muster der Lustspiele des Riccoboni, ehe er noch jemals ein Lustspiel aufführen sehen, im achten Jahre seines Alters, eines fertiget. Dieser Trieb wuchs in ihm immer mehr; da er öftere Gelegenheit hatte die Schauplätze, in den verschiedenen Städten Italiens, zu besuchen, wohn er entweder Studirens wegen

wegen rüfete, oder wohin er seinem Vater, welcher ein Arzt war, folgte. Ob er gleich gezwungen wurde, sich erst auf die Arzneykunst, und hernach auf die Rechtsgelehrsamkeit zu legen, so suchte er doch immer seinem Triebe zur dramatischen Dichtkunst ein Genüge zu thun, indem er entweder Gespräche und Komödien verfertigte, oder in berühmten Akademien theatralische Rollen übernahm.

Nachdem er in sein Vaterland Venedig zurückgekehret war, ward er nach dem Tode seines Vaters daselbst Advokat, vorher aber in Padua Doktor der Rechte, woben er sich immer noch mit dramatischen Ausarbeitungen beschäftigte. Ob nun gleich seine Talente in der Gerichtsstube, ihm einen glücklichen Fortgang versprachen, so konnte er doch seiner Neigung nicht widerstehen; er ging also aus seiner Vaterstadt weg, mit dem Entschlus, sich dieser gehei- und Kraft zu überlassen, und sich gänzlich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Er durchreiste viele Städte Italiens, um die verschiedenen Gebräuche und Gewohnheiten des Landes kennen zu lernen; endlich setzte er sich in Mailand, wo er Anfang, ausdrücklich für verschiedene italienische Schauspieler zu schreiben. Er bemühet sich auf seinen Reisen; bey seinem Aufenthalte, und bey allen Gelegenheiten immer sein Augenmerk auf diese seine Hauptbeschäftigung zu richten, auf welche Art er sich einen großen Vorrath zu seinen theatralischen Arbeiten sammelte.

Da er die italienischen Komödien, welche damals auf den Theatern dieses Landes vorgestellt zu werden pflegten, betrachtete, so konnte er nicht unterlassen, den verderbten Geschmack, der iz denselben

herrschte, zu beklagen, und zu bemerken, daß ein kühnes Genie nicht wenig Ehre einlegen könnte, wann es versuchen wollte, die verfallene italienische Komödie wieder aufzurichten; welche edle Ruhmbegierde ihn anfeuerete, es wirklich zu unternehmen.

Die italienische Komödie war seit einem Jahrhundert so ungemein verdorben, daß sie ein Vorwurf des Gespöttes aller benachbarten Nationen geworden war. Man sah nichts als elende Anekdoten, häßliche und schändliche Liebesbegebenheiten und Scherze, Fabeln die schlecht erfunden, und schlechter ausgeführt, ohne Anständigkeit und Ordnung waren.

Zwar geschahen verschiedene Versuche, das Theater in Ordnung und den guten Geschmack zurückzuführen. Unter andern versuchten einige, Komödien, welche aus dem Spanischen oder Französischen übersezt waren, auf den Schauplatz zu bringen; aber bloße Uebersetzungen wollten auf dem italienischen Theater nicht rechtswirksam thun. Da dieß die Schauspieler merkten, fingen sie an, dieselben zu verändern, zu extemporiren, und verstellten sie dadurch so, daß man die Stücke eines Lopey de Vega oder Moliere, nicht mehr erkennen konnte. So machten sie es auch mit den Lustspielen des Plautus und Terenz, ja selbst mit den guten italienischen Komödien, die ihnen in die Hände fielen. Inzwischen ärgerten sich die Gelehrten darüber, und dem Volke ekelte das für; alle führten einmüthig wider die schlechten Komödien, und die wenigsten konnten sich einen Begriff von guten machen.

Als

Als die Schauspieler dieses allgemeine Mißvergnügen gewahrt wurden, so suchten sie sich durch allerhand Neuigkeiten Vortheil zu verschaffen. Sie fielen auf Maschinen, Verwandlungen und prächtige Verzierungen des Schauplatzes, aber, außer daß dieselben zu viele Kosten verursachten, so vermehrten sich auch der Zulauf des Volkes gar bald. Sie suchten darauf die schlechten Komödien durch die musikalischen Zwischenspiele zu unterstützen, welches ihnen eine Zeitlang sehr wohl gelang; und unser W. war einer der ersten, welcher durch eine große Anzahl Zwischenspiele von seiner Arbeit, dazu beitrug, wovon er insbesondere, *la Pupilla, la Birba, il Filosofo* *, *l' Ippocondriaco, il Caffè, l' Amante Cabala, la Contessina, il Barcjuolo*, anführt. Weil aber die Schauspieler keine Sänger waren, so merkten die Zuschauer bald, wie wenig Verwandtschaft die Musik mit der Komödie habe. Endlich unterhielten die Trauerspiele und die Opern, welche ohne Musik hergesagt wurden, die Schaubühne noch einigermaßen. Die Stücke des Abts *Metastasio*, und des Apostolo *Zeno*, die Trauerspiele des Abts *Conti*, die *Merope* des berühmten *Maffei*, die *Electra* und andere, theils selbst gefertigte, theils aus dem Französischen übersehte Tragödien des gelehrten *Caspar Gezzi*, fanden, nebst vielen Stücken italiänischer, französischer und engländischer Dichter, allgemeinen Beyfall. Selbst verschiedene Stücke

* Dieses ist noch kürzlich den 27 März dieses Jahres, als an dem Geburtstage Ibro Maj. der nunmehr höchsten Königin Frau Mutter, auf dem berlinischen Schloßtheater, nach des bekannten Hrn. *Gasluppi* Composition aufgeführt worden.

unfers Goldoni, als il Belisario l' Errico, la Robinsonda, il Don Giovanni Tenorio, il Giustino, il Rinaldo di Montalbano, wurden wohl aufgenommen, ob er es gleich nicht wagen will, sie Trauerspiele zu nennen.

Unser D. beklagte indessen den Verfall der italiänischen Komödie, hatte aber noch nicht hinlängliche Einsichten, um zu versuchen ihr aufzuhelfen. Er hatte nur bemerkt, daß selbst in den schlechten Komödien zuweilen etwas vorkam, das allgemeinen Beyfall fand, er nahm wahr, daß es entweder irgend eine unterrichtende und nützliche Rede war, oder ein feiner Scherz, ein wohl angepommener Vorfall, ein lebhafter Zug zu einem merkwürdigen Charakter, oder eine feine Kritik einer zur Gewohnheit gewordenen Thorheit, insbesondere prägte er sich den wichtigen Satz ein, daß das menschliche Herz mehr gerührt werde von dem Einfältigen und Natürlichen, als von dem Weisheitsgesuchten.

Bei der Dämmerung dieser Entdeckungen fing er nun an Lustspiele zu schreiben. Doch gestehet er aufrichtig, daß er schlechte geschrieben habe, ehe er erträgliche und gute habe schreiben können. Er bemerkt, daß, wann man die Bücher der Natur und der Welt studiret, man zwar nicht auf einmal ein Meister wird, daß man es aber auch niemals werden kann, wenn man diese Bücher gar nicht studiret. Er schrieb also verschiedene Stücke im spanischen Geschmacke, oder voller Intriguen und Verwickelungen, welche indessen wegen eines gewissen regelmäßigen und natürlichen Wesens, das sie an sich hatten, gefielen. Insbesondere ward eine davon unter dem Titel: Cento e quattro accidenti in una notte, verschiedene

schiedene mal nach einander mit allgemeinem Beyfall aufgeführt. Doch war es damit noch nicht zufrieden, und machte eine Komödie mit Charaktern, unter dem Titel: *il Momolo cortigiano*. Auch diese gefiel, und ward unter beständigem Zulauf der Zuschauer so oft wiederholt, daß er sie selbst damals für eine vollkommene Komödie hielt, ob er gleich nachher ehrsüchtig lernte, um wie viel bessere Lustspiele man machen könne. Inzwischen bekam er wenigstens dadurch Herz, und da er merkte, daß die Komödien mit Charaktern die meiste Wirkung thaten, so machte er noch zwey dergleichen *il Momolo sulla Brenta* und *il Momolo due volte fallito*, welche wohl aufgenommen wurden.

In diesen Lustspielen war bisher nur die Rolle des Hauptcharakters aufgeschrieben worden, die übrigen Personen mußten extemporiren, wodurch es geschah, daß sie ungleich und falsch vorgestellt wurden; unser B. bedachte also, daß die Komödie besser und richtiger gemacht werden könnte, wenn man die Rollen aller Personen aufschriebe, und verschiedene Charaktere einführe, welche alle nach der Natur, und dem Geschmacke des Landes, wo diese Lustspiele aufgeführt werden sollten, geschildert seyn müßten. Im Jahr 1742 also, brachte er seine *Donna di Garba* auf den Schauplatz, welche er seine erste Komödie nennet, weil sie in der That die erste ist, welche er gänzlich aufgeschrieben hat, worauf die übrigen Stücke gefolget sind, von welchen wir unsern Lesern Nachricht geben werden.

Der B. gestehet aufrichtig, daß, wenn es ihm gelungen sey, das italienische Theater zu verbessern,

er

er solches nicht eigentlich durch ein ämßiges Studium der Kunstrichter und lömischen Schriftsteller aller Nationen, zu wege gebracht habe. Er hat zwar die berühmtesten Verfasser gelesen, und auch nützliche Regeln und Beispiele aus ihnen zu ziehen gesucht; aber die beyden Bücher, über welche er am meisten nachgedacht hat, sind die Welt und das Theater. »Die erste, sagt er, zeigt mir so viele und so verschiedene Charaktere von Personen, und malet mir sie so nach dem Leben ab, daß sie ausdrücklich gemacht scheinen, um mir reichen Stoff zu angenehmen und nützlichen Lustspielen zu geben; sie stellet mir die Zeichen, die Gewalt, und die Wirkungen aller menschlichen Leidenschaften vor; sie versiehet mich mit merkwürdigen Begebenheiten, belehret mich von den igiten Gebräuchen, unterrichtet mich von den Lastern und den Thorheiten, welche in dem igiten Jahrhunderte bey unserer Nation am gemeinsten sind, und das Mißfallen oder den Spott der Weisen verbienen; und zeigt mir zugleich an tugendhaften Personen die Art und Weise, wie die Tugend den verderbten Sitten widerstehet;» — Das zweyte Buch oder das Theater lehret mich, mit welchen Farben die Charaktere, die Leidenschaften und die Begebenheiten, welche ich in dem Buche der Welt gelesen habe, auf dem Schauplatze geschildert werden müssen; wie man sie zusammenzustellen hat, damit sie sich besser ausnehmen; und welches die Pünktliche sind, durch die man sie den feinen Augen der Zuschauer angenehm macht. Ich lerne überhaupt vom Theater, dasjenige erbennen, was am geschicktesten ist, Eindruck auf die Gemüther zu machen, in dem

»dem menschlichen Herzen Bewunderung, Lachen, oder
 »das angenehme Vergnügen zu erregen, welches
 »hauptsächlich daher entsethet, wenn man in einem
 »Lustspiele die Thorheiten, und das Ackerliche, das
 »im gemeinen Leben täglich vorkömmt, geschildert, und
 »mit Verstande in den rechten Augenblick gesetzt
 »setzet, doch also, daß es durch eine allzugroße Wir-
 »kung nicht widerwärtig werde.»

»Insbesondere habe ich vom Theater gelernt, und
 »lerne täglich, bey Gelegenheit meiner Komödien, den
 »Geschmack unsrer Nation kennen, welcher in vielen
 »Stücken von dem Geschmacks andrer Nationen un-
 »terschieden ist, und für welchen ich doch insbeson-
 »dere schreiben muß. Ich habe bemercket, daß zu
 »weilen Kleinigkeiten, die ich im Anfange für nichts
 »geachtet hatte, große Lobsprüche erhalten haben, andre
 »Sachen hingegen wenig Lob, ja wohl gar einigen Lan-
 »del erhalten haben, durch welche ich doch nicht gemei-
 »nen Beyfall zu erlangen geschafft hatte. Hierdurch
 »habe ich gelernt, weil ich meine Lustspiele jedermann
 »möglich zu machen suche, zuweilen meinem Geschmack
 »nach dem größten Haufen einzurichten, welchen ich
 »hauptsächlich möglich seyn muß; ohne mich an die
 »Mährreden einiger unwissender, oder allzuunbilliger
 »und eigensinniger Leute zu kehren, welche gern den
 »Geschmack eines ganzen Volkes oder Nation, ja viel-
 »leicht der ganzen Welt, nach ihrem eigenen Kopfe un-
 »schmelzen wollten und nicht bedenken, daß in gewissen,
 »nicht wesentlichen Nebendingen, der Geschmack ganz
 »füglich verschieden seyn kann und daß man darinn dem
 »Volke eben sowohl seinen Willen lassen kann, als in
 »den verschiednen Kleidertrachten und Art zu reden.»

Der

Der B. vertheidiget sich diesem zufolge wider die Arbeiter des Alterthums, welche ihm vorwerfen möchten, daß er die Einheit des Ortes nicht allemal beobachtet habe u. d. gl. — Ob er gleich gern gestohet, daß seine Lustspiele nicht von allen Fehlern frey sind, so hat er doch nichts darinn ändern, Sondern sie mit Fleiß so drucken lassen wollen, wie er sie anfänglich gemacht hat, damit man nicht etwa glauben möchte, daß er seinen ersten Bemühungen allzuviel Verdienst zuschreiben wolle; er will vielmehr, daß man aus dem Unterschiede der ersten und der letztern Stücke abnehmen sollte; wie er nach und nach durch Nachdenken und Erfahrung immer weiter gekommen sey; zu dem Ende hat er auch die Lustspiele nach chronologischer Ordnung drucken lassen, obgleich die erstern den folgenden am Werthe nicht bekommen, und er begiebt sich also des Vortheils, welchen er daraus hätte ziehen können, wenn er die besten Stücke zuerst hätte bekannt machen wollen.

Er entschuldigt sich zuletzt wegen der lombardischen und anderer unostanischen Redensarten, welche er öfters hat brauchen müssen; die Rollen und ganze Lustspiele, welche er in dem venezianischen Dialekt geschrieben hat, hat er, wo sie einem, der diesen Dialekt nicht völig inne hat, unverständlich werden, durch kleine Anmerkungen erläutert. Den Doktor, der sonst auf dem Schauplatze Bolognesisch reden muß, hat er hier das gewöhnliche Italienische reden lassen*.

* Welches dennoch von dem Schauspieler vermuthlich nach dem bolognesischen Dialekt ausgesprochen werden. In den beyden Lustspielen il Bugiardo und

Wir haben von der gewöhrlichen Sammlung der Lustspiele unsers V. die sieben ersten Theile vor uns, deren jeder vier Lustspiele enthält. Die drey ersten Theile nun, sind nur von dem Verfasser selbst heraus gegeben worden, die übrigen aber von Girolamo Mebach, Vorsteher und Haupt der Schauspielergesellschaft in der StraÙe St. Angelo in Venedig, für dessen Theater die in diesen Theilen befindlichen Lustspiele von dem Verfasser geschrieben worden.

In dem ersten Theile befinden sich folgende vier Stücke:

1) La Donna di Garbo; die geschickte Frauensperson.

In dem vorangesezten Schreiben des Verfassers an den Verleger, dergleichen er allen von ihm selbst herausgegebenen Lustspielen beygefüget hat, vertheidigt er sich wider verschiedene Einwürfe, und drückt dabey den Charakter, den er seiner Donna di Garbo gegeben hat, folgendergestalt aus: »Ich

il Cavalier di buon gusto; (welche zwar von denen sind, die nicht der Verfasser selbst, sondern der Schauspieler Girolamo Mebach bekannt gemacht hat) ist die Rolle des Doctors auch in dem bolognesischen Dialekt geschrieben.

• Man hatte dem Verfasser vorgeworfen, daß die Hauptperson seines Lustspiels dem Titel Donna di Garbo, welcher Ausdruck eigentlich ein Frauenzimmer von Verdiensten, ein vollkommenes Frauenzimmer bedeuert, kein Genüge thut. Wir haben uns daher in der Uebersetzung des Titels lieber nach der Erklärung, die er selbst giebt, richten wollen.

»verstehe darunter eine gefällige Frauenperson
 »(Donna accorta), welche man im lombardischen
 »gemeinlich Donna di Garbo nennet; ich habe den
 »Charakter einer Frauensperson schildern wollen,
 »wie, ob sie gleich gelehrt ist, dennoch allen mensch-
 »lichen Todschaften unterworfen ist; sie wird in
 »ihrer Hoffnung betrogen, von etwas andern Ver-
 »sprechungen hintergangen, und selbst ihrer Ehre
 »beraubet. Um diesen Verlust zu ersetzen, wendet
 »sie alle Mittel an, welche ihr, ihr erhabener und
 »fertiger Geist, und die vortheilhaften Kenntnisse und
 »Wissenschaften, womit derselbe gezieret ist, an die
 »Hand geben, und endlich erlangt sie den vorgesezten
 »Zweck, ihren Liebhaber zu heirathen, um dadurch ih-
 »rer Ehre ein Genüge zu thun.»

Personen.

Mosquero, genannt die Donna di Garbo, Kammer-
 jungfer in dem Hause des Doctors.

Der Doctor, Advokat in Bologna, Vater des
 Florindo, der von der Universität Pavia zurück-
 kömmt; Bruder der

Diana, einer verstellten Eitsüchtigen und des
 Ottavio, eines Lotteriespielers; Ehegatten und
 Beatrice, einer eiteln und ehrsuchtigen Dame.

Brighella, } Bedienten des Doctors.
 Arlequin, }

Lelio, ein affectirter prahlhafter Cavalier.

Momolo, ein Venezianer, der in Bologna studirt.

Isabella, welche in Mannskleibern unter dem Na-
 men Flaminio, mit dem Florindo von
 Pavia kömmt.

Bedienten

Bedienten im Hause des Doktors, welcher nicht reden.

Der Schauplatz ist in einem prächtigen Zimmer in des Doktors Hause zu Bologna.

Erster Aufzug.

Rosaura und Brighella treten auf. Brighella sagt, er habe sich zu geschwinde bereden lassen, sie in seines Herrn Hause als Bediente anzubringen, da er noch nicht wisse, wer sie sey; sie solle ihm also die Wahrheit sagen, und ihn nicht betrügen. Rosaura antwortet: Sie wolle sich ihm offenbaren, indem die Gütigkeit, die er für sie gehabt, verdiene, daß sie seinem Verlangen willfahre. Sie sey aus Pavia gebürtig, wo ihr Vater ein Kammerdiener einer Dame und ihre Mutter eine Wäscherinn gewesen sey, welche Handthierung sie selbst auch getrieben habe. Ein Student habe sich in sie verliebt, und auch ihr Herz erhalten, nach Jahresfrist aber sey er kalt sinnig geworden, und von ihr, ohne Abschied zu nehmen, nach Mailand gegangen, um diese Stadt zu besuchen, von da er in seine Vaterstadt Bologna zurückkehren wolle; und da sie entschlossen sey, ihn bis in den Tod zu verfolgen, so sey sie noch eher, als er, angekommen. Dieser Liebhaber sey Florindo des Doktors Sohn, welcher alle Augenblicke erwartet werde, und, um sich an ihm zu rächen, sey sie eben in dieses Haus gekommen. Brighella fragt, wie sie solches anfangen wolle; sie antwortet: durch den Umgang nicht allein mit Florindo, sondern auch mit andern Gelehrten zu Pavia, habe sie es in den Wissenschaften weiter als andere ihres Geschlechts gebracht, insbesondere

habe sie gelehrt, sich nach den Charaktern aller Leute zu bequemen, und dadurch jedermann nach ihrem Willen zu leiten; der Doktor sey ihr gut, und wenn sie ihn verliebt machen könne, so habe sie schon ein Mittel sich an Florindo zu rächen. Sie wolle sich deswegen jedermann, der im Hause sey, gewogen machen, und jeder sollte ihr auf solche Art helfen, ihre Rache auszuführen. Als Brighella abgeht, erscheint Diana, mit der sie die Rolle zu spielen anfängt. Diana klagt; Rosaura sagt, sie solle sich nur auf sie verlassen, und daß, der Wachsamkeit von hundert Vätern ohnerachtet, Momolo dennoch ihr Bräutigam werden solle. So wie alle Thiere natürliche Waffen hätten, so bedienten sich die Mannspersonen der Autorität, die Frauenzimmer hingegen der Verstellung. Sie solle sich also vor ihrem Vater von ihrer Liebe gegen Momolo nichts merken lassen; sie solle sich lieber als eine Feindinn der Liebe und der Gesellschaften, hingegen als eine Liebhaberinn der Arbeit und Einsamkeit, besonders sitzsam, und sehr einsältig anstellen, und sich im übrigen auf sie (Rosaura) verlassen. Als der Doktor dazu kommt, bestiehlt Rosaura der Diana die Augen niederzuschlagen, die Hände auf dem Schooße zusammenzulegen und still zu schweigen, und als ob sie den Doktor nicht sähe, fängt sie an, mit der Diana zu schwelzen, daß sie so schläfrig sey, daß ihr Vater auf diese Art keine Freude an ihr haben werde, sie möchte doch zu ihrer Stickereiarbeit gehen, sie habe ihr schon die Zeichnung dazu zurechte gemacht; heimlich aber sagt sie ihr, sie sollte einen Brief an ihren Momolo schreiben. Der Doktor freuet sich ungemein über die guten Eigenschaften

schaften der Rosaura, und fragt sie, da sie seine Tochter aufgeweckt machen wolle, ob sie nicht auch seinen Schwiegertochter die verzweifelte Eitelkeit aus dem Kopfe bringen könne; Rosaura antwortet ihm, daß sie ausdrücklich gemacht sey, dem Frauenzimmer die Bescheidenheit zu lehren, und schimpft gewaltig auf die weiblichen Eitelkeiten; da sie den Doktor endlich fragt, warum er heute nicht auf die Gerichtsstube gehe, so bekommt sie Gelegenheit ihm eine Rechtsache mit vieler Gelehrsamkeit vorzutragen, und gehet ab. Der Doktor erstaunt darüber und sagt, er wolle ein Frauenzimmer von so vortrefflichen Gaben nicht im knechtischen Stande lassen, sondern sie heirathen, und gehet gleichfalls ab. Durch eine lustige Neben- scene giebt der B. Gelegenheit, daß Rosaura wieder auf das Theater kommen muß. Arlequin erscheint mit dem Kopfzeuge und einigem andern Putz der Beatrice angepuzt, mit einem Spiegel in der Hand, in dem er sich fleißig besiehet:

Arle. O schön! o vortrefflich! Wessen ist dann das schöne Gesicht? Arlequins? Das kann nicht seyn! und doch bin ich wirklich Arlequin; aber dieß schöne Kopfzeug, diese schöne Galanterien machen, daß ich nicht wie Arlequin aussehe — — Nun merke ich das Ding, warum manche häßliche Weiber manchmal so schön aussehen, das macht das Kopfzeug, das Toppe, die Locken und die andern Possen, darum laufen wir Narren ihnen nach. Eben so ist's; ich bin Arlequin, und sehe nicht wie Arlequin aus: also, wann ein häßlich Thier, mit diesem Zeuge angepuzt ist, scheineth sie nicht mehr häßlich zu seyn. (Er besiehet

siehet sich im Spiegel) o welche Schönheit! welche
Anmuth! welche Artigkeit! welcher Anstand!

Beatrice im Nachthabit kömmt dazu, und be-
siehlt ihm die Sachen wegzulegen; und als er sich
dessen weigert, ruft sie die Rosaura, bey deren An-
kunft Arlequin im Zorn den Kopfsuß weglegt, und
sagt, daß es nur Neid sey, indem sie glaube, er sehe
schöner aus, als sie. Rosaura schmeichelt dem
Stolze der Beatrice, und giebt ihr Rath, wie sie sich
noch prächtiger aufführen solle; und als sich Lelio
melden läßt, so rätth sie der Beatrice, sich nicht un-
angepußt vor ihm sehen zu lassen, damit sie ihren
Respekt nicht vergeb. Den Lelio gewinnt sie dar-
auf in einer Scene von affectirten Worten und Com-
plimenten. Den Arlequin mit allerhand närrischen
Einbildungen. Dem Ottavio, der durch Hül-
fe der Cabbala im Lotteriespielen glücklich zu werden
sucht, und eine gedritzte Zahl gefunden hat, welche
nach seiner Meinung gewinnlich muß, erzählt sie einen
Traum, den er zu seinem Vortheil ausleget, und ver-
spricht ihn in der Cabbala zu unterrichten. Mit
dem Momolo spricht sie Venezianisch, und dieser,
der ein wenig einfältig ist, wird sterblich in sie ver-
liebt.

Zweiter Aufzug.

Lelio sagt der Beatrice ein Haufen affectirter
Schmeichelen vor, die ihn verspottet; endlich thut
sie den Vorschlag, daß sie, um die Zeit zu verkür-
zen, Karten spielen wollen; Rosaura wird geru-
fen, welche sich, um der Beatrice zu schmeicheln,
auf eine feine Art über den Lelio aufhält. Als ihr
befeh-

befehlen wird, Anstatt zum Spiele zu statten, so schlägt sie ihnen verschiedene Spiele vor, woben sie sich wieder auf eine verdeckte Weise oben den Lelio aufhält. Endlich schlägt Beatrice vor, Tarao zu spielen und Lelio verliert; Ottavio kommt dazu, dem Lelio ein verwirrtes Compliment macht; Ottavio zankt sich mit der Beatrice; er wegen des Kartenspiels, sie wegen des Lotteriespiels; sie sagt endlich:

Beat. In sechs Jahren, daß ich eure Frau bin, habe ich mir sechszeu tausend Lire verthan, und endlich werdet ihr noch diese vier Mände verzehren müssen.

Ottav. Etill! Sechs Jahre; sechszeu tausend Lire; vier Mände; vier, sechszeu, giebt eine nichtoffliche gedrehte Zahl; ich muß gleich gehen, und auf dieselbe in die Lotterie setzen.

Nicht lange, nachdem er weggegangen ist, kömmt Diana; indem sie der Rosaura den Brief, welchen sie an Romolo geschrieben hat, zeigt, kömmt ihr Vater der Doktor zu; Rosaura läßt geschwind die Karten wegwerfen; worüber sich Lelio, welcher nicht wußte, wovon er die verlohrnen Marken bezahlen sollte, nicht wenig freuet. Dafür muß Beatrice die Philosophie der Damen in die Hand nehmen, und Rosaura macht dem Doktor weiß, daß sie die Diana hergeufen habe, um den Auslegung des Lelio über dieses Buch bezuwohnen. Der Doktor ist damit zufrieden; und Rosaura wird von ihm weggeschickt. Brighella verkündigt, daß Florindo eben angekommen; dieser erscheint, und mit ihm Isabella in Mannskleibern, unter dem Namen Flaminio; Er wird von allen bewillkomet;

met; zuletzt sagt ihm sein Vater, daß, weil die ganze Nachbarschaft auf seine Wiederkunft begierig gewesen sey, so wolle er auf den Abend eine kleine Akademie aufstellen, wo er seinen Witz und Geschicklichkeit zeigen solle; er müsse ihm ohnedem sagen, daß er ein Mädchen im Hause habe, welche professormäßige Studien habe. Der Doktor geht ab, die Kosaura zu rufen. Beatrice geht mit Lelio ab, und nach ihnen Diana. Der Doktor kommt mit Kosaura an, welches eine schöne Situation macht; Florindo erkennet die Kosaura so gleich, so wie diese die verkleidete Isabella, welches sie zu verstehen giebt, indem sie sagt, daß der fremde Herr eine wunderbare Gleichheit mit einer gewissen Isabella, eines Professors Tochter zu Pavia, habe; doch lassen sie weiter den Doktor nichts merken, welcher denn mit dem verstellten Flaminio abgeht, um denselben in das für ihn zubereitete Zimmer zu führen. Kosaura macht dem Florindo, welcher mit ihr allein bleibet die bittersten Vorwürfe; und ob er sich gleich zum Schein erbietet, sie zu heirathen, so sagt sie doch, sie sey so einfältig nicht, sich ihm anzuvertrauen, sondern sein Vater werde sie heirathen. Florindo erstaunt darüber, und sucht sie Anfangs mit Güte und nachher mit Drohungen davon abzubringen; Kosaura entrüstet sich über seine Drohungen. Da aber der Doktor dazu kommt, so weis sie sich im Augenblicke zu fassen, um ihn nichts merken zu lassen, und giebt vor, daß sie über seinen Sohn so aufgebracht sey, weil er in ihrer Disputation über eine juristische Materie nicht habe fortkommen können. Sie geht ab. Florindo sucht sie bey dem

dem Doktor zu verunglimpfen, welcher sich, theer aber dergestalt annimmt, daß der Sohn endlich bey wagen wird, zu fragen, ob es wahr sey, daß er sie heirathen wolle. Sein Vater antwortet ihm: Ja! er solle klug seyn, und sich ihm nicht widersetzen, denn nichts solle ihn von dieser Heirath abhalten. Er läßt den Florindo allein, welcher über diesen unermarterten Erfolg und über die Situation, in die er sich versetzt sieht, in der heftigsten Gemüthsbewegung ist. Brighella und Arlequin kommen seine Befehle zu vernehmen, und da er sie in der Bewegung, worinn er sich befindet, nicht hört, so macht diese Scene ein ziemliches Theaterpiel; er ruft sie endlich zu sich, und fragt, ob sie ihm getreu seyn wollen, besinnt sich aber im Augenblicke, stößt sie von sich und sagt, er habe ihrer nicht nöthig, sondern wolle sein eigener Rathgeber seyn. Er beschließt (nachdem sie abgegangen sind) sich die Nacht über zu bedenken, und eher alles zu thun, als in diese Heirath seines Vaters zu willigen.

Dritter Aufzug.

Brighella bringt dem Ottavio die Nachricht, daß seine gedritte Zahl in der Lotterie nichts gewonnen habe, welcher dennoch an seinem Glücke noch nicht verzweifelt, sondern sich vornimmt die Cabala mit Hilfe der Rosaura so lange zu studiren, bis es ihm nicht mehr fehlen könne; er geht seinen Bruder zu besuchen, Brighella zankt sich mit Arlequin, welche Rosaura vereinigt und läßt sie abgehen. Der Doktor kömmt, sich bey ihr zu erkundigen, was es für Lärm gegeben, und nach einigen gewechselten Worten

verspricht er ihr, sie zu heirathen, worinn sie zu willigen scheint. Sie fertigt darauf den Lelio und Momolo, welche nacheinander erscheinen, kurz ab. Die Bediente machen Tische und Stühle zur Akademierechte. Florindo, Beatrice, Ottavio, Diana, Lelio, Isabella, der Doktor und Momolo setzen sich zu dem Ende. Der Doktor befehlet die Rosaura zu holen; Florindo widersetzt sich zwar, und wirft ein, es sollte sich nicht, daß eine Magd in ihre Gesellschaft komme; als aber alle Anwesende einzeln um ihre Meinung gefragt werden, so sägen alle, (weil sich Rosaura vorher die Gunst derselben erworben hatte), daß sie ungemein würdig dazu sey. Florindo kann es also nicht verhindern, und Rosaura nimmt Platz, jeder sagt nach der Ordnung ein Sonnet, oder anderes poetisches Stück her; endlich schlägt Rosaura vor, daß sie mit Florindo über einen juristischen Satz disputiren wolle; diese Disputation wird ordentlich im Universitätsstilo mit Syllogismen geführet, über den Satz:

Wer einer freyen Frauensperson die Ehe verspricht, muß sie heirathen. Titius hat der Lucretia die Ehe versprochen, Ergo muß er sie heirathen.

Florindo, der die Meinung der Rosaura leicht einseheth, sucht zwar das Gegentheil zu vertheidigen, kann aber damit nicht recht fortkommen, bis endlich der Doktor der Disputation ein Ende macht, indem er sagt, Rosaura, habe recht. Er (der Doktor) habe ihr die Ehe versprochen, und wolle sich also im Angesicht seiner Kinder und aller Anwesenden mit ihr verloben. Florindo, wagt dies endlich, durch

allerley allgemeine Ausflüchte zu hintertreiben, und maß endlich gestehen, daß er der Rosaura die Ehe versprochen habe. Der Doktor gebietet ihm also sie zu heirathen, oder aus seinem Hause zu gehen. Er sucht zwar einzuworfen, daß Rosaura unter selbem Stande u. d. gl., aber er hat wieder die Stimmen aller Anwesenden wider sich, welche bezeugen, daß Rosaura seiner vollkommen würdig sey. Er frägt endlich selbst die verkleidete Isabella, welche sie zu erkennen giebt und ihn mit Vorwürfen überhäufet. Endlich wird es dahin eingerichtet, daß sie den Zello heirathet, welchem Florindo sechstausend Thaler, als ein Heirathsgut mitgiebt. Diana begehret den Momolo. Rosaura sagt zuletzt, daß sie lieber den Titel einer Donna di Garbo nicht verdient habe, indem sie vielmehr eine Schmeichlerin gewesen sey, sie wolle ihn aber nun verdienen und ihre Meinung aufsechtig sagen, worauf ein jeder von den Anwesenden seine Lection bekömmt.

Dieses ist das erste Lustspiel unsers Verfassers, und verdienet also einige Nachsicht; es hat aber gewiß verschiedene einzelne schöne Stellen und glückliche Scenen. In Absicht auf das Ganze, muß man bey seinen meisten Lustspielen anmerken, daß er sich von der Nichtigkeit eines Plans und der Einheit der Handlung ganz fremde Begriffe gemacht hat. In seinen meisten, sonderlich den letzten Komödien, ist der Plan mit vieler Sorgfalt angelegt; dem ohnerachtet aber ist die Haupthandlung mehrentheils mit vielen Nebenhandlungen unterbrochen, und nicht selten etwas verwirret, es kommen öfters eine Menge Charaktere auf den Schauplatz, die nur von ohngefähr

in

in den Plan gerathen zu seyn scheinen. Man muß dieses aus dem Genie der Nation des Verfassers und aus der von ihm selbst erzählten Art, wie er sich nach und nach eine Art von System, wornach er seine Lustspiele verfertigen wollte, gemacht hat, beurtheilen. Er fand, daß Lustspiele mit Charakteren besondern Beyfall fanden, und berebete sich also leicht, daß die Charaktere das Hauptwerk in einer Komödie wären; daher er denn öfters den natürlichen und einfachen Lauf der Handlung vernachlässiget, und dieselbe gänzlich nach dem Bedürfnisse des Hauptcharakters einrichtet, um denselben von so viel Seiten zu zeigen, als er es nöthig findet. Eben so geschwind schloß er auch, daß, wenn ein Lustspiel mit einem hervorscheinenden Charakter so viel Beyfall fände, es noch mehr Beyfall finden müsse, wenn mehr Charaktere darinn hervorschiene, woher es denn kommt, daß er viele Nebencharaktere einzuführen pflegt, welche zuweilen dienen, den Hauptcharakter zu unterstützen, öfters aber auch bloß der Abwechslung willen da sind. Hierinn hat er sich nach dem Genie seiner Nation gerichtet, welche, so wie ihr die verwickelten und mit Zufällen beladenen Handlungen angenehm sind, also auch viele und ganz unterschiedene Charaktere zu sehen verlangt, wie solches unser Verf. in seinem Lustspiele il Teatro comico ausdrücklich sagt, und den Franzosen hingegen vorwirft, daß sie in jedem Lustspiele mit einem Charakter zufrieden wären.

Alles dieses muß man voraussetzen, und also unsern V. nach seinen eigenen Grundsätzen beurtheilen. Man muß allezeit vornehmlich auf den Hauptcharakter sehen, so wie man etwa bey einer französischen Komödie

Komödie vornehmlich auf die Haupthandlung siehet. Bey dem gegenwärtigen Stück wird man sehen, daß der, obgleich etwas übertriebene Charakter der Rosaura ziemlich wohl ausgeführet ist, und ihn einige, in Absicht der Handlung unnöthige Personen, als Ottavio, Beatrice, Lelio durch ihre Charaktere besonders unterstützen,

2) I due Gemelli-Veneziani. Die zwey venezianische Zwillinge.

In der Vorrede führet der V. die italiänischen Stücke an, welche die Fabel von zwey völlig gleichen Zwillingen zum Vorwurf haben, wobey zu verwundern ist, daß er ein berühmtes Stück von dieser Art vergessen hat, wovon so gar die Italiäner die wahre Epoche ihrer Komödie anzufangen pflegen, nämlich die Calandra * des Kardinals Bibiena. Diejenigen, die er anführt, sind folgende:

I Simillimi von Gio. Giorgio Trissino.

I Lucidi von Firenzuola.

Beide aus dem sechszehnten Jahrhundert.

le due Francesche von Bernardina d'Azzi 1603,
la Turca 1620.

• I due Leli simili 1622.

Beide von Gio. Battista Andreini genannt Lelio.

Unter den Neuern:

le due Gemelle von Niccolo Amenta.

I quat

* Riccoboni hat davon im zweyten Theile seiner Geschichte des italiänischen Theaters einen vollständigen Auszug gegeben, welcher auch S. 271 des zweyten Stückes der Lessingischen theatralischen Bibliothek zu finden ist.

I quattro simili di Plauto, welche aber, wie unser W. sagt, Plautus gewiß nicht gemacht hat.

Dieses großen Schriftstellers Menechini haben indessen allen obigen Verfasserin, (außer dem Kardinal Bibiena) zum Muster gedienet; unser W. hingegen hat davon bloß die Idee genommen, und ein ganz neues Stück gemacht; welches er hauptsächlich für den Schauspieler Cesare d'Arbes geschrieben, der sonst die Rolle des Pantalón zu spielen pflegte, in diesem Stücke aber, zugleich, die Rolle des dummen und des klugen Zwillinges, mit ungemeiner Geschicklichkeit vorgestellt hat.

Personen.

Der Doktor Balanzoni, aus Bologna gebürtig;
Advokat in Verona.

Mosaura seine vermeinte Tochter, welche nachher
für die Schwester der beyden Zwillinge er-
kannt wird.

Pankrazio, ein Freund des Doktors, in dessen Hau-
se er wohnt.

Zanetto, der dumme Zwilling.

Tonino, der kluge Zwilling.

Lelio, Neffe des Doktors.

Beatrice, Liebhaberinn des Tonino.

Florindo, Freund des Tonino.

Brighella, } Bedienten im Hause des Doktors.
Colombina, }

Arlequin, Bedienter des Zanetto.

Tiburzio, ein Goldschmied.

Der Bargello, oder Hauptmann der Häfcher.

Ein

Ein Doktor der Rechte, der nicht redet.

Die Häfcher; verschiedene Bedienten.

Der Schauplatz ist in Verona.

Erster Aufzug.

Rosaura zankt sich mit der Colombina, weil sie die Achtung für sie aus den Augen setzt. Der Doktor will der Letztern zwar einen Verweis geben; sie sagt ihm aber heinlich, er solle schweigen, sie könne mehr, als er denke, ihre Mutter habe ihr alles offenbaret; der Doktor sucht sie zu besänftigen, und sagt der Rosaura, daß ihr Bräutigam, Zanetto Bisognosi, der Sohn des berühmten venetianischen Kaufmanns Pantalon, heute aus Bergamo erwartet werde, wo er von seinem Vetter Steffanello erzogen worden; er lobt seiner Tochter auch seinen Gast, den Pantrazio, als einen ehrlichen Mann, dessen Rath sie annehmen solle; Colombina aber hält ihn vor einen Betrüger. Brighella bringet die Nachricht, daß Zanetto eben vom Pferde abgestiegen sey, und der Doktor gehet ihn zu empfangen. Rosaura fragt den Brighella nach ihrem Bräutigam; dieser sagt, daß er wohl aussehe, er habe einen Zwilling Bruder, mit Namen Tonino, dem er zwar im Gesichte ganz ähnlich sey, sonst aber von ihm gänzlich unterschieden, indem er so einfältig sey, als jener klug. Im übrigen sey er nur allein angekommen, und sein Bedienter Arlequin werde mit der Bagage noch erwartet. Was er von der Familie des Zanetto wisse, habe er erfahren, als er in Venedig, bey einem reichen Kaufmann, dem vertrauten Freunde des Pantalon, als des Vaters der beyden Zwillinge, gedienet

net habe: Pantalon habe außer diesem noch eine Tochter gehabt, welche er zu seinem Bruder Steffanello nach Bergamo habe schicken wollen, wohin er auch schon den Zanetto geschickt gehabt; sie habe sich aber auf dem Wege verloren, und man habe nichts weiter von ihr gehört. Er gehet ab. In dem kommt Zanetto mit dem Doktor; wir wollen die folgende zwei Scenen, als ein Beispiel der komischen Schreibart unsers Verfassers, ganz hersehen.

Sechster Auftritt.

Mosaura, hernach der Doktor und Zanetto.

Mos. Dem Ansehen nach mißfällt er mir nicht; vielleicht ist er nicht so einfältig, als mir ihn Brighella abgemalt hat.

Dokt. Kommen Sie nur ohne Umstände näher; meine Tochter, dieß ist der Herr Zanetto.

Zan. Jungfer Braut, ich freue mich sie zu sehen.

Mos. Mein Herr, ich bin Ihre unterthänige Dienerrinn.

Zan. Ach! das ist die Dienerrinn; guten Tag mein Kind! Aber, Herr Schwiegervater, wo ist dann die Braut?

Dokt. Hier ist sie, dieß ist meine Tochter, dieß ist die Braut.

Zan. Aber sie sagt ja, sie wäre eine Dienerrinn.

Dokt. Ey nicht doch, Herr Sohn, sie sagt: ich bin ihre ergebenste Dienerrinn, das ist ein Compliment, eine Ceremonie.

Zan. Ey postausend das geht nimmermehr gut.

Dokt. Wie so?

Zan.

Zan. Weil in der Ehe keine Lügen und Ceremonien seyn müssen.

Kos. (Bey Seite) Er ist wohl ein bisgen eckig, aber er gefällt mir doch.

Dokt. Ey, Herr Sohn, sehen sie sich solche Dinge nicht in den Kopf.

Kos. Glauben Sie, Herr Zanetto, daß ich aufrichtig bin, und mich nicht zu verstellen weiß, und daß ich für Sie alle Achtung und Ehrfurcht habe.

Zan. Ach das hilft dazu alles nichts.

Kos. Aber, sind Sie etwa mit meinen Neben nicht zu frieden?

Zan. Ey ja! wie sie will.

Kos. Bin ich Ihnen zuwider?

Zan. Ey nicht doch; ich bin nach Verona gekommen, um mich zu verheirathen, und erwarte nur Arlequin, der die Kleider, die Juwelen und das Geld mitbringt.

Kos. Nun gut; bin ich nicht Ihnen zur Braut bestimmt?

Zan. Aber, was brauchts denn da so viel Firtelanz; geben sie mir die Hand, und so issts aus.

Kos. (Bey Seite) Was das vor ein wunderlicher Kopf ist.

Dokt. Aber, lieber Herr Sohn, wollen Sie dann die Ehe auf eine so rauhe Weise anfangen? Sprechen Sie doch etwas mit der Braut, und reden Sie Ihr mit Freundlichkeit und Liebe zu.

Zan. Ja. Er hat Recht. (Zu Kosauern) Ich bin Ihr ganz ergeben; Ihr Gesichtsge gefällt mir. Ich wollte — Herr Schwiegervater, thue er mir doch einen Gefallen.

Dokt. Was ist zu Ihren Diensten?

Zan. Gehe er doch weg, er wird mir beschwerlich.

Dokt. Gut, nach Belieben; ich bin ein gefälliger Mann, (flüchelt zu Rosaura) liebe Tochter, nimm dich in Acht, er ist ein bisgen einfältig, aber er hat Geld. Herr Sohn, ich empfehle mich Ihnen.

Siebenter Auftritt.

Rosaura und Zanetto.

Zan. Sein Diener. Also, Jungfer Braut, werden wir nun Mann und Frau.

Ros. Ich hoffe es.

Zan. Was sollen wir dann hier angenagelt stehen?

Ros. Und was wollen Sie dann thun?

Zan. Schön! Mann und Frau!

Ros. Ich hoffe, daß wir Mann und Frau werden, aber die Hochzeit ist noch nicht gemacht.

Zan. Noch nicht? Aber was gehört denn zur Hochzeit?

Ros. Dazu gehören viel Ceremonien und Feierlichkeiten.

Zan. Wir wollen einmal offenherzig reden. Will Sie mich zum Mann?

Ros. Ja, Herr Zanetto, ich willige darein.

Zan. Und ich will sie zur Frau. Was brauchts also weiter Ceremonien. Dies ist die beste Ceremonie von der Welt.

Ros. Sie haben recht; aber es ist hier nicht also gewöhnlich.

Zan.

Zan. Nicht? so will ich wieder nach Bergamo, so will ich wieder ins Gebirge, wo ich erzogen bin. Da, wann man sich gut ist, so ist's richtig. Mit zwey Worten ist die Hochzeit fertig, und Mann und Weib machen die Ceremonien unter sich.

Kof. Das kann wohl seyn, aber hier werden größere Feyerlichkeiten dazu erfordert.

Zan. Und wenn werden dann die Feyerlichkeiten alle seyn?

Kof. Dazu gehören wenigstens zwey Tage.

Zan. Und so lange soll ich warten?

Kof. Sie sind auch sehr übereilt.

Zan. Entweder es muß gleich seyn, oder gar nicht.

Kof. Aber Sie bezeugen auf die Art Verachtung gegen mich.

Zan. Ist das Verachtung, wann ich Hochzeit machen will? wie viel Mädchen möchten nicht gern auf die Art verachtet werden wollen?

Kof. Aber, mein Gott! können Sie denn nicht einen Tag warten?

Zan. Aber, sage Kind, können denn die Feyerlichkeiten und Ceremonien nicht nach der Hochzeit vor sich gehen? Wir wollens unter uns richtig machen, und dann können wir herkommen, und ein ganz Jahr Ceremonien machen, das geht mir nichts an.

Kof. Es scheint, Herr Zanetto, Sie wollen sich über mich lustig machen.

Zan. Ich will mich freylich lustig machen, aber auf der Hochzeit.

Kof. Wann es Zeit dazu seyn wird.

Zan. Man sagt im Sprichwort, wer Zeit hat, wartet nicht auf Zeit. Lasse sie mich nicht länger schmachten. (er will sie bey der Hand nehmen).

Kos. Mein Gott! wie unbescheiden führen Sie sich auf.

Zan. Ach, wozu dienet dann das?

Kos. Ich sage, nehmen Sie sich in Acht.

Zan. Ja, ich will Sie gleich in Acht nehmen.

(Er will sie umarmen, sie giebt ihm eine Ohrfeige)

Kos. Verwegner!

(Zanetto bleibt erstaunt stehen; fühlet sich an die Backen, siehet Kosaura starr an, macht die Bewegung von der Ohrfeige, und gehet stillschweigend ab)

Man muß hier an die italiänischen Sitten gedenken, nach welchen es äußerst unanständig ist, ein unverheirathetes Frauenzimmer zu umarmen, um sich vorzustellen, wie sehr Kosaura Ursach hat ungehalten zu seyn. Sie ist auch wirklich äußerst entrüstet, und Panfrazio, der sie gern vor sich haben möchte, giebt ihr den boshafsten Rath, daß sie ihrem Vater sagen solle, sie wolle den Zanetto durchaus nicht.

Der Schauplaz stellt hierauf eine Straße vor. Beatrice erscheint in Reifelleidern mit einem Bediente und Florindo. Sie sagt, sie wolle wieder nach Venedig zurück kehren, um zu sehen, was für ein Zufall den Tonino daselbst könne aufgehalten haben, da er schon vor sechs Tagen hätte sollen hier seyn. Florindo will dieses unter dem Vorwand verhindern, daß Tonino sie an ihn adressiret habe, und er sie also nicht weglassen könnte; in der That
aber

aber will er sie zurückhalten, weil er heimlich in sie verliebt ist. Lelio hingegen (ein affectirter und nährischer Mensch, fast wie der Lelio in der Donna di Garbo) will sie mit Gewalt auf der Reise begleiten, worüber er mit Florindo zum Wortwechsel, und endlich zum Fechten kommt. Beatrice entfliehet, Florindo fällt im Fechten, und Lelio will ihn erstechen, als eben Tonino dazu kömmt, seinen Freund errettet, und den Lelio entwaffnet. Dieser geht und schwört sich zu rächen. Tonino fragt den Florindo nach der Beatrice; dieser stellt sich an, als wann er gar nichts von diesem Frauenzimmer wüßte, woraus Tonino, der in die Aufrichtigkeit seines Freundes kein Mistrauen setzt, schließet, daß ihm Beatrice untreu geworden sey. Er erzählet, daß er sie seit zwey Jahren liebe, weil ihr Vater sie ihm aber nicht habe zur Ehe geben wollen, habe er sie beredet, mit ihm zu entfliehen; er habe sie durch einen getreuen Bedienten nach Verona geschickt, sey aber selbst noch in Venedig geblieben, um den Argwohn zu vermeiden. Dennoch habe ein gewisser fremder Cavalier, dieses Frauenzimmers wegen, Handel an ihm gesucht, welchem er, da ein Wort das andere gebracht, endlich eine Ohrfeige gegeben habe. Weil man ihn diesermwegen habe ins Gefängniß setzen wollen, habe er sich in Eil aus Venedig weggemacht, und sey nach Verona gekommen, wo er seine geliebte Beatrice zu finden gehofft, aber er müsse sehen, daß sie ihn betrogen habe. Er bittet seinen Freund, daß er ihn die kurze Zeit über, die er sich nur noch in Verona aufzuhalten gedanke, nicht Tonino, sondern Zannetto, nach dem Namen seines Bruders, den er in

Detigamo zu seyn glaubt, nenne, damit er wegen der auf sich habenden verdrießlichen Sache desto eher unbekannt bleiben möchte. Er gehet nach seinem Wirthshause; Florindo macht sich selbst einige Vorwürfe wegen seiner Falschheit, und beschließet endlich, da er dem Tonino das Leben zu danken habe, auch dasselbe und alles wieder für ihn aufzuopfern, nur die Beatrice nicht.

Zanetto kömmt in Gedanken, und fühlet sich noch an die Bache; Lelio, welcher ihn für den Tonino hält, fällt ihn an; auf sein Geschrey, kömmt Florindo, entwaffnet den Lelio, und schenket demselben das Leben. Florindo kann sich zwar in das wunderliche Bezeigen des Zanetto, den er für den Tonino hält, nicht finden, rath ihm aber doch, Verona bald zu verlassen, damit er nicht erkannt werde, dann es sey nichts geringes eine Ohrfeige zu geben; sagen Sie lieber zu kriegen, antwortet Zanetto, und behauptet, daß er die Ohrfeige nicht gegeben, sondern gekriegt habe. Florindo kann sich zwar hierinn auch nicht finden, als aber endlich Zanetto verspricht, er wolle sich um das Frauenzimmer gar nicht mehr bekümmern, so nimmt Florindo, welcher meint, daß von der Beatrice die Rede ist; vergnügt Abschied. Nachdem er weggegangen, bedenkt Zanetto, daß Rosaura gleichwohl schön sey, und wann sie ihm auch eine Ohrfeige gegeben, so habe das seine Frau Mutter auch wohl gethan, und sey ihm doch gut gewesen; er will deswegen wieder zu ihr; aber Panrazio sucht ihn davon abzuhalten, und macht ihm deswegen die Hölle heiß, welche

Scene

Grete angenehm lustig ist. — Panrazio fragt den Zanetto, ob er wohl wisse, was die Ehe sey. Dieser sagt: »Ey nu, die Ehe ist, als wenn man saugen wollte — Mann und Frau.« Panrazio antwortet, wann er wüßte, was die Ehe wäre, würde er nicht mit so vieler Gleichgültigkeit davon reden; die Ehe sey eine Kette, die den Menschen gebunden halte als einen Galeerenflaven; sie sey eine Last unter der man des Tages schlafen und des Nachts wachen müsse. Sie schwäche den Geist und den Leib, den Kopf und den Beutel; die Frauensperson, die ihm so reizend schein, sey eine bezaubernde Sirene; ihre glänzende Augen wären wie Feuerflammen, die nach und nach entzündeten und zu Asche machten; der Mund wäre ein Kasten voll Gift, der durch die Ohren ins Herz dringe; ihre schöne Wangen wären bezaubert; wann ihm ein Frauenzimmer begegne, so müsse er wissen, daß sie eine Furie sey, die ihn zerreißen wolle, und wann es ihm schein, als wenn ihn ein Frauenzimmer umarmen wolle, solle er nur denken, daß es der Teufel sey, der ihn in die Hölle führen wolle. Zanetto wundert sich gewaltig bey jedem Artikel, dankt für den guten Bericht, und verspricht, an kein Frauenzimmer zu gedenken. Indem kommt Beatrice, die ihn für den Tonino ansiehet.

Neunzehnter Auftritt.

Zanetto, hernach Beatrice mit einem Bedienten.

Zan. Daß dich doch! da würde ich was schönes gemacht haben, wann der eheliche Mann nicht gewesen

wesen wäre! Die Ehe — — die schwächt dieß, die schwächt das, schwächt den Beutel, schwächt den Kopf — Brautleute — Sittemen, Heben, Teufel. Was das vor vermaledenes Zeug ist.

Beatrice (steht ihn für den Contino an). O! wie glücklich bin ich; da ist mein Bräutigam. Wamit sind Sie angekommen?

Zan. Fort! Dreh Schritt vom Leibe.

Beat. Wie so? Bin ich nicht ihre Braut? Sind Sie nicht hergekommen, um die Hochzeit zu vollziehen.

Zan. Ja, Ja, die Kette für die Galerensklaven; schon gut, ich weiß alles.

Beat. Was für eine Kette? Was reden Sie von Ketten? Wissen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben?

Zan. Was habe ich Ihr versprochen?

Beat. Die Ehe!

Zan. Ach ja, die Ehe; die schwächt den Beutel, und schwächt den Kopf.

Beat. Ach sehen Sie mich doch an; verspotten Sie mich nicht, oder ich sterbe.

Zan. (vor sich) Wahrhaftig, man sieht ihr die Feuerflammen in den Augen.

Beat. Zweifelst Sie an meiner Treue? Hören Sie mich nur an, so werden Sie mit mir zufrieden seyn.

Zan. Macht den Mund zu, den Giftkasten, ich habe keine Lust mir das Herz vergiften zu lassen.

Beat. Mein Gott! wie reden Sie; Sie machen, daß ich ohne Schuld erdöthen muß.

Zan'

Zan. Geht doch, wie sie roth wird; das mußte ich wohl doch ihr eine Hexe seyn.

Beat. Ich verzweifele! Hören Sie mich um Gotteswillen an! (Sie nähert sich ihm.)

Zan. (läuft) Weg Furia! Zerreiß mich nicht.

Beat. (kommt nochmals auf ihn zu) Aber, mein Gott! was habe ich ihnen gethan?

Zan. Weg Teufel! du willst mich in die Hölle stürzen. (läuft ab)

Beatrice kann dieses alles nicht begreifen, und nimmt sich vor, sich näher zu erkundigen, was es das mit für eine Bewandniß habe.

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz stellet eine Straße vor, wo auf der einen Seite das Haus des Doktors, auf der andern ein Birchshaus ist. Arlequin kommt von der Reise mit einem Träger, der seinen Mantelsack trägt: Er will seinen Harn suchen; indem begegnet ihm Tonino, welchen er vor denselben hält. Er geht verschiednemal um denselben herum, um zu sehen, ob er ihn nicht kennen werde; endlich fragt er denselben, ob er ihn nicht kenne, und als Tonino mit nein antwortet, so giebt er ihm ein Kästchen mit Juwelen, und fragt, ob er ihn nun kenne. Tonino sagt wieder: nein! er giebt ihm also einen Beutel mit Geld, und als er ihn noch nicht kennet, wird Arlequin böse, und sagt, es gehöre alles ihm, auch der Mantelsack, den er ins Birchshaus tragen läßt, und wann er seinen Kausch würde ausgeschlafen haben, würde er ihn wohl kennen. Er geht ab. Tonino glaubt, es müsse ein Mißverständniß seyn, und beschließt,

schleußer die Sachen bey erster Gelegenheit dem rechten Herrn wieder zustellen zu lassen. Colombina sieht ihn vor den Zanetto an, und sagt, ihre Jungfer wolle mit ihm sprechen; endlich klopft der Doctor selbst und nöthigt ihn in sein Haus, diesen siehet er zwar für einen ehrlichen Kuppler an, gehet aber doch auf gut Glück hinein. Arlequin suchet seinen Herrn, und erfähret von der Colombina, daß er im Hause sey; er will darauf mit ihr, als seiner zukünftigen Braut, auch ins Haus gehen; sie gehet aber erst hinein, um dagli von ihrer Herrschaft Erlaubniß zu holen. Sie ruft von innen, daß er hereinkommen möchte, indem er aber gehen will, kommt sein Herr der rechte Zanetto und ruft ihn, fragt nach seinen Sachen, und da Arlequin sagt, daß sie im Wirthshause wären, so gehen sie zusammen herein; als Colombina sehen will, wo Arlequin geblieben ist, ist er schon weg.

Die Scene stelle darauf ein Zimmer im Hause des Doctors vor, wo Tonino allein sitzt, er ruft den Brighella, um zu fragen, ob das Frauenzimmer nicht kommen werde? Rosaura erscheint, sie und Tonino reden mit einander, verstehen sich aber nicht, weil sie ihn für ihren Bräutigam Zanetto, er sie aber für eine alljugalante Frauensperson ansiehet; als er endlich aus ihren Reden des Gegentheils versichert wird, sagt er, daß er sie bedauere, daß sie einen schändlichen Vater habe, der sie ihm aus Gewinnsucht habe verkaufen wollen, er sey ihr Bräutigam nicht. Rosaura geht erschrocken ab. Tonino erfähret, daß ihn Brighella vor zwey Jahren in Venedig gekannt habe. Pantrazio unterbricht sie, und will

Will Bey dem vermeinten Zanetto seine Lecton von der Ehe anfangen, welcher aber ganz anders redet als vorher, und die Ehe und die Frauenszimmer vertheidiget; inzwischen, sagt er, wolle er die Rosaura nicht, sondern er wolle Morgen abreisen, und weil er den Panrazio aus seinen vernünftigen Reden für einen ehrlichen Mann halte, so wolle er ihm ein Kästchen mit Juwelen anvertrauen, welches ihm ein härrischer Mensch aufgedrungen habe, um des rechten Herrn aufzusuchen, und es ihm zuzustellen. Panrazio nimmt es gern an.

Der Schauplatz stellet wieder die Straße vor. Arlequin und Zanetto kommen aus dem Wirthshause und zanken sich; weil Arlequin behauptet, daß er dem Zanetto das Geld und die Juwelen gegeben habe, und Zanetto nichts will empfangen haben. Der Bargello mit den Häschern kommt dazu, und Zanetto läßt den Arlequin in Verhaft nehmen. Beatrice siehet den Zanetto für den Tonino an, und sucht ihn wieder zu gewinnen; er läßt sich endlich, weil er doch das Teufelchen so gar niedlich findet, bewegen, ihr die Hand zu geben. Florindo, welcher meinet es sey Tonino, der die Beatrice wieder gefunden habe, ruft ihn beyseite und sagt: er möchte sich in Acht nehmen, weil er in des Doktors Hause gewesen sey, und nun sein der Rosaura gegebenes Wort nicht halten wolle, so werde man ihn in Verhaft nehmen; und dank würde es ihm theuer zu stehen kommen; worauf Zanetto, alles Eiwredens der Beatrice ohngeachtet, wieder davon läuft. Florindo bietet ihr aufs neue seine Dienste an, dergleichen Lelio, der dazukommt; als sie nun zwischen beyden steht, und

und hatte den Tonino für einen Verräther und Un-
 dankbaren ausschreyen, erscheine der rechte Tonino,
 und führe, nachdem er dem Florindo die Wahrheit
 gesagt, die Beatrice mit sich fort. Florindo und
 Lelio schwören sich zu rächen.

Dritter Aufzug.

Der Scherzlag ist noch die Strafe. Pantrazio
 begegnet dem Goldschmid Libazio, dem er die vom
 Tonino entfangene Juwelen zeigt, und will ihren
 Werth von ihm wissen; dieser sagt, er könne dieß so
 in einem Augenblicke nicht sagen, weil sie aber etwas
 unansehnlich aussähen, wolle er ihm ein Pulver ge-
 ben, um solche zu reinigen, welches er aber wohl in
 Acht nehmen müsse, weil es ein starkes Gift sey. Als
 Pantrazio noch das Juwelnkästchen besiehet, kommt
 der Bargello mit den Häschern, und fragt, woher
 er solches habe, Pantrazio sagt; von Zanetto. Der
 Bargello verfest: Zanetto sage, ihm sey solches
 gestohlen worden, welches Zanetto, der eben dazu
 kommt, bekräftiget, also nimmt der Bargello das
 Kästchen, um es dem Richter zu überliefern. Pantra-
 zio geht mit großem Geschrey ab, um das ganze Haus
 des Doktors zum Zeugen seiner Unschuld zu holen.
 Zanetto verlangt vom Bargello seine Juwelen,
 welches eine ziemlich komische Scene ist; der Bar-
 gello verweist ihn, daß er vor dem Richter, vermit-
 telt eines Advokaten, beweisen solle, daß sie ihm ge-
 hörten; so werde er sie bekommen, vorher aber müsse
 er den Richter, den Advokaten, ihn den Bargello
 und seine Leute bezahlen. Welches alles Zanetto
 nicht begreifen kann, und ganz außer sich kommt.

Tonino

Tonino tritt allein auf, und stellt Beatrixen
gen über die Falschheit des Florindo an. Celio
sucht ihn durch Witzen zu bewegen vnder Beatrice
abzustehen, welche Scene ziemlich possentlich ist.
Pantrazio kömmt dazu, und fragt den Tonino, ob
er ihm nicht die Juwelen gegeben habe, welches er
nicht läugnet, und da Arlequin eben aus dem Ge-
fängnisse kömmt, sagt er, dieses sey der, welcher ihm
dieselben gegeben habe; er giebt ihm daher auch
den Beutel mit Geld, welches Arlequin, der ihn
für Zanetto hält, gar nicht begreifen kann. Sie ge-
hen alle ab.

Zanetto kömmt, um sich mit der Rosaura zu
versöhnen, welche ans Fenster kömmt, und ihn, weil
er ihren Vater vorher gescholten, nicht ins Haus las-
sen will; als er sich mit derselben unterhält, kömmt
Beatrice, welche glaubt, daß es Tonino sey, macht
ihm die bittersten Vorwürfe, und geht wieder ab.
Der dumme Zanetto höret sie ganz geruhig an,
und da sie weg ist, kehret er wieder zur Rosaura, und
fähret fort: „Um also auf unser voriges zu kommen.“
Rosaura aber unterbricht ihn; nennt ihn einen Ver-
träger u. d. gl. und geht vom Fenster weg. Zan-
netto will närrisch werden, daß ihn alle Frauenzies-
mer schimpfen und keine ihn haben will, und geht
voller Zorn ab. Tonino kömmt und Rosaura,
die ihn noch für den vorigen ansiehet, zerreiße ihren
Ehecontract, und wirft ihn zum Fenster hinaus.
Beatrice kömmt auch, und wirft ihm seine Ehever-
sprechung vor die Füße, Tonino, der dieß alles nicht
begreifen kann, ließt die Stücke von beyden zusam-
men; und da er eine Schrift Antonio Bisognosi
und

und die andere Zanetto Bisognosi unterzeichnet findet, so fängt er an zu merken, daß sein Bruder in Verona seyn müsse; er klopft deswegen an das Haus an, und fragt den Brigholla, der heraustritt, nach mehreren Umständen Colombina kommt endlich Zorn heraus, und klagt dem vermeinten Zanetto, daß, da sie seine Parthey genommen, habe ihr Kosaura so laose Worte gegeben; wenn sie nicht wüßte, wer sie wäre, so möchte es noch hingehen, aber so. — Ezmino fragt sie weiter aus, und erfährt endlich, daß sie nicht des Doktors Tochter sey, sondern, daß er sie nur dafür ausgabe, weil er dadurch eine gewisse Erbschaft zu erhalten hoffe. Sie sey als ein kleines Kind von einem Pilgrim zwischen Vicenza und Verona gefunden und ins Haus gebracht worden; er fragt ferner, ob bey dem Zeuge des Kindes nicht eine Medaille mit zwey Köpfen gewesen; Colombina bejahet es; woraus er vermuthet, daß es seine verlorne Schwester Flaminia seyn müsse; er läßt sich aber nichts merken und gehet ab.

Der Doktor sagt dem Panfrazio, daß nun durchaus die Hochzeit der Kosaura und des Zanetto vor sich gehen müsse, weil schon ganz Verona davon rede. Panfrazio kann mit seinem Einreden auch nicht hindern, daß er nicht hingeht, um den Zanetto aufzusuchen, und die Sache zu endigen. Panfrazio ist außer sich, daß nunmehr seine Hoffnung die Kosaura zu erhalten verlohren ist; Zanetto kommt dazu und klaget ihm mit weinenden Augen, daß ihn alle Frauenzimmer toll machten, und gleichwohl könne er es nicht lassen ihnen nachzulaufen; er bittet also, weil er doch ein so geschickter Mann sey,

sen, ob es nicht etwa ein Mittel wüßte, wodurch man die Lust zur Ehe verlieren könne. Panfrazio bedienet sich der Dummheit des Zanetto, um sich ihn vom Halse zu schaffen; er sagt, er wolle ihm ein Geheimniß mittheilen, wodurch er nicht allein von aller Neigung gegen das weibliche Geschlecht frey bleiben werde, sondern die Frauenzimmer würden ihn nachlaufen, und er würde sie alsdenn auslachen können. Dief bestehe in einem Pulver, welches er in Wein einnehmen müsse; es würde ihm wohl im Anfange etwas heftig angreifen, aber er würde hernach ein ganz anderer Mensch werden. Er giebt ihm also das Pulver, das ihm Tiburzio gegeben hat, siehet es ihn trinken, und geht fort. Zanetto bekommt gleich Convulsionen, wohey er sich immer halb über die Schmerzen beklagt, und halb sich damit tröstet, daß ihm die Frauenzimmer nachlaufen würden, welches freylich komisch genug ist. Als Colombina aus dem Hause kommt und ihm helfen will, glaubt er, daß die Frauenzimmer schon anfangen ihm nachzulaufen; sie eilt fort um Hülfe zu suchen: unterdeß kommt Florindo, hernach der Doktor, Brighella und Colombina aus dem Hause, ferner Rosaura, und dann Beatrice mit ihrem Bedienten, endlich Arlequin, und lassen den todten Zanetto ins Wirthshaus tragen. Tonino kommt, worüber alle erschrecken, weil sie ihn für den Zanetto halten. Tonino, nachdem er selbst im Wirthshause gewesen, um seinen todten Bruder zu sehen, erkläret ihnen endlich die Sache, und zugleich, daß Rosaura seine Schwester Flaminia sey. Der Doktor erzählet, warum er die Rosaura für seine Tochter

ter ausgegeben habe, nämlich um eine Lebensart von dreißigtausend Dukaten zu erhalten, welche sonst seinem Neffen Lelio zu gefallen seyn würde. Es wird dahin gebracht, daß Lelio die Rosaura heirathet. Florindo und Tonino versöhnen sich. Pantrazio kömmt und erstaunt, weil er meinte, daß Zattetto noch lebe; er ruft den Tonino beyseits und fragt ihn, ob er nicht den Wein und das Pulver, das er ihm gegeben habe, getrunken habe; er verräth sich dadurch, und ob er sich zwar vertheidigen will; so wird ihm doch das Glas mit dem noch übrigen Wein unter die Augen gesetzt. Er behauptet, daß es kein Gift sey, und erbietet sich, es gleich auszutrinken. Als er es aber getrunken hat, gestehet er seine Mißthat, und erkläret, daß, da er seinen Zweck, die Rosaura zu erhalten, nicht habe erlangen können, er nun als ein Verzweifelter sterbe. Die andern gehen hinein, um die vor sich habende Contracte vollziehen zu lassen.

Dieses Lustspiel hat vor dem vorigen einen großen Vorzug. Es ist voller komischer Situationen, und daher sind die meisten Scenen sehr glücklich und interessant. Die Fabel selbst bringt es mit sich, daß die Handlung in etwas verwirret, und mit Zwischenbegebenheiten beladen seyn muß. Inzwischen kann man den Faden derselben sehr leicht behalten, und der Verfasser hätte, wenn er nicht dem Genie seines Landes hätte folgen wollen, noch verschiedene Nebenbegebenheiten, ohne Schaden der komischen Verwirrung, die in diesem Lustspiele herrschen muß, weglassen können. Sonderlich daß Rosaura die unbekante Schwester der beyden Zwillinge ist, gehöret gar

gar nicht zur Hauptsache. Ingleichen hätte die Person des Tiburzio ganz wohl können gespart werden. Der Tod des armen Zanetto und der Tod des lasterhaften Pantrazio, würde, so komisch auch der erste ist, dennoch gewiß auf keinem andern Theater als auf dem italiänischen, in einem Lustspiele erträglich gewesen seyn. Man kann bloß, zur Vertheidigung des Verfassers sagen, daß er nicht wohl anders konnte, als den Zanetto sterben lassen, weil er sonst durchaus am Ende beyde zusammen auf das Theater hätte bringen müssen, welches aber nicht auzuging, weil beyde von einem Schauspieler vorgestellet werden mußten. Man muß auch gestehen, daß dieser unglückliche Vorfall, aus dem dummen Charakter des Zanetto, und aus den vorher ihm zugestossenen Begebenheiten ganz natürlich fließet; so wie man den Tod des Pantrazio nicht anders als verdient nennen kann. Man wird auch in unsers Verfassers Lustspielen mehr Beispiele von Vergiftungen und dergleichen finden, welche mit nichts anders als den Sitten des Landes entschuldiget werden können. Das gegenwärtige Stück macht nichts desto weniger seinem Verfasser Ehre.

3) L' Uomo prudente. Der kluge Mann.

Personen.

Pantalon de' Bisognosi. Kaufmann aus Venedig,
der kluge Mann.

Beatrice seine zweyte Frau.

Ottavia } seine Kinder von erster Ehe.
Rosaura }

Bibl. II. B. I. St.

M

Olava

Diana eine Wittwe, Geliebte des Ottavio. in der
 Lelio Cavaliere servente, oder Anbeter der Beatrice.
 Florindo, Liebhaber der Rosaura.

Der Criminalrichter.

Brighella.

Arlequin } Bediente in Pantalons Hause.

Colombina }

Ein Notarius.

Der Bargello mit den Häschern.

Ein Koch.

Die Bravi oder Banditen.

Der Schauplatz ist zu Sorrento im König-
 reiche Neapolis.

Das Schauspiel fängt des Abends an. Der
 Schauplatz stellt ein Zimmer der Beatrice vor, wo-
 inn drey Tischchen mit angezündeten Lichtern stehen;
 Beatrice sitzt mit Lelio an dem mittelften, Diana
 und Ottavio an der einen Seite, Rosaura und
 Florindo an der andern. Alle trinken Thee und
 unterhalten sich, woben Beatrice eine große Ver-
 achtung gegen ihre Stieftochter Rosaura blitzen
 läßt. Brighella bringt der Beatrice und dem
 Ottavio, jedem besonders, die Nachricht, daß Pant-
 talon vom Lande angekommen sey, damit sie sich
 darnach richten könnten. Sie antworten aber bey-
 de, daß sie sich an Pantalon nicht kehrten, und wenn
 er sie nicht hätte wollen in Gesellschaft finden, so hät-
 te er können auf dem Lande bleiben. Als aber
 Brighella der Rosaura diese Nachricht bringt, ge-
 het sie so gleich fort, aus Achtung gegen ihren Va-
 ter, um sich von demselben nicht in Gesellschaft mit
 Mannspersonen finden zu lassen. Pantalon
 kömmt

Kinnmuth, Haarfleide, bleibt erst ein wenig in der
 Thüre stehen und betrachtet die Gesellschaft; endlich
 zeigt er sich, beggnet ihnen mit verstellter Höflichkeit,
 setzt sich nieder und redet mit allem dem Schein noch
 freundlich, bis sie endlich weggehen müssen. Dea-
 trica begleitet sie. Als sie weg sind, betrachtet Pant-
 talon, daß es ihm nicht helfe, einer der reichsten
 Kaufleute zu seyn, wenn er nicht Ruhe in seinem
 Hause habe. Seine Frau habe er zwischen zweien
 Andern gefunden; sie thue, was sie wolle, ohne sich
 um ihn zu bekümmern; sein Sohn brächte eine
 Fremde Person ins Haus, die er wider des Vaters
 Willen liebt; die Bedienten gehorhten und
 achteten ihn gar nicht. Doch hoffe er alle diese Mi-
 serien durch Bedachtsamkeit, Geduld und
 Klugheit zu überwinden. Brighella sagt ihm als
 ein alter Diener offenherzig, daß er sich wundern
 wie er (Pantalon) bey den Unordnungen, die in
 seinem Hause vorgien, so gleichgültig bleiben könne.
 Pantalon lobt seinen Eifer, sagt ihm aber, daß
 oh er gleich alles wohl anschaue; so sey doch die Ehre
 eine Sache, mit der man sehr zärtlich umgehen müsse;
 wenn er seine Frau hätte verweihe geben, den Sohn
 schelten, die beyden Jungfernrechte aus dem Hause
 jagen, und der Diana die Wahrheit sagen wollen,
 so würde in seinem Hause ein solches Lärm entstan-
 den seyn, daß die ganze Nachbarschaft herbegekome-
 men wäre; die ganze Stadt würde davon geredet ha-
 ben, und die Reputation des Hauses Bisognosi wäre
 dahin gewesen. Diefürwegen habe er aus Kluge-
 heit an sich gehalten, und wolle mit der Zeit schon
 alles in Ordnung bringen.

Der Schauptzettel stellt nunmehr das Jünger der Beatrice vor. Colombina sucht die Beatrice gegen ihre Stieftochter Rosaura aufzubringen: Diese sagt, sie könne die Rosaura nicht länger ertragen, und es solle dabei bleiben, wie sie abgeredet hätten, daß man sie bey Pantalon verunglimpfen müsse. Sie solle nur machen, daß Florindo und Selio diese Nacht ins Haus gelassen würden, und wenn die Sache recht angestellt würde, so würde sie diese unverschämte Stieftochter bald los werden. Sie wolle in ihrem Hause thun, was ihr beliebt; deßwegen habe sie einen alten Mann genommen. Arlequin wird gerufen und ihm befohlen, zum Florindo und zum Selio zu gehen, und diesem zu sagen, daß ihn Beatrice erwarte, um mit ihm frische Lufe zu schaffen; jedem aber, daß ihn Rosaura zu sich bitten lasse, um mit ihm von ihrer Liebe zu reden. Arlequin kann diese zwei Vorschläffen Anfangs nicht recht begreifen, welches ein ziemliches Theaterpiel macht.

Pantalon kommt, um nachdem er die Colombina durch ein Märchen von dem Tode ihrer Mutter weggeschickt hat, sich mit der Beatrice ernsthaft zu unterreden, welche Scene ungemein schön ist. Er bittet sie, sich zu setzen, und stellt sich auf eine sanftmüthige Weise vor, daß er sie gekannt habe, um seinem Hause vorzustehen; er habe sie deswegen ohne Brautshaw und ohne andere Vortheile genommen: Er habe ihr gleich versprochen, daß es ihr an nichts fehlen sollte, und sie werde auch darüber nicht klagen können; habe ihr aber auch gleich gesagt, daß er in seinem Hause keine Conversationen, keine

Besiten,

Wären, keinen Umgang mit jungen Manasverfah-
ren leiden wollte. Sie habe es ihm versprochen,
er habe es auch geglaubt, aber ich müsse es das Ge-
gentheil sehen. Sein Haus sey ein Versammlungs-
platz geworden, wo immer die Thüre offen stände,
wo einer käme und der andere ginge; alle Moden
würden mit gemacht, es würden keine Ausgaben ges-
chert, man nehme ein vornehmes Ansehen an, den
Mann achte man nicht, jedermann setze die gehörige
Achtung für ihn aus den Augen, und gehorche ihm
nicht; sie solle selbst bedenken, was daraus werden
solle. Beatrice antwortet trocken: sie setze die Ach-
tung für ihn nicht aus den Augen; wenn ihm ihre
Art sich zu kleiden nicht anstehe, so wolle sie sich nach
seinem Gefallen kleiden, aber ihren Umgang könnte
sie nicht abschaffen; er würde doch nicht verlangen,
daß sie vor langer Weile sterben solle?

Pant. Nein! ich verlange nicht, daß du vor
langer Weile sterben sollst, aber man kann andern
Umgang haben. Man kann sich zu Freundinnen
halten, man kann mit ihnen in die Komödie, auch
zuweilen auf ein Gastgebot gehen. Man kann spie-
len, speisen, lustig seyn, mit seines gleichen, mit ver-
heiratheten Leuten. Aber mit solchen Zibethkazen
umgehen wollen, mit solchen Gelschnäbeln, mit sol-
chen Jungferknechten, die auf den öffentlichen Plät-
zen und in den Wirthshäusern herumgehen und sich
rühmen, dessen, was wahr und was nicht wahr
ist; halbe Tage lang auf einem Stuhle angenagelt
sitzen, und nichts thun, als in die Ohren reden, seuf-
zen und die Augen wie Besessene drehen, liebste Bea-
trice! das schickt sich nicht, das läßt nicht sein, das

geht nicht an, das gehört sich nicht, das wird nicht durchaus nicht.

Beat. Sie sind also, wie ich merke, eifersüchtig?

Pant. Mein, mein Kind! ich bin nicht eifersüchtig, ich halte dich nicht für etwas böses zu thun. Eifersucht setzt Argwohn voraus, und wer Argwohn nicht ist, verdienet betrogen zu werden.

Ich rede mit von dem, was ich vor mir sehe. Die Welt beschet nicht aus bösem, als aus gutem Louten. Das Böse findet sich eher in Tugend, als das Gute. Wer dein Betragen anstohet, der hält dich nicht für eine so thebare Frau, als du wirklich bist. Die Leute, mit denen du umgehst, haben keinen guten Ans, und was sagt im Sprichworte: Wer von jemanden Urtheilen will, der gebe nur auf seinen Umgang Achtung. Ich rede daher mit dir nicht als ein Ehemann, sondern als ein Vater. Verlasse diese Bekanntschaften, erwähle andern Umgang; führe eine andere Lebensart, es wird gewiß besser für dich seyn.

Beat. Ich will mit Ihnen frey reden, und Ihnen nicht schmeicheln; ich will alles thun, aber meine Bekanntschaften zu verlassen, ist mir unmöglich.

Pant. Es ist dir unmöglich, deine Bekanntschaften zu verlassen? Gut, so will ich dann mit dir reden, nicht als Vater, sondern als ein Ehemann; entweder verändere deine Lebensart, (Er steht auf) oder mache dich zu eines andern Begegnung gefast. Wenn du die Freyheit mißbrauchst, so werde ich dich unterwürfig zu machen wissen. Du bist Herr von meinem Hause, von meinem Vermögen, von meinem Herzen, aber nicht von meiner Ehre. Ich werde nicht zugeben, daß eine unbedachtsame Frau,
die

die Reputation des Hauses Bisognosi über einen Haus
fest werfe; entweder thue, was ich dir sage, oder ich
werde dich zwischen vier Wände einschließen. (Er
geht ab).

Beat. Gerechter Himmel! Ich soll zwischen
vier Wänden eingeschlossen seyn! Ich soll meine Bes
kümnisse verlassen! Ich soll mich nach dem Ei
genhuth eines mährischen alten Mannes richten! Das
soll nimmermehr geschehen; und the du mich zwischen
vier Wände einschließest, so sollst du noch vorher vom
meinen Händen sterben. (Sie geht ab).

Der Schänplatz stellt nun ein Wohnzimmer vor, in
welchem zwei Thüren mit Vorhängen zu sehen sind;
vorne steht ein Stuhl. Colombina bringt im Dun
keln den Florindo, und sagt ihm, er solle sich bis den
Vater der Rosaura zu Bette gegangen, hinter den
einen Vorhang verstecken. Rosaura kommt von
ohngefähr mit einem Lichte, und redet mit der Co
lombina, diese thut, als wann sie das Licht puzen
wollte, und löscht es aus. Sie thut, als wenn sie
es wieder anstecken wollte, und Rosaura bleibt im
Dunkeln stehen. Unterdessen führt Colombina den
Lelio herbei, und sagt ihm, er solle warten, bis
Beatrice komme. Endlich kömmt ein Licht; als
Lelio sieht, daß es Pantalon ist, will er sich verste
cken, fällt aber darüber über den Stuhl und wirft ihn
den Rosaura auf den Leib, daß sie selbst fällt. Ro
saura schreyt erbärmlich; Lelio steht auf und macht
dem Pantalon einen Reverenz. Dieser, der nicht
anders denken kann, als daß Rosaura den Lelio aus
Liebe zu sich bestellet habe, will ihn mit entblößtem
Messer zwingen, dieselbe zu heirathen; Florindo
tritt

tritt aber hervor und sagt, ihn habe Rosaura bestellt, und er wolle sie heirathen; Pantalon wundert sich zwar, daß seine Tochter auf einmal zwey Liebhaber zu sich bestellt hat, dennoch aber, da sich Lelio aller Ansprüche auf die Rosaura begiebt, und Rosaura selbst sich vor dem Florindo erklärt, so nimmt er den Vorschlag an, und schiebet beide, jeden besonders in die beyde Kammern ein, um den morgenden Tag die Heirath so gleich zur Nichtigkeit zu bringen. Zum Lelio sagt er: Er verleihe zwar nicht, daß er auf seinen Beinen aus dem Hause komme, doch könnte er gehen, nur wolle er ihm als ein Freund rathen, weder sich um seine (Pantalons) Frau, oder Tochter zu bekümmern, oder sein Haus zu betreten, und setz Drohungen hinzu. Die Furcht des Lelio macht das Ende des Austritts ziemlich lustig.

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz ist noch dasselbe Vorzimmer; es ist nun Morgen geworden. Beatrice beklagt mit der Colombina, daß ihre Erfindung zu nichts weiter gehoffen, als daß Rosaura ihrem Liebhaber zum Manne erhalten solle. Weil ihr das Vergnügen ihrer Stieftochter unerträglich ist, so läßt sie vermittelst eines Hauptschlüssels, den Florindo aus der Kammer heraus, und gebietet ihm aus dem Hause zu gehen. Pantalon kommt mit dem Ehecontract, den er aufgesetzt hat, und hat zugleich einen andern Contract bey sich, vermittelst dessen er seinen Sohn Ottavio an die Tochter des Pantrazio, die 6000 Dukaten reich ist, zu verheirathen hofft. Er läßt erst die Rosaura aus ihrer Kammer und fragt sie, wie

wie der gestrige Streich geschehen sey; er will sich den Florindo herauslassen: da er ihn aber nicht findet, so heißet er seine Tochter geschwinde in ihre Kammer gehen, und giebt vor, dem Florindo thue der Kopf weh, und er wolle noch ein wenig schlafen: Er kann nicht begreifen, wie Florindo aus der Kammer gekommen ist, und ist über diesen unvermutheten Zufall sehr bestürzt; dennoch verlieret er nicht alle Hoffnung und beschleßet, den Florindo selbst zu suchen, und durch den Brighella suchen zu lassen, und ihn zu zwingen, sein Wort zu halten. Nachdem er weggegangen, kömmt Rosaura hervor, und weiß sie den Florindo gern sprechen will, und doch nicht das Herz hat, in die Kammer einer Mannsperson zu gehen, so schickt sie den Arlequin herein, und zu fragen, wie sich Florindo befinde. Arlequin hält sie mit allerhand Pöffen eine Weile auf, bis sie endlich erfähret, daß Florindo nicht da sey; sie kömmt darüber außer sich, und gehet selbst in die Kammer hinein. Brighella hat den Florindo gefunden und bringt ihn zurück. Als Beatrice kömmt, läßt er ihn in die Kammer gehen, wo Rosaura ist. Beatrice sucht Zank an dem Brighella, (weil er der neue Diener ihres Mannes ist), und als sich dieser wehrdigen will, giebt sie bey dem Pantalon, welcher dort kömmt, vor, er habe den Arlequin gegen sie aus den Augen gesetzt. Pantalon stellt sich an, als wenn er darüber böse wäre, sagt, Brighella solle aus dem Hause gehen; und unter dem Vorwande, als wenn er ihm noch schuldig seyn köunte, giebt er ihm gleichsam gornig einen Beutel mit 25 Ducaten. Beatrice wundret sich zwar, daß Pantalon ihretwegen dem

M 5

Brighella

Dießelbe den Abschied gegeben habe, schlägt ihm
 aber doch ab, den Ardequim und Colombini auf
 sein Verlangen vor sich zu lassen: sie fängt ihn an,
 wegen des Heiraths seiner Tochter mit dem Florindo
 zu beschpotten, und gestohet, daß sie es sey, die den
 Florindo weggeschickt habe. Als aber Florindo
 mit der Rosaura herwärtet und erkläret, daß er sie
 heirathen wolle, so zehet sie voller Bosheit, daß Flor-
 indo und Rosaura gehen gleichfalls ab, nachdem
 Pantalon dem Florindo einen Bräutschatz von
 600 Dukaten versprochen hat. Baldem Sohn
 Ottavio, der darauf zu ihm kömmt, sich zu beklagen,
 daß ihm an Gelde fehle, giebt er fast ohne seine
 Bitte 1000 Dukaten, und da er ihm auf solche Art
 zu guter Laune gebracht, schlägt er ihm vor, daß er
 wegen des Bräutschatzes den Heirathscontract der
 Rosaura, den er doppelt habe ausfertigen lassen,
 unterschreiben soll. Ottavio weigert sich, dessen
 nicht, Pantalon legt ihm aber anstatt des zweyten
 Exemplars den vorhergedachten Ehecontract mit der
 Tochter des Pantalojo Artysti vor, welchen er
 unterschrieben. Ottavio, welcher seinen Vater
 des guten Laune habet, kittert ihn um Erlaubnis, die
 Diana herein zu führen, welche ihn auf ein Wort
 sprechen wolte. Pantalon begegnet ihr mit ver-
 stelter Mißgunnen, Höflichkeit, als sie aber endlich
 dazu kömmt, ihn zu fragen, ob er seine Einwilligung
 zu ihrer Heirath mit seinem Sohne Ottavio geben
 wolte, zeiget er ihr des vor demselben unterschriebe-
 nen Contract mit einer andern. Diana kömmt
 darüber in dem folgenden Auftritte mit dem Ottavio
 aufs heftigste zusamment, und gehet voller Zorn ab.

Ottavio

Das ist der Schindler, welcher Beatrice in der Hand
 noch an der Hand sich befindet, doch mehr wider die
 Hand hat aufbringen; so gar, daß sie ihm endlich noch
 schließlich seinen Vater mit Gifte aus dem Weg zu räumen
 wüßte; ob er gleich nicht damit willigen will, so
 bringt er doch Beatrice durch ihr Wohlthates Zus
 versprechen mit, daß er hingehet, das Gift zu holen.
 Obi Der Schindler stellt endlich einen Hof in dem
 Hause des Pantalons vor, wo Alequin und Eva
 noch eine posthume Scene machen; Pantal
 on sagt zu; Charlet Wort zu sagen, vor dem Braut
 auftritt, und zum Schluß in zwey besondere Kanal
 messen beschließt, daß er si. und noch noch si.

Dritter Aufzug.

Der Schindler stellt die Küche vor, mit bren
 nender Feuer und Töpfen auf dem Herd; Beatrice
 steht den Koch, mit zwey Willen; ein die Lelio und
 die Diana weg, Charlet das Gift in einen Topf
 worin ein Brei für den Pantalon ist, und sagt
 daß sie den Lelio und die Diana bestrafen zu sich ge
 wöhnt hat, weil; wenn vora den dem Tode des Pantalo
 lon einige Unordnung vorkam, sie ihr helfen könnten.
 Charlet kommt; voll Unwissensbissen getrieben, und
 bietet die Beatrice, ihm das Gift wiederzugeben, so
 stellt sich, als ob er es thun wollte; zeigt ihm aber
 einen unrechten Topf; welchen er zum Fenster hina
 us in den Kanal wirft. Nun kommt eine zur Hand
 fähig zwar nöthige; aber des Theaters ganz unwürdi
 ge Scene. Rosaura kommt mit zwey kleiner
 Händen, um für dieselben Essen zu kochen, nimmt er
 sich aus dem Topfe, worin das Gift ist, und gibt
 1. 2 dem

dem einzuordnen, welcher aber so gleich Corvinkontsch. bestimmt und stirbt, wobei die W. weitläufig beschreibet, wie man dieses vermisst eines von Jaden regierten hölzernen Hundes, vorstellen soll. Rosina va schreiet darüber, wodurch Florindo herbekömmt, und da er sieht, was vorgegangen, und höret, daß Beatrice und Ottavio in der Küche gewesen, so gehet er gleich fort, um diese That bey dem Richter anzugehen. Pantalon kömmt, und fragt seine Tochter, was sie in der Küche mache. Sie eilt ihn zu warnen, und sagt, daß ihm dieser Hund das Leben gerettet habe. Pantalon, der gleich die ganze Sache übersieht, sagt, sie irre sich, sie solle niemanden etwas davon sagen, und heißet sie weggehen. Als sie weg ist, beklaget Pantalon die Grausamkeit seines Sohns und seiner Frau, beschließet aber, davon zu schweigen, um der Ehre seiner Familie nicht zu schaden, die Beatrice hingegen einzuschließen, seinen Sohn nach der Levante zu schicken, und sich also von ihnen los zu machen. Er nimmet den Topf, das Schäffelhaus und den todten Hund mit sich, damit nicht jemand daraus ein Zeugniß wider sie finden könne.

Der Schauplatz stellet darauf ein Zimmer mit verschiedenen Thüren vor. Beatrice führet erstlich den Selto, hernach die Diana, jeden in eine besondere Kammer, und bittet sie zu verziehen, weil sie so gleich bey ihnen seyn wolle. Ottavio kömmt, sich mit ihr zu unterreden; es erscheinet aber der Bazzello mit den Häschern, welche beide in Verhaft nehmen, und ein Notarius gebietet vier Häschern, allenthalben herum zu suchen, um den todten Hund, und den

den Topf, worin das Gift ist, zu finden; Als sie weg sind, kommen Celio und Diana hervor, und erfragen über das Vorgegangene; als sie jemand kommen hören, verstecken sie sich wieder. Pantalon kommt erschrocken, und kann nicht begreifen, wie der Richter so gefährliche von dem, was er so sorgfältig zu verbergen gesucht, Nachricht erhalten habe, und so gleich die Beatrice und den Ottavio habe in Verhaft nehmen lassen. Er entschließt sich indessen Klugheit zu gebrauchen, zum Richter zu gehen, und nichts zu sparen, um die Ehre seiner Familie zu retten.

Der Schauplatz stellet darauf wieder den Hof mit den beiden Kammern vor, wo Arlequin und Colombina eingeschlossen sind, welche von den Hofsleuten, die allenthalben herumsuchen, zwar heraus gelassen, aber auch gleich wieder in Verhaft genommen werden; wobey Theaterspiele vorkommen.

Dann wird die Gerichtsstube, wo der Criminalrichter mit seinen unterhabenden Bedienten sitzt, vorgestellt; Beatrice und Ottavio, und hinwieder Rosaura und Florindo, welche als Zeugen wider sie aufgeführt werden. Pantalon aber tritt auf und sagt, daß er als der beleidigte Theil mittheils angehört werden; er stellt dem Richter in einer langen Rede vor, er wisse nicht, wie man seine Frau und seinen Sohn eines so grausamen Verbrechens schuldig halten wolle, er sey bisher allezeit mit ihrer Aufführung zufrieden gewesen, zu dem finde sich das Corpus delicti, nämlich der todtte Hund, nebst dem Topf; worin das Gift sein soll, nirgend; erkläre also die Anklage für falsch, und bitte die Wohlthaten bewilliget. Er umarmet seine Frau und seinen Sohn,

Sohn, wodurch jedermann, besonders die Schuldi-
 gen, ungern der Gefahr werden. Der Richter läßt
 also, zumal da sich Florindo und Rosaura noch in
 der Verflage befinden, die Besagten los. Weil
 Das Schicksal sehr unglücklich (Dante'sches
 vor) nicht annehmen. Pappaloni drückt den
 Schmerz, daß er seine Tochter erhalten habe, weil sie
 einmüßig Bekehrte nur den Ottavio, für un-
 schuldig hatte. Beide fallen ihm zu Fuße, und er-
 wehen, willigste ihm angeschlossen. Florindo und
 Rosaura einschuldigen sich wegen ihrer Uebereilung,
 Brigiella, Colombina und Arlequin werden wie-
 der zu Gnaden aufgenommen; und weil Celio und
 Diana um die Sache wissen, so schlägt ihnen Pap-
 paloni vor, daß er sie mit einander verheirathen und
 der Diana 600 Dukaten zum Brautgeld geben
 solle, welches auch geschieht. Zuletzt erfährt sich
 Pappaloni, daß er durch Ungeheiß das bevorstehende
 Unglück im Glück verhandelt habe.

Dieses Stück ist ein sehr schönes Beispiel des
 hohen Schicksals, wie, von Klopstocker dem Stoffe
 des Drama's gemacht. Es gibt darum wenig zu
 Tadeln; außer, daß die Scene im ersten Aufzuge un-
 schen Celio, Florindo, Rosaura und Pappaloni
 nur, einzig am Arlequin'schen Hof eine komische Situa-
 tion darstellend. Aber durch wie viele Schönheiten
 hat der Verf. nicht dieses ersetzt. Man muß sich
 freylich gänzlich in die italienischen Sitten versetzen,
 und die Anton'Laure (Humidum), wovon der Ver-
 f. seine Charaktere zu nüttern pflegt, harnissen kö-
 nen, wenn man empfinden will, wie wohl es das hie-
 rselbstige Leben und das menschliche Herz, in den sein-
 sten

den Charakteren geschildert habe. Die allgemei-
nen Fehler unsers Verfs. sind schon aus dem vorigen
betand, und man wird sie ihm so nicht als einige
andere Kleinigkeiten vergeben. Vermittelst einiger
Veränderungen könnte man diesen Stück zu einem
vorrefstlichen Lustspiel von dem höchsten Gattung
machen.

4) La Medoya scalera, Die listige Wittwe,
Personen.

Rosaura, Wittve, des Steffanello Bisognosi, Tochter
des Doktor Lombardi.

Eleonora, ihre Schwester.

Pantalon de' Bisognosi, Verwandter der Rosaura
und Liebhaber der Eleonora.

Der Doktor Lombardi, aus Bologna, gebürtig
Vater der Rosaura und Eleonora.

Mylord Bunehif, im Engländer.

Monsieur le Bleu, ein Franzose.

Don Alvaro di Castiglia, ein Spanier,
Liebhaber der Rosaura.

Der Graf von Bosco Nero, ein
Italiäner.

Mancinetta, eine Französin, Kammermädchen
der Rosaura.

Alequin, Kammerdiener des Mylord Bunehife.

Biffi, Kammerdiener des Mylord Bunehife.

Foletto, Knappe des Grafen von Bosco Nero.

Bedienten des Pantalons.

Ein Cassinische, nebst Burschen.

Der Schauspieler ist in Venedig.

Das

Das Lustspiel fängt am frühen Morgen an. Der Schauplatz stellt ein Zimmer in einem Wirthshause vor, wo Mylord Bunebis, Sr. le Beau, Don Alvaro, und der Graf von Bosco-Nero noch an der Tafel sitzen. Sie rathen die Gesundheit der Rosaura, mit welcher sie vorigen Abend auf einem Balle gewesen waren. Der Franzose und der Spanier bekennen, daß sie in dieselbe verliebt sind. Der Graf von Bosco-Nero, (welcher darüber eifersüchtig ist), sucht sie zwar davon abzuhalten, indem er sie bereden will, daß Rosaura eine Feindinn der Liebe sey, und sie also keinen Zutritt zu ihr bekommen würden. Sr Beau antwortet: Aber ihr Verwandter Pantalon sey sein guter Freund, und werde ihn bey ihr einführen. Don Alvaro: Ihr Vater der Doktor sey ihm ergeben, und werde ihm Eintritt verschaffen. Mylord, ohne ein Wort zu sagen, ruft den Arlequin beyseite, und befiehlt ihm, der Rosaura einen Ring zu bringen, den sie vorigen Abend auf dem Balle gelobet hatte, und zugleich zu sagen, daß er sich die Freyheit nehmen würde, diesen Vormittag die Chokolade bey ihr zu trinken. Die Gesellschaft gehet aus einander, nachdem Sr Beau und Don Alvaro gleichfalls gesagt haben, daß Sie noch diesen Vormittag der Rosaura ihre Aufmerksamkeit machen wollen.

Der Schauplatz stellt darauf das Zimmer der Rosaura vor. Diese unterhält sich mit der Marionette. Arlequin bringt sein Compendioson, Rosaura antwortet: Mylord wäre, wenn er wollte, zu ihr zur Chokolade kommen, aber der Ring thut sie zurück, und wie sie zur Marionette sagt, sich wenig

wenigstens vorher ein wenig zu wehren. Mylord folgt gleich, und unterhält sich mit der Rosaura, mit der er wenig und kurz * redet; sie nimmt den Ring auf sein nochmaliges Anerbieten an. Er thut einen kurzen Liebesantrag, der dahin gehet, er wünsche bey ihr gut angeschrieben zu seyn, so lange er sich in Venedig aufhalten werde. Der Graf kommt dazu, und Eleonora vermehret gleichfalls die Gesellschaft, worauf sich Mylord wegbezieht. Der Graf will gegen Rosaura einige Eifersucht, wegen des Lords, blicken lassen, sie giebt ihm aber zu verstehen, daß die Eifersucht noch zu frühe komme; und geht ab. Er und Eleonora gleichfalls.

Der Schauplatz stellt die Straße vor, wo das Haus der Rosaura zu sehen ist. Pantalon entdeckt dem Doktor, daß er seine Tochter Eleonora heirathen wollte, der dazu seine Einwilligung giebt, sagt, daß er mit ihrer Schwester Rosaura, welche sie bey sich hat, davon reden wolle, und abgehet. Le Bleau ersucht den Pantalon, ihn bey der Rosaura einzuführen, der es ihm aber rund abschlägt. Worauf le Bleau selbst antlopft, und von seiner Landsmänninn Marionette eingelassen wird. Man siehet das Zimmer der Rosaura, welche sitzend in einem Buche liest. Marionette meldet den le Bleau an, und ob dieselbe gleich ihn nicht vor sich lassen will,

- * Der Verfasser läßt allezeit in diesem Stück den Engländer kurz und zuweilen gar nicht, den Franzosen viel und affektirt, den Spanier gezwungen, und prahlhaft reden.

will, so bringet er doch mit einer französischen Freyheit herein, fällt ihr zu Fuße, unterhält sich mit ihr, und thut ihr eine Liebeserklärung nach seiner Landesart. Endlich beurlaubet ihn Kosaura.

Zwenter Aufzug.

Der Doktor schlägt der Kosaura vor, daß er ihre Schwester an Pantalou verheirathen wolle; und sagt zugleich, daß ein spanischer Cavalier, Don Alvaro, zu ihr (der Kosaura) Zuneigung habe, er wolle ihn also bey ihr einführen. Don Alvaro erscheint, und beträgt sich mit spanischer Grandezza, und da Kosaura auch solche annimmt, so geht er äußerst verliebt ab.

Der Schauplatz stellt wieder ein Zimmer in dem Wirthshause vor. Le Bleau befiehlt dem Arlequin eine große Kostbarkeit, nämlich sein eigenes Bildniß der Kosaura zu überbringen, und weil Arlequin das Compliment nicht behalten kann, so verspricht er es ihm schriftlich zu geben. Der Graf befiehlt seinem Bedienten einen Brief an die Kosaura zu bestellen. Mylord befiehlt seinem Kammerdiener, ihr ein Kästchen mit Juwelen zu überbringen. Don Alvaro befiehlt dem Arlequin, ihr einen großen Schatz, nämlich seinen Stammbaum einzuhändigen.

Der Schauplatz stellt darauf das Zimmer der Kosaura vor. Der Doktor schlägt der Eleonora den Pantalou zum Manne vor. Welches ihr aber (nachdem er weg ist) Marionette widerräth, und ihr verspricht, sie an einen jungen Franzosen zu ver-

verheirathen; selbst Rosaura widerräth ihr die Heirath mit dem Pantalon. Arlequin kommt als ein französischer Kammerdiener gekleidet, und bringt das Bildniß und den Brief des le Bleau, er erhält eine schriftliche Antwort. Foletto bringt den Brief des Grafen, und erhält gleichfalls Antwort. Birif meldet, weil Mylord nicht selbst kommen könne, so schicke er ihn, und mit ihm diese Kleinigkeit, nämlich das Juwelenkästchen. Arlequin, in spanischem Habit, mit lächerlicher Ernsthaftigkeit, bringet den Stammbaum und den Brief des Don Alvaro, und empfängt schriftliche Antwort. Marionette fragt endlich die Rosaura, für welchen von diesen vier Liebhabern sie sich nun erklären wolle? Rosaura antwortet, sie habe noch nicht gewählt; und wolle es vorher wohl überlegen.

Der Schauplatz stellt die Straße vor. Mylord und der Graf empfangen von ihren Bedienten die Antwort der Rosaura, jener mündlich, dieser schriftlich. Arlequin bringt dem Don Alvaro die Nachricht, daß Rosaura seinen Stammbaum mit großen Freuden empfangen habe, und als er demselben die Antwort der Rosaura geben will, verwechselt er aus Versehen die Briefe, und giebt ihm den, der für Le Bleau gehöret. Alvaro kann also zwar nicht begreifen, wie Rosaura von seinem Bildniß u. d. gl. redet. Arlequin aber sucht es ihm zu erklären, welches nach so vielen langweiligen Scenen, einmal wieder eine lustige macht. Inzwischen ist Don Alvaro mit der Erklärung des Arlequin zufrieden, und verspricht ihm, weil er der

N 2

Rosaura

Rosaura einen Schatz gebracht habe, so solle er auch einen kleinen Schatz zur Belohnung haben; dieses ist: Ein Patent, wodurch ihn Don Alvaro zu seinem Bedienten erklärt. Dem le Bleau bringt Arlequin die Nachricht, wie Rosaura sein Bildniß aufgenommen habe. Bey der Antwort, worinn von einem Stammbaume die Rede ist, kömmt wieder die vorige Verwirrung vor, die Arlequin, so gut er kann, zu heben sucht. Le Bleau ist mit der Botschaft des Arlequin sehr zufrieden, und fragt, wie er ihn dafür belohnen könne. Arlequin sagt, ein Engländer habe ihm in gleichem Falle einen Beutel mit Geld gegeben. »Er was, antwortet le Bleau, das ist eine Kleinigkeit, du verdienst eine unendliche Belohnung.« Er reißt ein Stückchen von dem Briefe der Rosaura ab, und giebt es ihm als ein unschätzbares Gut. Arlequin bleibt erstaunt stehen; Marionette fragt ihn, was er mache. Er antwortet, er denke an die Frengigkeit eines Franzosen. Marionette sagt, wann er sey beschenkt worden, so müsse er das Geschenk mit ihr theilen; er giebt ihr also ein Stückchen von seinem Papiere u. s. w.

Dritter Aufzug.

Der Schauplatz stellt das Zimmer der Rosaura vor. Sie offenbaret der Marionette, daß sie die Treue ihrer vier Liebhaber probiren wolle, sie wolle sich daher bey der itzigen Carnivalszeit, einem jeden, als ein Frauenzimmer von seiner Nation, maskirt zeigen, und ihn verliebt zu machen suchen, denjenigen, der dieser Versuchung widerstehe, wolle sie

sie betrachten. Sie hoffe sie auf dem Caffehause, wo sie immer hinzugehen pflegten, wohl anzutreffen.

Der Schauplatz stellet darauf die StraÙe vor. Le Bleu kommt von einer Seite; Don Alvaro von der andern Seite, jeder liest das von Arlequin empfangene Billet der Rosaura vor sich, und findet doch, daß Arlequins Erklärung nichts taugt, und daß sich die Antworten gar nicht auf den Antrag schicken wollen. Arlequin bemerkt sie von weiten, läuft zu, und nimmt jeden das Billet aus der Hand, verwechselt sie, und giebt sie ihnen wieder; macht einen Reverenz, und geht stillschweigend ab. Nun ersiehet zwar ein jeder die Meinung der Rosaura, da sie aber auch sehen, daß sie Nebenbuhler sind, so fordert Don Alvaro den le Bleu heraus und gehet ab; le Bleu will ihm folgen, wird aber von Marionetten zurückgehalten, welcher ihm vorschlägt, sich mit der Eleonora zu unterhalten. Er nimmt es an. Eleonora kommt ans Fenster, und er thut ihr eine Liebeserklärung; als sie aber ihren Vater den Doktor kommen siehet, gehet sie vom Fenster weg. Le Bleu offenbaret mit einer französischen Schwachhaftigkeit dem Doktor seine Liebe zu seinen beyden Töchtern, und bittet ihn ins Haus zu führen, bekommt aber eine abschlägige Antwort.

Der Schauplatz stellet nun eine andere StraÙe vor, wo eine Coffeeschenke zu sehen ist, wortinn der Graf und Mylord sitzen. Der erste sucht aus Eifersucht Händel an dem letztern, sie schlagen sich,

sich, der Graf wird am Arme verwundet, und gehet ab, um sich verbinden zu lassen. Rosaura, als eine englische Dame maskirt, nähert sich dem Mylord, sagt, sie kenne ihn, und liebe ihn; Mylord sagt auf Befragen, daß er frey sey, und mit Rosaura weiter kein Bündniß habe; sie will sich ihm aber nicht weiter zu erkennen geben, sondern sagt, er solle sie nächstens in Gesellschaft finden; er giebt ihr ein goldnes Creuz, zum Zeichen, woran er sie kennen wolle; sie gehen auf zwey Seiten ab. Don Alvaro kommt in die Coffeeschenke, le Bleu folgt ihm nach, und sie schlagen sich. Rosaura, als eine Französin maskirt, stellt sich zwischen sie, sie spielt mit ihm eben die Scene als mit Mylord, und bekommt zum Zeichen ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser von ihm. Weil sie sich aber nicht zu erkennen gegeben hat, so will auch le Bleu ihrentwegen die Rosaura nicht an Don Alvaro abtreten, sondern sie schlagen sich weiter. Rosaura tritt abermals, als eine Spanierinn gekleidet, zwischen sie, und wirft dem Don Alvaro mit einer spanischen Ernsthaftigkeit vor, daß er sich einer bürgerlichen Frauensperson zu Gefallen schlagen wolle, da er doch von dem höchsten spanischen Adel sey u. d. gl. sie gebietet ihm, daß er sie lieben solle, ohne sie zu kennen, und empfängt von ihm eine Tobacksdose, wodurch sie sich könne zu erkennen geben, wann sie wolle.

Der Graf erfährt von Arlequin, daß Rosaura ihn und seine drey Nebenbuhler auf den Abend zu sich gebeten habe, Rosaura, als eine Venetianerin maskirt, nähert sich ihm, und bezeiget sich

järrt.

dreistlich gegen ihn, er aber bleibt sehr kaltfinnig, weil er sie für eine feile Frauensperson ansiehet. Da er ihr endlich alles abschlägt, so bittet sie sich das Schnupftuch, welches er in der Hand hat, zum Andenken aus, und bekommt es.

Der Schauplatz stellt zuletzt das Zimmer der Rosaura vor, wo die ganze Gesellschaft zusammen kommt. Rosaura hält an ihre vier Liebhaber eine Rede, giebt den drey Ausländern die empfangene Zeichen wieder, dem Grafen aber die Hand. Le Bleu heirathet die Eleonora.

Man möchte sich wundern, wie unser Verfasser, nach den Zwillingen und dem klugen Mann, das gegenwärtige Stück hat machen können; der Plan desselben ist trocken und verwirrt zugleich; die Begebenheiten sind auf spanische Art mehr romanhaft als unerwartet; die Charaktere der vier Nationen sind mit sehr gemeinen Zügen gezeichnet; die Situationen sind mehrentheils mehr possenhaft als komisch; kurz, es ist den beyden vorigen unendlich weit nachzusetzen.

Von den folgenden Theilen dieser Sammlung der Lustspiele des Herrn Goldoni werden wir künftig reden.

G.



VI.

Lettre à un amateur de la Peinture, avec des éclaircissements historiques sur un cabinet & les Auteurs des Tableaux, qui le composent. Ouvrage entremêlé de Digressions sur la vie de plusieurs Peintres modernes à Dresde 1755. chez G. C. Walther. Libraire du Roi. 368 Seiten, in groß Octav.

das ist:

Schreiben an einen Liebhaber der Malerey, nebst historischen Erläuterungen über ein Cabinet und die Verfasser der Gemälde, woraus dasselbe bestehet. Nebst Anmerkungen von den Leben verschiedener neuerer Maler.

Das Schreiben an einen Liebhaber der Malerey nimmet nur die ersten zwanzig Seiten ein. Der Herr Legationsrath von Hagedorn zu Dresden, beschreibet darinn kürzlich sein Cabinet, und zeigt mit wenigen die Meister verschiedener Nationen und die Gemälde selbst an, woraus dasselbe bestehet. Es sind an der Zahl 225 Stücke, aus allen Arten der Malerey, so wohl historische Stücke, als Bildnisse, Viehstücke, Blumenstücke und Landschaften, von italiänischen, französische, holländischen und deutschen Malern, welche der Herr Legationsrath, seit sechzehn Jahren, theils mit vieler Mühe und Kosten gesammelt hat, theils von den berühmtesten lebenden Malern, für sein Cabinet malen lassen; woraus

aus Vorn eine schätzbare Sammlung erwachsen ist, von der ein jeder Liebhaber der Kunst wünschen wird, daß sie nach so vieler angewandter Mühe nicht wieder zerstreuet werde, sondern vielmehr zusammen bleiben, und etwa zum Grunde einer neuen Gallerie von Gemälden dienen möge. Der Herr E. K. wünschet dieses selbst, und aus diesem rühmlichen Bewegungsgrunde hat er den Entschluß gefasset, die ganze Sammlung um einen mäßigen Preis zu überlassen, wovon die nähern Bedingungen bey den Buchhändlern, Herrn Walther in Dresden und Herrn Bohm in Hamburg, zu erfahren sind.

Den übrigen Theil des Bandes nehmen die historischen Erläuterungen ein, worinn der Herr Verfasser theils die Leben der Maler, von welchen Stücke in seinem Cabinet vorhanden sind, anführet, und die Werke derselben selbst mit kritischen Augen durchgeheth, theils sehr öftere Ausschweifungen von den Leben anderer verdienster Maler macht, welche entweder noch gar nicht, oder doch unvollständig sind beschrieben worden. Er hat sich insbesondere bemühet, bei deutschen Künstlern, sonderlich den igitlebenden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, indem er die Verdienste vieler Künstler öffentlich angepriesen hat, die sonst nur den besondern Liebhabern der Malerey bekannt waren. Wer daher die Geschichte der Malerey mit Fleiß studiren will, kann das gegenwärtige Buch nicht entbehren; der Herr Verfasser zeiget darinn eine starke Belesenheit in den Schriften, die von der Kunst und ihrer Geschichte handeln, eine sehr feine Kenntniß der

Kunst: Abſ. über deren ſchätzbarſte Werke er mit Gründlichkeit urtheilet, und einen ungemeinen Eifer für die Beförderung derſelben, durch welche Eigenſchaften es der Herr Verfaſſer mit Recht verdienet hat: daß ihn ein franzöſiſcher Schriftſteller den deutſchen Caylus nennet. Da uns der Raum nicht erlaubet, die wichtigen Anmerkungen, welche in dieſes Werk häufig eingestreuet ſind, ſämmtlich anzuführen, zumal da ſie ſich zum Theil auf einzelne Gemälde beziehen, deren beſondere Betrachtung uns allzuweit führen würde, und zugleich öfters eine Kenntniß der Malerey und ihrer Werke erfordert, die wir von einem Theile unſerer Leſer nicht vorausſetzen können; ſo wollen wir doch die Maler alle, von denen der Herr Verfaſſer redet, und ſo viel unſere Einſchränkung zuläßt, das nöthigſte von ihrer Geſchichte anführen. Unſere Leſer werden dadurch eine Menge ſchätzbarer Künſtler, und unter denſelben eine große Anzahl kürzlich verſtorbener und itzlebender Deutſchen kennen lernen, die zum Theil von den Ausländern geſchätzt werden, und leider! mitten in ihrem Vaterlande, dem ſie ſo viel Ehre machen, faſt ganz unbekannt ſind. Iſt es nicht eine Schande für Deutſchland, daß viele Deutſchen einen Mengs, Dieterich, Zanneck nicht einmal dem Namen nach kennen!

Italiäner.

Franz Solimena. Der Herr Verfaſſer beſitzt von dieſem venetianiſchen Maler ein berühmtes *Noli me tangere*, oder eine Vorſtellung Chriſti, wie er der Maria Magdalena unter der Geſtalt eines Gärt-

Gärtnera erscheint, welche der Maler zweymal, aber auf eine etwas verschiedene Art gemallet hat, wovon das andere Stück zu Venedig befindlich ist.

Der Graf Peter Notari ward 1708 zu Verona geboren, wo er die erste Anfangsgründe der Malerey von Anton Balestra lernte, in seinem zwanzigsten Jahre begab er sich nach Rom zum Trevisano, von da in die Schule des Solimena; er hielt sich drey Jahr in Neapolis auf. Verschiedene Gemälde, die er für Kirchen in vielen italiänischen Städten verfertigte, befestigten seinen Ruhm, und seine Verdienste brachten ihm die Würde eines Grafen zuwege. Ein besonderes Studium der Leidenenschaften, eine feine Ausarbeitung, und die weise Anwendung von Licht und Schatten machen, daß seine Gemälde ungemein einnehmend sind. Im Jahr 1750 begab er sich nach Wien, und einige Zeit hernach nach Dresden, wo er verschiedene große Werke gemallet hat.

Joseph Rogari. Dieser große Coloriste, Hofmaler S. R. M. von Sardinien, hält sich zu Venedig auf, wo er im Jahr 1700 geboren wurde. In seinem sechzehnten Jahr erlernte er die ersten Gründe der Kunst von einem noch lebenden Maler, Johann Baptista Pitteni, bey welchem er anderthalb Jahr blieb; nachher bediente er sich der Unterweisung des obengedachten berühmten veronesischen Malers, Anton Balestra, der sich dazumal in Venedig aufhielt, beynabe drey Jahr, nämlich so lange sein Minister in dieser Stadt blieb. Er hat verschiedene Stücke für den König von Polen und

und für den König von Sardinien gemalt. In den venetianischen Kirchen sind Stücke, welche von seiner Geschicklichkeit in großen Compositionen zeugen. Felix Polenzoni, ein noch lebender Kupferstecher in Rom, hat verschiedene Köpfe nach diesem Maler gestochen; imgleichen J. J. Haid in Nürnberg einige Gemälde von ihm in schwarze Kunst gebracht.

Peter Liberi. Ein geschickter Historienmaler, welcher auch einen Sohn hat, der in seine Fußtapfen tritt.

Peter Tempesta und Julius Franz von Blömen, genannt Horizonte, Bruder des Peter van Blömen, der unter dem Namen Stanzdard bekannt ist. Horizonte wird, ob er gleich eigentlich aus Flandern gebürtig ist, dennoch, weil er Italien zu seinem Aufenthalt gewählt hat, zu den italienischen Malern gezählet.

Johann Baptista Zimarolli und Franz Simonini, zwey itzlebende Maler zu Venedig, der erste ist ein Landschaftenmaler, und der andere malt Schlachten, und wird gemeinlich il Parmesano benennennt*.

Anton Pellegrini. Die vornehmsten Werke, die er in Deutschland gemacht, befinden sich zu Bensberg, einem Schlosse im Herzogthum Berg, und zu Wien in verschiedenen Kirchen. Sondernlich

* Es wird ihn hoffentlich niemand mit Franz Maszoli, genannt il Parmesano, einem bekannten Maler aus dem sechzehnten Jahrhundert verwechseln.

verlich wird von ihm dafelbst in der Kirche des H. Carl Borromäus die Vorstellung, wie Christus den Sichtsbrüchtigen heilet, gerühmet. Zu Dresden hat er die Decke der königlichen Bibliothek, und zwen Säle im Zwinger; zu Baugen ein Altarblatt gemalt.

Martin Altomonte. Ein Historienmaler zu Neapolis im Jahr 1657, lernte seine Kunst zu Rom; er ging nachher nach Polen, und setzte sich endlich in Wien, woselbst und in Salzburg er vortreffliche Denkmäler von seiner Geschicklichkeit hinterlassen hat. Er starb 1745 im 88sten Jahre seines Alters.

Stephan Torelli, Sohn des Felix Torelli ward zu Bologna den 24 Oktobr. 1712 geboren. Die Anfangsgründe der Kunst lernte er von seinem Vater, und bildete sich völlig zu Neapolis unter dem berühmten Solimena. Als S. K. H. der Churprinz von Sachsen im Jahr 1740 nach Rom kamen, ward dieser Maler von S. K. Polnischen Majestät in Dero Dienst genommen. Verschiedene öffentliche Werke und Deckenstücke, und ein vortreffliches Gemälde vom heil. Bennon, können diesen Künstler genugsam anpreisen.

Gregorius Guglielmi. Ein würdiger Schüler des Trevisano, ist im Jahr 1714 zu Rom geboren worden, wo ihm seine Geschicklichkeit in großen Histortenstücken, die Stelle eines Professors bey der Akademie des heil. Lukas zuwege gebracht hat. Er hat in seiner Vaterstadt viele öffentliche Werke gemalt. Im Jahr 1753 reifete er nach Sachsen, und

Lettre à un amateur de la Peinture.

und von da nach Wien, wo er gleichfalls große Werke gemallet hat.

Der Graf Kotari und Joseph Rogari, sagt der Herr Verfasser, pflegen die Natur in Ruhe zu malen. Torelli und Guglielmi, lieben heftige Bewegungen, die mehr Feuer erfordern, und daher selten eine Illusion verursachen können; hierüber werden verschiedene nützliche Anmerkungen gemacht.

Durch die angeführten Künstler setzt der Herr Verfasser hinzu, können diejenigen widerlegt werden, welche meinen, daß in Italien keine gute Maler mehr wären; doch man kann außer denselben, noch einen Pompejus Battoni, Franz de Mura genannt Franceschiello, Conrad Giaqueto (einen Schüler des vorigen,) insbesondere aber einen Franz Mancini nennen, dessen berühmtes Gemälde, das den Alexander vorstellt, wie er dem Jupiter Ammon opfert, eine der vortrefflichsten Compositionen ist.

Franzosen.

Carl Natoire. Von diesem berühmten Maler, welcher Direktor der französischen Malerakademie zu Rom ist, wird ein Gemälde beschrieben, welches derselbe im Jahr 1744 ausdrücklich für das Cabinet des Herrn Verfassers verfertigt hat. Es stellet den Jupiter vor, der sich in die Calliste verstelllet hat, um die Diana zu lieblosen. Ingleichen wird von demselben ein anderes kleines, nachher in Kupfer geätztes Gemälde, beschrieben, welches eine Anbetung der Könige vorstelllet.

Carl

Carl Hütin. Ward zu Paris im Jahr 1715 geboren; er lernte die Kunst von dem berühmten **Franz le Moine**, bekam in seinem 21ten Jahre den Preis von der Akademie, und reiste in demselben Jahre nach Rom, wo er als Pensionat des Königs von Frankreich, sich sieben Jahr aufgehalten hat. Hier legte er sich vornehmlich auf die Bildhauerei, und zwar unter der Anführung des berühmten **Slodj**. Nach seiner Wiederkunft nach Paris verfertigte er seine berühmte marmorne Bildsäule des **Charon**, die im Jahr 1746 auf dem *bonvre* ausgestellt wurde. Im Jahr 1747 ward er in die Akademie aufgenommen. Das Jahr darauf reiste er nach Dresden, wo ein Altarblatt und ein Deckenstück in der neuen catholischen Kirche, Beweise sind, daß seine Verdienste in der Malerey, durch seinen auf die Bildhauerkunst gewendeten Fleiß nicht sind geschwächt worden.

Peter Hütin, ein geschickter Bildhauer und Kupferstecher, ein Schüler von **Wilhelm Coustou**, hat seinen Bruder nach Dresden begleitet.*

Holländer.

Abraham Jansens. Von diesem berühmten Künstler, welcher es hat wagen dürfen, selbst einen **Rubens** zum Wettstreit aufzufodern, beschreibt der Herr Verfasser ein schätzbares Gemälde, das einen schlafenden **Silen** vorstellt.

Peter

* Man siehet einen Kupferstich von dessen Hand vor dem vor uns habenden *Lettre à un amateur de la peinture*.

Peter Paul Rubens und Anton van Dyk; über diese berühmte Maler, macht der Hr. W. verschiedene mögliche Anmerkungen, und bestimmt zuletzt ihre respective Verdienste, in Absicht auf die Zeichnung, auf eine sehr gründliche Weise.

Die Rembrandische Schule; nachdem der Werth der Werke dieses Meisters mit Unpartheilichkeit bestimmt worden, wird angemerkt, daß man diejenigen, die mit ihm zugleich sich gebildet haben, öfters mit seinen Schülern verwechselt hat. Zuerst gehört Johann Lievens, der eben sowohl als Rembrand bey Peter Lastmann gelernt hat; imgleichen Leonard Bramer, welcher zehn Jahr älter als Rembrand war, in seinem achtzehnten Jahre nach Frankreich und Italien ging, und also seine Manier mehr dem Bassam und Correggio, als dem Rembrand zu danken hatte. Unter allen Schülern des Rembrand ist Gerbrand van den Eefhout derjenige, der dessen Manier am genauesten beygehalten hat: daher dessen Gemälde öfters für Rembrands angesehen werden. Wilhelm de Poorter hält man auch für einen Schüler von Rembrand; er zeichnete aber edler als sein Meister. Gerard Dow, arbeitete auch erst im Geschmack seines Meisters, wählte sich aber hernach bekanntermaßen einen andern Weg, und brachte die schöne Ausarbeitung auf einen hohen Grad der Vollkommenheit. Nikolaus Maas und Philipp Koning wählten eine hellere Manier als ihr Meister. Hier folgen wieder verschiedene wichtige Anmerkungen über die Rembrandische Manier. Insbesondere ist der Vorschlag gemeinnützig, den der Hr. W. thut, daß

daß ein Historienmaler wenigstens die Hauptgruppe seines Gemäldes modelliren, und einem besondere Lichte aussetzen sollte. Dieses würde die wahre Art seyn, die Wissenschaft von Licht und Schatten (Clair-obscur) zur Vollkommenheit zu bringen; durch den natürlichen Fall von Licht und Schatten müßte sich die Haltung und die Erhabenheit der Figuren von selbst geben; es würde dieses eine unerschöpfliche Quelle von neuen Vortheilen der Kunst werden, da im Gegentheil die gesuchten Widerscheine, welche zwar gefallen, mehr zu den akademischen Freyheiten, als zu der Nachahmung der Natur zu rechnen sind. — Zu den übrigen Schülern von Rembrand sind zu rechnen unter den Holländern: Adrian Verdoel, Samuel von Hoogstraaten, Jakob Lavecq und Heymen Dullaert. Unter den Deutschen: Paudis, Johann Ulrich Mayer, Franz Wulshagen, Jurian Owens, Govert Flink und Drost. Man giebt den J. van Bliet gemeinlich für einen Schüler des Rembrand an, dieß kann man nicht eigentlich sagen, denn Rembrand war noch sehr jung, als van Bliet anfang nach ihm zu zeichnen. Unter den Neuern haben verschiedene dem Rembrand nachgeahmet. Dinglingers Portrait von Pesne * ist mit der Force eines Rembrands gemalt, ohne daß man sagen könnte, daß der berühmte Maler dem Rembrand hätte nachahmen wollen. Die unzeitigen Nachahmer Rembrands

* Dieses vortreffliche Stück besitzt Berlin ist wieder, da Se. R. H. der Prinz Heinrich es im vorigen Jahre von den Dinglingerschen Erben gekauft haben.

brands (mit welcher Thorheit manche, sonderlich junge Künstler, öfters behaftet sind) bekommen hier ihre verdiente Lektion. Zuletzt wird ziemlich wahrscheinlich behauptet, daß Rembrand auf seine Manier, in Kupfer zu stechen, durch die Nachahmung der alten deutschen Meister, die ins Kleine gestochen haben, als Albert Dürer, Hans Brosamer, Hans Sebald Böhm u. s. w. gekommen sey.

Cornelius Poelenburg, ein geschickter Landschaftenmaler. Der Hr. B. bemerkt, daß man die Stücke seines Schülers, Johann van Haensbergen, oftmals mit den Werken des Meisters verwechselt, der den Schüler doch sehr übertrifft.

Hans van Litt, ein Schlachtenmaler im vorigen Jahrhunderte, dessen Pferde insbesondere geschätzt werden.

David de Ronink, ein Thiermaler, der sich in Italien aufgehalten hat.

Dirk van Bergen, ein Thiermaler.

Nikolaus Berghem, ein Landschaftenmaler, der aber auch in andern Arten der Malerey schätzbare Stücke gemacht; unter seine Schüler rechnet der Hr. B. Johann Glauber, Peter de Hooge, Justus van Huisum, Dirk, Maas, und Solimaker.

Heinrich Caree, ein Thiermaler im Anfange des isigen Jahrhunderts.

Heinrich Schwanedeld, ein berühmter Landschaftenmaler in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein Stück von demselben, das der Hr. besitzt, wird ausführlich beschrieben.

Johann

Johann und Andreas Both, imgleichen Eustas van Uden, Landschaftenmaler.

Franz Milet, genannt Francisque, ward im Jahre 1644 zu Antwerpen gebohren, hielt sich aber von seinem siebzehnten Jahre an in Paris auf. Man muß ihn mit seinem Sohne Johann Milet, genannt Francisque, nicht verwechseln. Dieser ist zu Paris gebohren, ward im Jahre 1709 in die Akademie aufgenommen, und starb den 17 April 1732. Dieser hat wieder einen noch ist in Paris lebenden Sohn, der auch den Beynamen Francisque beybehält; alle drey sind Landschaftenmaler.

Johann Griffier, C. Huisman, Anton de Corie, sind Landschaftenmaler.

Peter Nysbrael; die beyden Landschaften, die der Hr. B. von ihm besitzt, fallen so sehr in den Geschmack des Poussin, daß man sie vor dessen Arbeit gehalten hat. Man muß ihn mit einem mittelmäßigen Maler dieses Namens, der in Landschaften gemeinlich Wildpret und todte Vögel zu malen pflegte, nicht verwechseln. Der in England berühmte gewordene Bildhauer, Nysbrael, scheint auch aus dieser Familie zu seyn.

Adam Pynecker, Jacob und Salomon Ruisdael, sind vortreffliche Landschaftenmaler.

Regel und van der Nooit oder Nuyt, zwey Landschaftenmaler, die in der Geschichte der Malerey ganz unbekannt sind, die aber einen Platz darinn verdienen. Der erste hat sich einige Zeit zu Wien aufgehalten, und malte in Johann Griffiers Manier. Der andere hat in verschiedenen Landschaften die Aussicht der Stadt Namur vorgestellt;

er scheint sich also daselbst aufgehalten zu haben. Dieses Stück befindet sich in dem Cabinet S. Fr. des Grafen von Elz zu Mainz.

Den Auszug aus dem übrigen Theile dieses Buchs, worinn der Hr. B. von den deutschen Künstlern, sonderlich von den Itzlebenden, sehr nützliche und wichtige Nachrichten bringet, müssen wir, aus Mangel des Raums, bis in das künftige Stück versparen!

VII.

Der Tod Adams, ein Trauerspiel. Kopenhagen und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt 1757, 72 Seiten in Oktav.

Der Verfasser dieses prosaischen Trauerspiels ist Herr Klopstok, dessen Name gewiß das Werk zieret; gesetzt auch, daß das Werk seinen Namen nicht zieren sollte*. Er sagt in dem Vorberichte: »Die Schönheiten eines Trauerspiels, »die es mehr durch Gewohnheiten und Sitten einer »Nation, als durch die einfältige Natur sind, haben »sich oft der Gefahr ausgesetzt, weniger zu gefallen. »Und nicht selten sind sie der Gefahr untergelegen, »wenn diese Gewohnheiten und Sitten ein zu fremder Zusatz zu der schönen Natur waren.« Ja er glaubt, die Umstände, in welchen die Geschichte und

* Vielleicht dürften einige hierinn die Ursache finden, warum sich der Dichter bey diesem kleinen Werke nennet, da er doch sein vortreffliches Heldengedicht ohne seinen Namen in die Welt hat gehen lassen.

der Dichter gemeinlich den Helden setzen, um uns für ihn einzunehmen, geben der Natur oft ein falsches Colorit, dem sich bey uns eine zarte Empfindung immer noch widersetzt. »Diese Anmerkung, fährt er fort, ist eine von den Ursachen gewesen, warum ich unsern Stammvater zu der Hauptperson eines Trauerspiels gemacht habe. Man wird also dieses Trauerspiel weder zu den heroischen, noch zu den bürgerlichen Trauerspielen zählen können, indem das Interesse des bürgerlichen Lebens selbst für die einfältige Lebensart zu Adams Zeiten, noch viel zu verwickelt ist. Und da man die einfältige Natur in den Gedichten durch das Schäferleben vorzustellen pflegt; so würde sich mit diesem Gedichte eine neue Art, nämlich das Schäfertrauerspiel, anfangen, (in welchem das tragische bloß in der Handlung liegen, die Sentimens hingegen naïv seyn mußten), wofern demselben anders der Name eines Trauerspiels mit Recht zukömmt.

Der Hr. Verf. scheineth selbst daran einigermaßen gezweifelt zu haben, und gestehet in der Folge seines Vorberichts mit ausdrücklichen Worten, daß er es nicht zu dem Endzwecke ausgeführt zu werden, gemacht habe. Allein er sagt zu seiner Vertheidigung: »Wenn ein Scribent seine guten Gründe haben kann, zu einer Begebenheit, die Art vorzustellen, die dem Trauerspiele eigen ist, bequemer als eine andere zu finden; so begreife ich nicht, warum es ihm nicht erlaubt seyn sollte, sie zu wählen, ob er gleich einseheth, daß sein Stück wegen gewisser Nebenstände, nicht aufs Theater gehöret.« Wir geben dieses zu, wenn diese Nebenstände, die die

Aufführung eines Stückes unmöglich machen, bloß von einem verwöhnten Geschmacke, oder von dem Unvermögen der Schauspieler herrührt. Wenn aber ein Stück, vermöge seiner innern Einrichtung, nicht aufs Theater gehört: so kann der Dichter unmöglich gute Gründe gehabt haben, zu seiner Begebenheit die Art vorzustellen, die dem Trauerspiele eigen ist, bequemer als eine andere zu finden. Denn eben diese Gründe müßten das Trauerspiel bequemer machen, aufgeführt, als gelesen zu werden. Höchstens kann der Schriftsteller nur Grund gehabt haben, seine Begebenheit mehr gespräch- als erzählungsweise einzurichten. Allein man weiß, daß Gespräche nur dramatische Werke von einer niedern Satzung sind, die eben so weit unter das eigentliche Drama, als über die Erzählung gesetzt werden müssen.

Als Gespräch betrachtet, wird man auch wirklich diesem Gedichte von dem Tode Adams seine Verdienste nicht absprechen können. Es herrscht darin, außer einer ungewöhnlichen zarten Empfindung, die dem Hrn. Klopstock eigen ist, an verschiedenen Stellen eine edle Einfachheit, der Charakter des wahren goldenen Weltalters, der dem Leser nicht anders als gefallen kann, wenn sein Geschmack nicht allzusehr von der gekünstelten Natur verwöhnt worden. Man wird auch Züge eines wahren Genies darinn entdecken, die einen Klopstock verrathen. Allein den Namen eines Trauerspiels getrauen wir uns, ihm schlechterdings abzusprechen. Wir wissen zwar, daß Genies von der ersten Größe nicht nach den gemeinen Regeln, die man aus den Werken anderer Meister abgese-

abgesondert hat, beurtheilet werden können. Sie sind ihre eignen Muster, und können fordern, daß wir die Regeln der schönen Künste von ihren Werken absondern sollen. Allein es giebt allgemeine Regeln und Gesetze, die in der Natur gegründet sind, und um so viel weniger von einem Genie übertreten werden dürfen, da sie vielmehr die wahren Quellen sind, daraus die Genies schöpfen müssen. Diese Regeln sind es, nach welchen wir den Tod Adams als ein Trauerspiel betrachtet, für ein sehr fehlerhaftes Werk erkennen. Wir wollen unsere Gründe anführen.

In der Ausarbeitung des Plans hat sich das Genie eines Klopstoks am wenigsten gezeigt. Die Handlung ist an sich eine der einfältigsten, aber sie hat diejenige Einfalt nicht, die man an den Werken der Alten bewundert. Jene hatten ihre Haupt-handlung mit keinen Episodien beschwert, mit keinen Nebenhandlungen durchflochten, aber sie wußten aus dem Grunde ihres Vorwurfs selbst einen Reichthum von Situationen, eine Mannichfaltigkeit von Begebenheiten hervorzuziehen, dadurch die Zuschauer in einer beständigen Erwartung und Aufmerksamkeit erhalten wurden. In unserm sogenannten Trauerspiele ist keine einzige Veränderung, die nicht der Zuschauer mit Gewißheit vorhergesehen; keine einzige Situation, die uns den Ausgang mit einiger Ungedult erwarten läßt; keine verborgene Absichten, die sich erst nach und nach entwickeln; kein Knoten, keine Entwicklung. Nichts als der trockene Stoff; Adam stirbt, und alle seine Angehörigen sind äußerst darüber betrübt. Wir erfahren in der Folge des

Stücker nichts mehr, als wovon uns schon der bloße Titel unterrichtet hat. Die Hochzeit Heman's (eines von Adams jüngsten Söhnen), und Sulima (einer Enkelin Adams), ist mit der Haupthandlung gar nicht verbunden, und nimmt nur einen sehr entfernten Antheil an dem Hauptinteresse, indem ihnen der Tod ihres Vaters an eben dem Tage, da sie Hochzeit machen sollen, desto schmerzlicher fallen muß. Wir werden auch am Ende noch im Zweifel gelassen, ob die Hochzeit noch vollzogen worden. Der verführne und jetzt wiedergefundene Samim, der jüngste Sohn Adams, hängt eben so wenig mit der Haupthandlung zusammen. Wir erfahren nichts mehr von ihm, als daß er sich in einem Walde verirret, nunmehr aber wieder eingefunden habe. Die einzige Situation, die wir vermuthet haben, daß nämlich einige Personen des Schauspiels noch nicht wissen werden, was Sterben sey, und die von unserm Dichter in dem Messias (5ten Ges. S. 163) so meisterlich ist bearbeitet worden, hat hier auch nicht Platz finden können. Der Dichter läßt sie alle, nicht nur von dem Tode Abels, der eines gewaltsamen Todes gestorben ist; sondern auch von dem natürlichen Tode eines andern Jünglings (S. 33) unterrichtet seyn. Von der Episode des Rains wollen wir unten ausführlicher handeln.

Die Charaktere sind von der äußersten Einförmigkeit. Seth, Heman, Samim, Eva, Sulima und die drey Mütter, die ihre Kinder Adam das erste mal bringen, haben alle einerley Denkungsart, einerley Sitten, einerley Empfindungen, und folglich einerley Interesse, (der Charakter des Rains ist abermals hiervon eine Ausnahme). Ihre Sprache un-

terschei-

erschleidet sich zwar durch eine sehr kleine Nuance, die von der Verschiedenheit des Alters und des Geschlechts herzuwühren scheint. Allein dieser Unterschied ist allzu fein, als daß er sich auf der Schaubühne gut ausnehmen sollte. Der Dichter scheint ihn selbst öfters aus den Augen verloren zu haben. Seth, zu dem Adam S. 15 sagt: »Du bist ein Mann, mein Sohn!« Ich kann dir alles sagen — » thut S. 17 die kindische Bitte: »So bleib denn, mein Vater, bleib und stirb nicht!« ob ihm gleich der Fluch des Herrn nicht unbekannt war, daraus er wenigstens hätte abnehmen können, daß Leben und Tod nicht in den Händen seines Vaters stehe. In dem Munde eines Kindes, wie Selima, ist diese Bitte S. 38 noch erträglich, da sie fast mit eben den Worten flehet: »Stirb nicht, ach stirb nicht, mein Vater! —«

Man vergleiche mit diesem Trauerspiele von dem Tode Adams den Tod Oedipus, oder Oedip auf Colone vom Sophokles, das mit ihm einige Aehnlichkeit hat. Eigentlich zu reden, ist der Tod Adams eine noch weit wichtigere Begebenheit für das ganze menschliche Geschlecht, als der Tod Oedipus für die Athenienser war. Allein, welch einen Reichthum von Glücksveränderungen, Verwickelungen und Situationen, was für einen Kampf von Leidenschaften und Gefinnungen hat der griechische Dichter aus dem Grunde seines Gegenstandes herzuholen gewußt! Auch hat eine jede Person bey ihm ihren so eigenthümlichen und abstechenden Charakter, daß der Contrast von diesen Gemälden die angenehmste Wirkung thun, und fast zu einer Schule der Sitten werden muß. Oedip ist elend und unversöhnlich; er

will auf Colone sterben, um sich an den Thebanern zu rächen, und den Atheniensen, aus Erkenntlichkeit für ihre Gastfretheit, durch seinen Tod die Oberherrschaft über die Thebaner zu verschaffen. Theseus ist der edelmüthigste Charakter, der je auf der Schaubühne erschienen ist. Creon ist verschlagen und herrschsüchtig. Antigone unschuldig, zärtlich und fast wie hier Seth, eine Vertraute ihres Vaters, und Polynices bittet seinen Vater um Vergebung, bloß um sich an seinem Bruder Eteokles zu rächen. Auch hier kündiget ein Donnerwetter den nahen Tod des Oedipß an. Die Ahnungen des Oedipß, daß er heute sterben werde, und daß das Ungewitter nichts anders, als dieses bedeute, gründen sich auf eine Begeisterung, aber auf keine so innere mystische Empfindungen, als hier S. 16: »Da fuhr eben so schnell ein Gedanke in meiner Seele auf, daß ich heute sterben werde!« »Tief grub er sich in mein Herz ein u. s. w.« Die Stimme, die bey dem Sophokles aus den Wolken ruft: Oedip, was verweilst du? wird nur erzählt, aber nicht wie hier der Todesengel S. 26 auf dem Theater gehört. Ja Sophokles hielt es so gar für unanständig, seinen Helden eines natürlichen Todes auf dem Theater sterben zu lassen. Er entfernt ihn daher von der Schaubühne durch einen besondern Kunstgriff, und auch da läßt er ihn nicht erblaffen, sondern vor den Augen des Theseus verschwinden, welches alles, sowohl als der zärtliche Abschied, den er vom Theseus und von seinen beyden Töchtern nimmt, nachher auf der Schaubühne erzählt wird; so wie in unserm Trauerspiele das Sterben

ben Adams und der Abschied vor den Seinigen fast der einzige Gegenstand des Trauerspiels ist, denn die wahrhaftig wichtigen Folgen, die der Tod Adams hatte, sind von dem Dichter nur in der Ferne gezeigt, aber nicht mit in die Handlung eingewebt worden.

Bei der wirklichen Vorstellung dieses Stückes dürfte eben nicht die äußerste Einfalt anstößig seyn, wie der Hr. Verfasser in dem Vorberichte zu befürchten scheint. Es ist uns einerley, ob der Schauplatz ein Schloß, ein Feldlager, oder wie hier eine Hütte vorstellet. Die Kleider, in welchen die Schauspieler erscheinen, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Rait mag immer mit fleckichten Häuten bedeckt, und mit einer schweren Knotenbollen Keule in der Hand, vor uns erscheinen. Der Dichter kann fordern, daß wir uns in die allerentfernteste Zeiten zurücksetzen, und uns verwöhnte Zuschauer thun dieses mit Vergnügen. Ja wir wollen die Erscheinung des Todesengels nicht tadeln, der allein den Knoten und die Entwicklung des Trauerspiels völlig über sich zu nehmen scheint. Vielleicht erregt diese Erscheinung bey den Zuschauern eben den panischen Schrecken, den die Engländer dem Geiste im Hamlet nachzuzühmen pflegen. Allein das dumpfe Geräusch, das man S. 72 in der Ferne hören soll, der Fels, der eben daselbst krachend einstürzt, und das Beben der Felsen S. 25, alle diese Maschinerien scheinen uns von der tragischen Einfalt allzusehr entfernt zu seyn, und können unmöglich eine gute Wirkung thun. Ja was sollen wir von den Stellen sagen, wo der Dichter den Schauspielern selbst die Gebehrden und Stellungen vorschreibt? Was für eine Figur müssen drey Frauenzimmer

zimmer auf der Schaubühne machen, von welchen der Dichter S. 64. sagt: »Die erste verhüllet sich; die zweyte siehet weg, die dritte bengt sich über ihren Sohn?« Was können die viele stummen Gebehrden, das öftere Knieumfassen, das Hinsinken u. d. gl. auf der Schaubühne für eine Wirkung thun? S. 70 knien sie gar alle um Adam nieder, den Segen von ihm zu empfangen. Zu geschweigen, daß dieses Niederknien bey den alten Hebräern, und noch weniger zu den Zeiten Adams, für einen, der den Segen empfängt, gewiß nicht hat gebräuchlich seyn können. Alle diese angeführte Stellen machen, daß das Stück nicht wegen seiner äußersten Einfachheit, welche gewiß nicht zu tadeln ist; sondern weil es Dinge enthält, welche sich durchaus nicht vorstellen lassen, unmöglich mit gutem Erfolge aufgeführt werden kann. Hingegen sind in einem Gespräche, oder in einer mit Gesprächen untermengten Erzählung, alle diese Stellen nicht nur untadelhaft, sondern sehr am rechten Orte. Daher wir diese letzte Form für die bequemste halten, die der Dichter seinem Werke hätte geben können.

Der Charakter des Kains und die kleine Episode, zu welcher er dem Dichter Gelegenheit gegeben, verdient besonders unsere Aufmerksamkeit. Da diese Stelle, nach unserm Urtheile, die schönste aus diesem Gedichte ist; so wollen wir sie unsern Lesern ganz mittheilen. In dem zweyten Auftritte der zweyten Handlung, erscheint Selima, und erzählt ihrem Vater und ihrem Bruder Seth:

»Es gehet ein Mann, ein Mann, wie ich noch keinen gesehen habe, um unsere Hütte herum, und drohet mir, daß ich ihm die Hütte öffne. Er will zu Adam.
»Er

»Er erschreckte mich sehr. Es müssen noch irgendwo Menschen wohnen, die deine Söhne nicht sind, und deren Sohn er ist. Er ist Adams Sohn nicht!«

Adam.

»Wie ist der Mann gestaltet, Selima?«

Selima.

»Es ist ein hoher drohender Mann. Er hat tiefe Augen, mit denen er wild umher schaut. Er hat sich mit fleckichten Häuten bedeckt, die schimmern. Er trägt eine schwere knotenvolle Keule. Er sieht verbrannt, und doch bleich aus; aber nicht so bleich, als du jetzt bist! Ach mein Vater! —«

Adam.

»Hatte der Mann seine Stirne entblößt?«

Selima.

»Ja, er hatte sie entblößt, und auf derselben etwas, das ich nicht beschreiben kann, weil ich es kaum anzusehen vermochte. Rötlich, glühend, fürchterlich lief es über sie herunter, wie der zückende Blitz.«

Adam.

»Es ist Kain, Seth, es ist Kain! Der Allmächtige hat ihn gesandt, daß er mir meinen Tod noch bitterer mache.« (Ein etwas unanständiger Gedanke in dem Munde Adams). »Geh, daß wir gewiß erfahren, ob ihn der Allmächtige gesandt habe, geh, sage ihm, daß er sich wende, und mein Angesicht nicht sehe! Aber wenn er dennoch kommen will; so habe ichs verdient, daß er komme, und so hat ihn Gott gesandt! Doch verschleuß vorher den Altar (des Abels), daß er seines Bruders Blut nicht sehe.«

Indem Seth abgeht, unterreden sich Adam und Selima eine Weile. Adam will nicht gern, daß

daß die unschuldige Selima den Kain vor ihm erblicken solle, er kann sie aber nicht so geschwinde unter einem geschickten Vorwande heißen abgehen, als Seth und Kain hereinkommen.

Kain.

»Ist das Adam? Du wurdest ja sonst bey dem Anblicke derjenigen nicht bleich, die du elend gemacht hast!«

Adam.

»Schone mindestens dieser weinenden Unschuld!«

Kain.

»Ist Unschuld auf der Erden gewesen, seitdem Adam Kinder gebohren sind?«

Adam.

»(zu Selima) Verlaß uns, meine Selima. Seth soll dich wieder zu mir rufen.«

Fünfter Auftritt.

Adam, Kain, Seth.

Adam.

»Warum hast du mein Gebot übertreten, und bist in meine friedsame Hütte gekommen, Kain?«

Kain.

»Beantworte mir vorher auch eine Frage, so will ich dir antworten. Wer ist der Mann, der mich zu dir hereingeführt hat?«

Adam.

»Es ist mein zweyter Sohn Seth.«

Kain.

»Ich mag deines Mitleids nicht! Es ist dein dritter

»Dritter Sohn! Und nun will ich dir auch antworten.
»Ich bin gekommen, mich an dir zu rächen, Adam!«

Seth.

»Willst du meinen Vater auch erwürgen?«

Rain.

»Ehe du geboren wurdest, war ich schon ganz
»elend! Laß mich und Adam allein reden: Ich will
»deinen Vater nicht tödten.«

So weit erkennen wir diese Scene für vortrefflich, und halten es für unnöthig, unsern Lesern die Schönheiten darinn zu entdecken. Der wird sie gewiß nicht empfinden, der sie nicht von selbst entdeckt hat. Wenn doch der Dichter dem Rain nur eine scheinbare Ursache zu diesem wilden Zorne gegeben hätte! Wenn er uns doch wenigstens wahrscheinlich gemacht hätte, daß Rain wider seinen Vater so aufgebracht seyn könnte! Wenn er aber auf die Frage: »Wofür willst du dich an mir rächen, Rain?« antwortet: »daß du mir das Leben gabst!« und ferner: »Ja, dafür, daß ich meinen Bruder Abel erwürgt habe! Daß sein Blut laut zum Allmächtigen gerufen hat! daß ich der Unglücklichste u. s. w.« so scheinet uns der Zorn des Rains mehr als unmenschlich, widernatürlich. Die Verzweiflung kann uns oft unschuldige Personen für die Ursache unsres Elends annehmen lassen; dieses hat seine Richtigkeit: man kann aber unmöglich den Irrthum so weit treiben, zu sagen: »Ich bin hergekommen, mich an dir zu rächen, oder »du wurdest ja sonst beym Anblicke derjenigen nicht bleich, die du elend gemacht hast!« Hat ihn Adam elend gemacht? Er hat ihn das Leben gegeben; Rain hat ihn also selbst in der Raserey für nichts

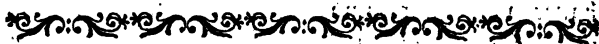
nicht als eine sehr entfernte Ursache seines Elendes halten können. Sind daher die Ausdrücke, deren sich Kain bedient, natürlich? Und muß man es nicht vielmehr mit Recht eine schwülstige Leidenschaft nennen, welche größer ist, als die scheinbare Ursache, die davon angegeben wird. — Jedoch die Rache des Kains hat eben so viel nicht zu bedeuten: Er will nur seinem Vater fluchen, und man muß sich billig über Adam verwundern, daß er so sehr für den Fluch eines Bösewichters zittert.

Wir können hier auch nicht unangemerkt lassen, daß diese Episode gar nicht mit der Handlung verbunden ist. Man kann sie völlig weglassen, ohne in dem Ganzen eine sonderliche Veränderung zu machen. Wir wissen keinen Grund, warum sich Kain eben heute einfallen läßt, jurisch zu kommen, um seinem Vater zu fluchen. Adam sagt zwar, Gott habe ihn gesandt, um ihm seinen Tod noch bitterer zu machen. Allein dieses ist keine theatralische Vorbereitung. Wir verlangen auch zu wissen, welche Gedanken den Kain eben heute darauf gebracht, diese Rache auszuüben? Auch das Wunderbare muß seine theatralische Wahrscheinlichkeit haben, und diese ist hier sehr wenig beobachtet worden. Kain erscheint ohne die geringste Wahrscheinlichkeit, und gehet eben so plötzlich wieder ab, indem er in einer Art von Raserei seinen Vater ermordet zu haben glaubt, da er ihm doch nur gesflucht hatte. Nachdem er abgegangen ist, fängt das Spiel wieder da an, wo es aufgehört hatte, und Kain kommt nicht wieder zum Vorschein. Die übrigen Personen des Trauerspiels wissen auch gar nicht, daß er da gewesen ist.

Aus

Aus allen diesen Betrachtungen können wir nicht anders schließen, als daß dieses Trauerspiel eines Klopstoks wohl nicht würdig sey. Es wäre zu wünschen, daß sich dieser große Geist nicht mit der Schaubühne beschäftigen wollte, bis er sein Heldengedicht zu Stande gebracht hat. Es ist fast unmöglich, sich zu gleicher Zeit in diesen verschiedenen Dichtungsarten mit gleichem Erfolge zu zeigen, wenn man nicht ein Schönwäch ist.

E.



VIII.

Bermischte Nachrichten.

Ein ungenannter Liebhaber der schönen Künste hat uns folgende nähere Nachricht von dem Werke des Herrn Winkelmanns, von welchem wir S. 347 des vorigen Bandes, einige Anzeige gethan haben, mitgetheilet. Wir danken demselben hiermit öffentlich dafür, und es würde uns besonders angenehm seyn, wann es ihm beliebe, sich uns näher zu erkennen zu geben. Die Nachricht lautet folgendermaßen:

Dieses schätzbaren Gelehrten Versuch einer Historie der Kunst, ist beynähe geendiget, und möchte etwa ein Alphabeth betragen. Allein er will, so viel ihm möglich, ein vollkommenes Werk liefern, und vorher Neapel und Florenz sehen. Jene Stadt gedenket er im October dieses Jahrs zu besuchen.

Es enthält diese Schrift nicht Lebensbeschreibungen der alten Künstler, oder Verzeichnisse ihrer

Werke aus den alten Scribenten, sondern dieses alles setzt der Verfasser voraus, und kann anderswärts gesucht werden. Die vornehmste Absicht desselben ist der Styl der alten Künstler: den Unterschied und die Kennzeichen des ägyptischen, des hebräischen, des alten, höchsten und schönen griechischen Styls. Dann der römische ist im Alterthume ein Traum.

Er hat zween Theile gemacht. Der erste handelt von dem Styl der Künstler, sonderlich der Bildhauer überhaupt, und von den Veränderungen, welche die Kunst durch sich selbst gehabt. Der zweyte erörtert die Veränderungen und Schicksale der Kunst durch die Umstände von Griechenland.

Der Verfasser betritt einen Weg, auf welchen die erfahrensten Alterthumsverständige in Rom sich bisher nicht gewaget haben. Welchem Widerspruche wird er sich nicht aussetzen! Die Römer glauben das Monopolium, in dergleichen Kenntnissen zu haben, und wollen einen Anländer nur lehren. Und gleichwohl bleiben die meisten bey dieser stolzen Zufriedenheit mit sich selbst, um die Erweiterung jener Wissenschaft unbekümmert. Von den Florentinern möchte Hr. W. auch nicht unangefochten bleiben: dann er suchet zu beweisen, daß die Melancholie ihrer Nation von je her eigen gewesen, und daß dieses der Grund von ihrer schweren Zeichnung sey, wie es sich am Michael Angelo, Peter von Cortona u. s. w. zeige. Er wird ferner darthun, daß vieles, was man insgemein für schön hält, es nicht ist, und verschiedene geschnittene Steine, die als antique bekannt gemacht worden

ben sind, möchten als neue Aftergeburten angegeben werden. Einige Orte der Alten, welche man nicht verstanden hat, werden aus alten Handschriften verbessert und erklärt. In dem zweyten Theile suchet er, so viel möglich, der besten Bildsäulen Alter anzugeben, und am gehörigen Orte ist eine Beschreibung derselben. Er schließet mit dem Constantin.

In der Vorrede zeigt Hr. W. wie man bisher von der Kunst der Alten, von ihren Werken, und von den Alterthümern geschrieben hat, und wie man hätte schreiben sollen. Es könnte geschehen, daß er seine Abhandlung von der Wiederherstellung oder Ergänzung der Werke der Alten, hintenan drucken ließe; sie hat zwey Theile 1) von der Ergänzung überhaupt, 2) von den Vergehungen der Scribenten in Absicht auf dieselbe.

Auszug eines Briefes aus Rom

vom 10 Aug. 1757.

— — Statuen und Köpfe werden noch immer gefunden. Neulich sind auch zwey Statuen aus Corinth hieher gebracht worden, welche bey einem Bildhauer, der sie ergänzet hat, zum Verkauf stehen. Bey ebendenselben stehet eine Statue ohne Kopf, deren Leib mit dem Leibe des Apollo im Belvedere verglichen wird.

Hr. Mengs * malt tzt sein erstes Werk al fresco, ein Deckenstück in der Kirche S. Eusebii Bene-

* Erster Hofmaler Sr. Maj. des Königs in Polen, der sich seit langer Zeit in Italien aufhält.

Benedictinerordens. Das Werk ist 44 Palmi rom. lang und 19 breit.

Pompeo Battoni machte vor einiger Zeit ein kleines Werk von Figuren zu 2 Palmi. Es stellet vor: Le spozalzie di Psyche col Cupido. Um sich einem gewissen verderbten Geschmack zu nähern, und dadurch zu gefallen, ist es nicht so gut gerathen, als es ohne diese niedere Gefälligkeit des Künstlers würde geworden seyn.

Ein Canonicus aus Cortona arbeitet gegenwärtig an der Lebensbeschreibung seines Landsmannes Pietro Berettini, so nächstens an das Licht treten wird.



Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freien Künste.



Zweyten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
verlegt Johann Gottfried Dyck,
1758.

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911



I.

Betrachtungen über das Erhabene und
das Naive in den schönen Wissen-
schaften.



Wann man Longins Abhandlung vom Erhabenen durchlieset, so kamt man nicht anders als bedauern, daß Cäcils Schrift von eben der Materie, verloren gegangen ist. Longin sagt zwar von ihm, » er habe sich bloß bemühet, uns durch unendlich viel » Exempel, von dem Erhabenen einen Begriff zu ma- » chen, als wenn es kein Mensch kenne; das » Nothwendigste hingegen, nämlich die Mittel, wo- » durch wir unsern Geist zur wahren Höheit gewöh- » nen können, wären von ihm gänzlich weggelassen » worden. » Allein da Longin sich nur mit dem letztern beschäftigt, das erstere hingegen entweder als etwas, das nach seiner Meinung jedermann ken- nen soll, oder das wenigstens seinem Terentian aus dem Cäcil bekannt gewesen, voraus setzt; so mangelt uns ein sehr nothwendiger Theil zur Kennt- niß des Erhabenen, nämlich die deutliche Erklärung

desselben; und einige Uebersetzer und Ausleger des Longin, die diesen Mangel haben ersetzen wollen, scheinen nicht sehr glücklich darinn gewesen zu seyn.

Vielleicht gelingt es uns nach demjenigen, was in dem zweyten Stücke dieser Bibliothek von den Quellen der schönen Wissenschaften überhaupt ist festgesetzt worden, auch den Begriff vom Erhabenen, welches, wie Longin sagt, in den Schriften die höchste Vollkommenheit ausmacht, etwas deutlicher auseinander zu setzen.

Man hat allda das Wesen der schönen Künste in den sinnlichen Ausdruck der Vollkommenheit gesetzt. Nun wird eine jede Eigenschaft eines Dinges überhaupt erhaben genannt, wenn sie durch ihren außerordentlichen Grad der Vollkommenheit Bewunderung zu erregen fähig ist. In diesem Verstande gebraucht man das Wort erhaben auch in den abstraktesten Wissenschaften. Man nennet Gott das erhabenste Wesen. Man nennet eine Wahrheit erhaben, die irgend ein sehr vollkommenes Wesen als Gott, die Welt, und die menschliche Seele angehet, oder zu deren Erfindung sehr viel Nachdenken und Anstrengung des Geistes gehört hat. Daher wird das Erhabene in den schönen Künsten und Wissenschaften, in dem sinnlichen Ausdruck einer solchen Vollkommenheit, die Bewunderung erregt, bestehen müssen.

Die angenehme Empfindung, die wir Bewunderung nennen, ist eine plötzliche anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit, die wir dem Gegenstand

genstände in den Umständen, in welchen er sich befindet, nicht zugetrauet haben würden, oder die überhaupt alles übertrifft, was wir uns vollkommenes gedenken können. Der Entschluß eines Regulus nach Carthago zurück zu kehren, ob ihm gleich die Martern nicht unbewußt waren, die allda seiner warteten, ist erhaben und erregt Bewunderung, weil wir der Pflicht, auch einem Feinde sein Versprechen zu halten, nicht so viel Gewalt über ein menschliches Herz zugetrauet hätten. Die unvermuthete Versöhnung des Augustus mit dem Cinna, in dem berühmten Trauerspiele des Corneille, thut eben diese Wirkung, weil wir uns von dem Charakter dieses Prinzen eines ganz andern Verfahrens versehen hätten. Im Canut wirkt die Gnade, die dem Wlfo widerfährt, keine so plötzliche Empfindung, weil sie von dem Charakter des überras gütigen Canuts nicht so unerwartet war (*) — Endlich erregen die Eigenschaften des allerhöchsten Wesens, die wir anschauend in seinen Werken erkennen, die allerentzückendste Bewunderung, weil sie alles übertreffen, was wir uns Großes, Vollkommenes oder Erhabenes gedenken können.

Die Bewunderung kann in den Werken der schönen Künste und Wissenschaften, so wie die Vollkommenheit, welche durch dieselben vorgestellt wird, von zwei verschiedenen Gattungen seyn. Denn

Q 2

entwe

(*) Wann daher Canut könnte in Umstände gesetzt werden, in welchen seine Gnade unerwarteter wäre, und nicht sogleich aus seinem allgemeinen gütigen Charakter flöße; so würde die Wirkung ohnstreitig weit stärker seyn. S. dieser Bibl. I B. I Th. S. 56.

entweder besitzt der vorzustellende Gegenstand an und für sich solche Eigenschaften, die bewundernswürdig sind; oder wir bewundern die ungemeynen Talente des Künstlers, seinen Witz, sein Genie, seine Einbildungskraft, die er in seinen Werken auf eine außerordentliche Art zu äußern gewußt hat. Denn alle Werke des schönen Geistes sind sinnliche Abdrücke von den Fähigkeiten seiner Seele, die aus denselben anschauend erkannt werden; und wenn solche, die Kennzeichen eines ungemeynen Genies, oder sonst eines außerordentlichen Talents an sich tragen, so erregen sie unsere Bewunderung. Diese Eintheilung wird uns Gelegenheit geben, zu entscheiden, in wie weit das Erhabene sich mit einem geschmückten Ausdrucke verträgt, und in welchem Fall es sich weigert, denselben anzunehmen. Wir wollen mit derjenigen Satzung den Anfang machen, da die Bewunderung aus dem Gegenstande selbst entspringet.

Die Vollkommenheiten des äußern Zustandes sind von allzugeringem Werthe, als daß sie von einem Verständigen sollten bewundert werden können. Daher wird Reichthum, Pracht, Ansehen und Gewalt ohne Verdienst, billig von dem Erhabenen ausgeschlossen. »Diejenige Dinge, saget Longin in der siebenten Abtheilung sehr sinnreich, deren Verachtung für etwas Großes gehalten wird; könnten niemals selbst etwas wirklich Hohes an sich haben.« Wir bewundern in der That, diejenige nicht so sehr, welche große Reichthümer besitzen, oder vornehme Ehrenstellen bekleiden, als die, welche sie

haben

haben können, und aus einer edlen Großmuth von sich stoßen. Daher bestehet auch in der Baukunst und bey den Verzierungen der Schaubühne, allwo die Vollkommenheiten des äußern Zustandes an der Vorstellung Theil nehmen, das Erhabene eines Theils in der Vermeidung der gehäuften Pracht und übermäßigen Prahlerey. —

Die körperlichen Vollkommenheiten, als nämlich eine ungemeyne Leibesstärke, ohne Tapferkeit, eine schöne Leibesgestalt, eine schöne Gesichtsbildung, deren Züge keinen sonderlichen Geist verrathen, eine ungemeyne Behendigkeit in den Bewegungen der Gliedmaßen u. s. w. können zwar einen geringen Grad von Bewunderung erregen, aber niemals werden wir so sehr entzückt, als wenn wir die Vollkommenheiten des Geistes bewundern. Ein großer Verstand, große und ungemeyne Gesinnungen, eine glückliche Einbildungskraft, die mit einer durchdringenden Scharfsinnigkeit verknüpft ist, edle und heftige Gemüthsbewegungen, die sich über die Begriffe des gemeinen Pöbels erheben, sie mögen übrizens ein wahres oder scheinbares Gut zur Absicht haben, und überhaupt alle große Eigenschaften eines Geistes, die uns unermuthet überraschen, reißen unsere Seele mit sich fort, und erheben sie gleichsam über sich selbst. Sie fesseln unsere Aufmerksamkeit durch das Neue, welches sie mit sich führen, dergestalt, daß wir eine Weile bey ihnen stehen bleiben, ohne auf andere Begriffe auszusicheln, und wenn dieses eine Zeitlang anhält, so wird

ein solcher Zustand des Gemüths das Erstaunen genannt.

Indessen ist die Bewunderung fast mit einem Blitze zu vergleichen, der in einem Augenblicke uns blendet und wieder verschwindet, wofern sie nicht mit einer sanften Empfindung vermischt ist, welche ihre Flamme unterhält. Wenn wir den Gegenstand lieben, den wir bewundern, oder wenn er durch ein unverdientes Elend unser Mitleiden verdient; so wechselt die Bewunderung mit der wehmüthigen Empfindung in unserm Gemüthe ab; wir wünschen, hoffen und fürchten für den Gegenstand unsrer Liebe oder unsers Mitleidens, und bewundern seine große Seele, die über Hoffnung und Furcht hinweg ist. Wenn der Künstler uns durch seine Zauberkraft in eine solche Gemüthsbeschaffenheit versetzen kann; so hat er den Gipfel seiner Kunst erreicht, und den würdigsten Bestimmungen der schönen Künste Genüge gethan. Es ist ein angenehmes Schauspiel für die Götter, sagte ein alter Weltweiser, wenn sie einen Tugendhaften mit dem Schicksale ringen sehen, der demselben alles opfert, nur seine Tugend nicht.

Dieses sind also die vornehmsten Arten von Bewunderung, die aus dem Gegenstande selbst entspringen können, ohne daß es nöthig sey, die Vollkommenheiten des Künstlers dabey in Betrachtung zu ziehen. Wir wollen sehen, in wie weit sich der äußerliche Schmuck in dem Ausdrücke, mit ihnen verträgt.

Das wahre Erhabene beschäftigt die Kräfte unsrer Seele dergestalt, daß alle Nebenbegriffe, die
irgend

irgend mit demselben verknüpft sind, gleichsam verschwinden müssen. Es ist wie die Sonne, die einsam leuchtet, und durch ihren Glanz alle schwächere Lichter verdunkelt. Zudem kann in dem Augenblicke, da wir das Erhabene wahrnehmen, weder der Witz noch die Einbildungskraft ihr Amt verwalteten, um uns irgend auf andere Begriffe zu leiten; denn mit dem Erhabenen, oder mit dem Gegenstande der Bewunderung war niemals ein anderer ähnlicher Begriff in unsrer Seele verknüpft, daß er jetzt, vermöge der Gesetze der Einbildungskraft, natürlicher Weise darauf folgen könnte. Wer hieran zweifelt, bedenke nur, daß nach unserer Erklärung das Unerwartete, das Neue, eine wesentliche Bestimmung des Erhabenen sey. Daher entspringet der starke Eindruck, den die Bewunderung in unser Gemüth macht, darauf nicht selten ein Erstaunen, oder ein Mangel des Bewußtseyns zu erfolgen pflegt.

Hieraus erhellet, daß sich kein übermäßiger Schmuck im Ausdrücke mit dem Erhabenen von der ersten Gattung verträgt. Die Erweiterung durch Nebenbegriffe ist unnatürlich, indem sie alle gleichsam in den dunkelsten Schatten zurück weichen müssen. Die Zergliederung des Hauptbegriffes würde durch ihre Langsamkeit die Bewunderung schwächen, indem sie uns das Erhabene nur nach und nach empfinden ließe; die Gleichnisse hingegen können, so wie die übrigen Zierrathen der Rede, desto weniger Statt finden, da der Witz und die Einbildungskraft, daraus sie entspringen, bey Wahrnehmung des Erhabenen, ihre Verrichtungen einstellen,

len, und der Seele die gehörige Ruhe lassen, dem Begriffe des Erhabenen ferner nachzuhängen, um ihn in seiner ganzen Größe zu überdenken. Der Hauptbegriff des Erhabenen ist eigentlich dasjenige, *Judicis argutum quod non formidat acumen.*

Man kann von ihm sagen, *volet hoc sub luce videri*; Statt daß von den Nebenbegriffen gilt, *hoc amat obscurum.* Daher muß sich der Künstler, bey der Vorstellung des Erhabenen von dieser Gattung, eines naiven ungekünstelten Ausdrucks befleißigen, der den Leser oder Zuschauer mehr denken läßt, als ihm gesagt wird. Indessen muß sein Ausdruck immer noch anschauend, und wo möglich auf einzelne Fälle zurück geführt seyn, damit das Gemüth der Leser erweckt, und zum Ueberdenken begeistert werde.

Wir wollen unsere Gedanken mit einigen Beispielen erläutern: In diesem Satze, Was Gott wollte, das ward, liegt eben der hohe Begriff, den wir in dem bekannten, Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht, bewundern. Allein jener Ausdruck ist abstrakt und also nicht begeistert genug. Diese sinnliche Handlung, sagte; dieser einzelne Gegenstand, Licht machen den Begriff anschauend und belebt.

*Reges in ipsos imperium est Jovis
Cuncta supercilio mouentis.*

ist ein ungemein erhabener Gedanke; Setzet aber *mente* oder *voluntate* statt *supercilio* oder *regnantis* statt *mouentis*; so verschwindet ein Theil seiner Hoheit, indem die concreten Begriffe in abgesonderte

bente verwandelt worden sind. Dieser allmächtige Wink, *Supercilio*; diese sinnliche Wirkung, *moventis*, erregen in unsrer Einbildungskraft das erhabene Bild eines Jupiters des Phidias; wir sehen den Allmächtigen, wenn man so reden darf, von Angesicht zu Angesicht,

Qui totum nutu tremefecit Olympum.

In folgender Stelle des Horaz:

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae;

wird die Gefahr, darinn sich der Weise befindet, vollkommen ausgemalt; hingegen der Zustand seiner Seele, der eigentlich unsere Bewunderung erregen soll, nur durch ein einziges Wort angedeutet; *impavidum*. Setzet,

Si fractus illabatur orbis,
Iustum et tenacem propositi virum,
Impavidum ferient ruinae;

wo ist nunmehr die bewunderte Erhabenheit?

Ein Gleiches wird man bey dem heiligen Psalmendichter bemerken, und zwar an der Stelle, wo er einen ähnlichen Gedanken, vielleicht noch würdiger ausführet, als Horaz.

Darum fürchten wir uns nicht, wenn sich die
Erde verwandelt,
Und Berge mitten im Meere vergehen.

Die Gefahr wird hier eben so ausführlich, aber der Wahrheit weit gemäßer beschrieben, als im Horaz. Was kann aber einfältiger und ungeschmackter ausgedrückt seyn, als die Wirkung des Zuvers

trauens auf Gott: Wir fürchten uns nicht, was zu der Hebräer nicht mehr als drey Sylben gebraucht.

Man bemerke im Vorbengehen, die sorgfältige Wahl der Ausdrücke dieser beyden großen Dichter, wenn man sie anders in Vergleichung setzen darf. Horaz beschreibt die Gemüthsbeschaffenheit eines stolischen Weisen, den die Betrachtung, daß das Schicksal nothwendig und unveränderlich sey, wider alle widrige Zufälle abgehärtet hat. Dieser kann alles Uebel zwar befürchten; die Trümmern des zerbrochenen Weltkreises erschlagen ihn auch wirklich, feriunt ruinae; aber er erschrickt nicht. Es überfällt ihn kein Unglück unerwartet. Er hat sich gegen alle Streiche des Schicksals gefaßt gemacht. Der heilige Dichter hingegen redet von der Gemüthsbeschaffenheit eines Frommen, der sich völlig in Gott beruhiget, und sein Vertrauen auf ihn setzt. Dieser kann erschrecken, wenn plößlich eine Gefahr drohet. Jedoch er denket an Gott zurück; Darum fürchtet er sich nicht.

Einige Dinge sind ihrer Natur nach so vollkommen, so erhaben, daß sie von keinen endlichen Gedanken erreicht, durch keine Zeichen gehörig angedeutet, und durch keine Bilder, wie sie sind vorgestellt werden können, als nämlich Gott, die Welt, die Ewigkeit, der jüngste Tag u. d. g. Hier muß der Künstler alle Kräfte seines Geistes anstrengen, die würdigsten Zeichen zu finden, dadurch diese unendlich erhabene Begriffe bey uns erregt werden können. Er kann dieses desto sicherer thun, da die

bezeich-

bezeichnete Sache immer noch größer bleibt muß, als das Zeichen dessen er sich bedienet, und folglich sein Ausdruck in Vergleichung gegen die Sache immer noch klein ist. Der Herr von Haller singt von der Ewigkeit (S. 207.)

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.

Scheinet er nicht, durch diese erhabene Gedanken, den würdigsten Maasstab zum Unermeßlichen selbst gefunden zu haben? Eben so vortrefflich sagt er von Gott:

Drenmal großer Gott! es sind erschaffne
Seelen,
Für deine Thaten viel zu klein.
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn Ende seyn.

Es ist ein großer Kunstgriff der Dichter, daß sie bey solchen erhabenen Stellen, wo dem Leser vieles zu denken überlassen wird, durch abgekürzte Perioden, durch unvollendete Schlusssätze, oder durch einsylbige Versendungen, die Aufmerksamkeit rege machen. Solche ungeschlossene Cadenzen bringen den Leser nicht völlig zur Ruhe. Er sehnet sich nach dem Schluß, und findet in dem gegenwärtigen Gedanken Stoff genug, ihn selbst hinzu zu denken. Folgende Stellen mögen Exempel hiervon seyn.

Constitit Anchisa latus, et vestigia pressit
Multa putans. *Aeneid. VI, 330.*

Hofes

240 Betrachtungen über das Erhabene

Hoffes crebri cadunt, nostri contra ingruunt,
Vicinus vi feroces.

Plaut. Amphit. Act. I. Sc. I. v. 82.

— — Mappet imperterritus ille,
Hostem magnanimum opperiens et mole sua stat.

Aen. X, 771.

— — verstummt dann bebende Saiten
So preißt ihr würdger den HERN.
der Frühling S. 32.

Und er neigte sein Haupt und starb.

Messias am Schlusse des 2ten Bandes.

Ein Meisterstück von dieser Art finden wir in dem 7ten Gesange des Messias, da der Dichter bey einem der allerhabensten Gedanken den Vers in der Mitte abbricht, um dem Leser Zeit zu lassen, den großen Gedanken gehörig zu fassen.

— — Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt,
die ihm getreu blieb;
„Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da
ergrimmt er, und stand igt
„Hoch auf Tabor, und hielt den tieferzitternden
Erdfreis,
„Daß er nicht vor ihm verging.“

Wie wohlbedächtig hat der Dichter hier verging statt vergehe gesagt, um die Cadenz, durch die männliche Schlussylbe noch mehr zu unterbrechen, obgleich den Sprachgesetzen zufolge vergehe richtiger gewesen wäre!

Das Erhabene in den Gesinnungen oder das Heroische, welches, wie wir oben bemerkt, eine Unterart von dem Erhabenen der ersten Gattung ausmachtet, bestehet in solchen Vollkommenheiten
der

der Begehrungskräfte, die Bewunderung erregen. Wenn der Held, indem er solche Gesinnungen äußert, selbst redend eingeführt wird; so muß er sich so kurz, und so ungeschmückt, als möglich, ausdrücken. Eine große Seele drückt ihre Gesinnungen anständig und nachdrücklich, aber ohne Wortgepränge aus. Es ist eine größere Vollkommenheit, wenn uns die edlen Gesinnungen gleichsam zur Gewohnheit geworden sind. Wenn wir groß denken, und groß handeln, ohne es zu wissen, und ohne ein sonderliches Verdienst daraus zu machen. Dagegen gefällt uns die nachdrückliche Kürze in den Einbittungen des alten Horaz: *Qu'il mourut*; des Brutus beym Voltaire: *Brutus l'eut immolé*; und der angekündigte Antrag der Freundschaft beym Corneille: *Adions amis, Cinna!* Dahin gehört die Antwort jenes Spartaners, gegen welchen ein Persianer prahlte, die Menge der Pfeile und Wurfspieße würde die Sonne bedecken. Wir werden also im Schatten sechten, gab er ihm zur Antwort. Auch des Simonides Grabchrift auf die Lacedaemonier, die in der Schlacht bey Thermopyla geblieben waren, ist von dieser Art:

*Die hospes Spartaë, nos te hic vidisse laetentis;
Dum sanctis patriae legibus obsequimur.*

Cicero. Tuscul. Quæst. L. I.

Diese patriotische Männer halten ihren Tod für genug belohnt, wenn nur Sparta erfährt, daß sie gefallen sind, indem sie den heiligen Gesetzen des Vaterlands gehorsameten.

Allein so unveränderlich eine heroische Seele in ihren Gesinnungen ist, und so kurz und nachdrück-

lich

lich sie diese ihre Gefinnungen zu erkennen giebt, wenn der Entschluß gefaßt ist, eben so reich und uner schöpfflich an Gedanken muß sie sich zeigen, wenn sie ihre Handlungen überlegt, und noch ungewiß ist, welchen Weg ihr die Tugend zu gehen befiehlt. Sie muß weder unbefonnen noch auf Gerathewohl handeln, und wenn der Fall zweifelhaft ist, die Gründe für und wider ihr Vorhaben mit großer Neurtheilungskraft gegen einander abwägen, ehe sie sich auf eine oder die andre Seite lenket. Als denn nimmt das Erhabene in den Gefinnungen den reichsten Schmuck im Ausdrücke an, das ganze Feuer der Beredsamkeit wird angewendet, die Bewegungsgründe auf beyden Seiten in ihrem stärksten Lichte zu zeigen. Die unentschlossene Seele schwankt wie von Wellen getrieben von einer Seite zur andern, und reiſet die Zuhörer allenthalben mit sich fort, bis sie endlich die Stämme der Tugend erkennt, die sie aus der Ungewißheit reiſet. Sogleich sind alle Zweifel besiegt, alle Hindernisse überstiegen, der Entschluß stehet feste, und nichts vermag ihn nachher wieder wankend zu machen.

Aus dem Erhabenen von dieser letzten Art entspringen die Monologen in den Trauerspielen, die in den neuern Zeiten, da man das Chor abgeschafft hat, sehr in den Schwang gekommen sind. Die Monologe des Augusts in dem Trauerspieler Cinna (Act. IV. Sc. III.), der Rodogune in dem Trauerspieler dieses Namens (Act. III. Sc. III.) des Agamemnon in dem Trauerspieler Iphigenia (Act. IV. Sc. VII.), des Cato bey dem Addison (Act. V. Sc. I.),

des

des Aeneas in des Metastasio Oper Didò (Act. I. Sc. XIX.) sind Meisterstücke in ihrer Art. Jedoch werden sie alle von der berühmtesten Monaloge des Hamlet beim Shakespear in dem dritten Aufzuge (Sc. II.) übertroffen. Wir wollen diese letztere zum Behuf derjenigen von unsern Lesern, die der englischen Sprache nicht kundig sind, übersetzen.

Sehn, oder nicht sehn, das ist die Frage;
Ist's edler, im Gemüth des strengen Schicksals
Blutdürstige Pfeile zu erbulden; oder
Sein ganzes Heer von Ddaalen zu bekriegen
Und sie im Kampf zu endigen? — Zu sterben —
Nicht mehr zu schlafen. — Ist's mehr denn ein Schlaf,
Das uns von tausend Herzensangst befreit,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind? — Wie würdig
Des frommen Wunsches ist, verwesen! schlafen! —
Noch schlafen! Nicht auch träumen? Ach hier liegt
Der Knoten! Träume, die im Todeschlaf
Uns schrecken, wenn einst dieses Fleisch vermodert,
Sind furchtbar. Diese lehren uns geduldig
Des langen Lebens schweres Joch ertragen:

Könnst uns ein bloßer Dolch die Ruhe schenken,
Wo ist der Thor, der unter dieser Bürde
Des Lebens länger seuffzete? — Allein
Die Furcht für das, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reisender zurück
Auf Erden kam, entwaffnen unsern Muth.
Wir leiden lieber hier bewußte Quaal,
Eh wir zu jener Ungewißheit fliehen —
So macht uns alle das Gewissen feige
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angesicht des feurigsten Entschlusses.
Dies unterbricht die größte Unternehmung

In ihrem Lauf, und jede wichtige That
Ersürbt.

Unter allen Gattungen vom Erhabenen, erforscht das Erhabene in den Leidenschaften, wenn die Seele mit von Schrecken, Neue, Zorn und Verzweiflung plötzlich beunruhigt wird, den aller ungefühltesten Ausdruck. Ein aufgebrachtes Gemüth ist einzig und allein mit seinem Affekte beschäftigt, und jeder Begriff, der es davon entfernen will, ist ihm eine Marter. Die Seele arbeitet unter der Menge von Vorstellungen, die sie im Augenblicke eines heftigen Affekts überkühlt; sie drängt sich alle zum Ausbruche, und da der Mund sie nicht alle zugleich aussprechen kann; so stockt er, und vermag kaum dasjenige zu sagen, was sich ihm am ersten darbietet. Was konnte Oedipus z. B. in dem entsetzlichen Augenblicke sagen, da er alle Greuel vernahm, die er begangen, da er es empfand, daß ihn selbst der schreckliche Fluch treffen müsse, den er wider den Mörder des Laïus ausgesprochen? Je n'attendois pas moins! läßt ihn der Dichter (*), ausrufen: »Ich hatte nichts geringeres vermuthet!« Dieses ist die Sprache der Natur; dieses ist gleichsam der erste Seufzer, den ein Unglücklicher ausstößt, in dem Augenblicke, da seine Seele der Sammelplatz der aller schrecklichsten Leidenschaften ist.

Wie entsetzt sich eben derselbe, und mit ihm die ganze Versammlung der Zuschauer, als der hohe Priester zu ihm sagt:

— Vous

(*) Voltaire.

— — Vous le voulez — eh bien! — c'est

Oedipe : — Acheve, qui ?

Le Grand Pretre : Vous !

Dieses einsylbige *Vous* erregt, so wie das *Moi* der *Medea*, in einem Trauerspiele dieses Namens vom *Corneille*, weit stärkere Affekten, als die geschmückteste Rede, die ihnen der Dichter hätte in den Mund legen können.

Als *Jufke* im Begriff war, seine Ketterinn *Variko*, die ihn so zärtlich liebt, seinem unmenschlichen Geldgeize aufzuopfern, läßt sie der Dichter flehen :

Mich, die ich schwanger bin, mich ! fahrt sie fort zu flagen.

Die wahre Natur redet hier aus der unschuldigen *Variko*. Dieses *mich !* enthält die bittersten Vorwürfe, und zugleich die beweglichsten Vorstellungen, die sie ihm machen konnte. Wir erinnern uns einst von dieser *Gellertschen* Erzählung eine vermehrte Verbesserung, in Hexametern, gelesen zu haben. Unter andern schien dem ungenannten Verbesserer diese Rede der *Variko* zu kurz, und er legte ihr, wenn wir uns dessen recht erinnern, eine sehr lange Rede von Tugend, Dankbarkeit, Menschenliebe, Bestrafung der Sünde u. d. g. in den Mund; kurz, er läßt sie alles sagen, was sie *Gellert* hat empfinden lassen, und vielleicht auch das, was sie, nach ihrem Charakter, nicht hat empfinden können. Diese Verbesserung scheint uns ungefähr von eben der Gattung, als wenn ein Bildhauer, dem antiken *Lacoon*, den Mund weiter

aufreißen wollte, damit er heftig genug zu schreien scheinen möchte. (*)

Longin. hat bereits bemerkt, daß das wahre Erhabene öfters durch ein bloßes Stillschweigen erhalten werden kann. » Das Erhabene, sagt er in der neunten Abtheilung seiner Abhandlung, » ist nichts als ein Widerschein von der Größe unsers Geistes. Und darum bewundern wir zuweilen das bloße Denken eines Menschen, wenn er auch kein Wort redet, wie das Stillschweigen eines Ajax in der Hölle (**), welches mehr Hohes in sich enthält, als alles, was er hätte sagen können. » Dieses veredelte Stillschweigen ist vom Virgil (***) nachgeahmt worden, da er von der Dido, welche vom Aeneas in den Elysäischen Feldern angeredet wird, also sagt:

*Illa solo fixos oculos averta tenebat,
Nes magis incepto vultum sermone monetur,
Quam si dura silex, aut steter Marpesia cautes.
Tandem proripuit se se, atque inimica refugit
In nemus umbriferum.*

Klopstock hat unter den Neuern dieses erhabene Stillschweigen gleichfalls anzubringen gesucht; und zwar da, als Abdiel von dem bußfertigen Abbadona, der vor dem Abfalle sein Freund war, angerebet

(*) S. Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und der Bildhauerkunst S. 22.

(**) Dreyer B. II. v. 551.

(***) Aeneis B. VI. v. 459.

geredet wird; Wir wagen uns aber nicht zu bestimmen mit welchem Erfolge.

Wird nun diese stumme Beredsamkeit, wenn wir sie so nennen können, mit dem Erhabenen in den Wissenschaften am rechten Orte verknüpft; so kann sie auf das Gemüth eines aufmerksamen Zuschauers die allerglücklichste Wirkungen thun.

In dem Oedip des Sophokles (4 Aufz. 3 Aufst.) sagt der corinthische Schäfer zum Oedip, in Gegenwart der Jocaste, er könnte nur unbesorgt nach Corinth zurück kehren; Metope wäre seine Mutter nicht, und Polybius wäre sein Vater nicht gewesen, sondern er, der Schäfer, habe ihn auf dem Berge Citheron gefunden, und von da nach Corinth gebracht. Diese Nachricht muß das Gemüth der Jocaste, wie ein Donnerschlag treffen. Izt ist sie von ihrem entsetzlichen Schicksale völlig unterrichtet. Sie hat ihren Sohn auf eben diesem Berge lassen aussetzen, aus Furcht, er möchte einst, vermöge des Orakelspruchs, seinen Vater Laïus umbringen; Oedip ist auf diesem Berge gefunden worden, und ist jetzt ihr Gemal. Die dunkeln Reden des Tiresias, und das ganze schreckliche Geheimniß klärt sich nunmehr auf einmal in ihrer Seele auf. Aber sie verstummet. Der Schmerz hat sie so sehr betäubt, daß sie wie eine Bildsäule dastehet. Ihr Gemal und Sohn fährt fort, den Schäfer auszuforschen. Welch eine wilde Verzweiflung muß sich in während dieser Unterredung in ihren Blicken zeigen! Oedip, den die schrecklichsten Zweifel quälen, läßt sich von

ihnen Vorwitz werden, auch an sie eine Frage zu thun. Ist erwacht sie gleichsam aus ihrem Todes-
schlummer.

„Wie! (versetzt sie) was hat er gesagt? Um des
Himmels Willen, Oedip! Laß ab! Wenn die
deine Ruhe nicht here, auf weiter nachzufors-
„schen! Ich bin schon elend genug.“

Oedip. „Ich versetze dich Jocaste! Sey nur ruhig.
„Und sollte ich von dem niedrigsten Slaven ab-
„stammen; so kann es dich nicht schänden.“

Jocaste. „Ach Herr! wenn ich etwas bey dir vermag;
„so beschwehre ich dich von diesem gefährlichen
„Vorsage abzustehen.“

Oedip. „Nein! ich muß die Wahrheit ans Licht bring-
„en. Mir liegt allzuviel daran.“

Jocaste. „Ach! wüßtest du was für wichtige Gründe
„ich habe, dich davon abzuhalten!“

Oedip. „Eben diese geheime Gründe verdoppeln mei-
„ne Furcht und meinen Vorwitz.“

Jocaste. „(bey Seite) Bejammernswürdiger Fürst
„— — Möcht dir doch dein Schicksal ewig ein
„Geheimniß bleiben;“

Oedip. „Man bringe schleunig den andern Schäfer
„her. Laß die Königin kümmern sich meines
„Standes schänden, und mit dem ihulgen sich
„groß dünken.“

Jocaste. „O du Unglücklichster unter allen Sterbli-
„chen — Nun wohl — ich kann nicht mehr
„reden — Doch ist das letzte mal, daß ich dich
„spreche. (geht ab).“

So redet das wahle Erhabene in den Leidenschaf-
ten. Das Bestimmen der Jocaste, so lange die
Milde nicht an sie gerichtet gewesen; die wilden ver-
zweif-

zweifelungsvollen Blicke, die Beklemmung und das convulsivische Zittern in allen Gliedern, mit welchen eine gute Schauspielerin dieses fürchterliche Stillschweigen begleiten muß; setzen den ganzen Schauplatz in das äußerste Schrecken, der von der Ungeduld des Oedipß, und von der nahen Entwicklung des großen Geheimnisses in beständiger Erwartung unterhalten wird. Endlich redet sie aber welche Worte! welche Verwirrung! »Wie? was hat er gesagt? Um des Himmels willen u. s. w.« Im Abgehen giebt sie uns deutlich genug zu verstehen, welchen Vorsatz sie in ihrer Bemühung nähret, und ohne Zeugen auszuführen eilet. »Dies ist das letzte mal, daß ich dich spreche.« »Wen zittert jetzt nicht für ihr Leben? Wer begleitet sie nicht mit den Augen, und wünschet, daß man sie nicht ihrer Verzweiflung überlassen möchte? Des doch Oedipß ist allzusehr mit sich selbst beschäftigt, und vermüthet von ihrer Seite keine Gefahr.« Sie gehet ab, und wir erfahren im Anfange des fünften Aufzuges, unsere Besorgniß sey nur allzu gegründet gewesen.

So viel vom Erhabenen von der ersten Gattung; bey welchem der Grund zur Bewunderung in der vorzustellenden Sache selbst anzutreffen ist. Vielleicht haben wir uns allzulang dabey aufgehalten; allein das Erhabene in den Gesinnungen hat eine desto weisläufigere Ausführung erfordert, da unter allen Exempeln vom Erhabenen, die Longin anführet, fast kein einziges zu finden, das zu dieser Classe zu zählen sey. Wir nehmen das Stillschweigen des Ajax an, welches wirklich dahin gehört,

gehört, wie auch die bekannte Ausweisung des Aias:
 o Vater Zeus! Erhalte die Griechen von der
 Finsterniß, laß es hell werden, und bring uns
 Heber am Tage am? die Kongin in der neunten
 Abtheilung anführen.

Die zweite Gattung des Erhabenen ist die
 königliche, da die Bewunderung mehrentheils auf das
 Große und die außerordentlichen Fähigkeiten des
 Künstlers zurück fällt. Der Gegenstand an sich
 sagt uns nichts Hohes, nichts Außerordentliches,
 enthalten; allein wir bewundern die große Talent
 des Dichters, seine glückliche Einbildungskraft,
 sein Vermögen zu erdichten, seine tiefe Einsicht in
 die Natur der Dinge, in die Charakters und Leidens-
 schaften der Menschen, und die edle Art, mit wel-
 cher er seine vortheilhafte Gedanken zu äußern ge-
 wußt hat. Ein Mensch, der sich sterbend auf dem
 Schlachtfeld herum wälzet, ist an sich kein bewun-
 dernswürdiger Gegenstand. Wer bewundert aber
 nicht das Genie eines Klopstocks, wenn er diesen
 Gegenstand schildert. Der erste glückliche Einfall,
 wodurch er sich ein Feld zu großen Gedanken öffnet,
 war, daß er seinen gemeinen Menschen, sondern
 einen Gotteskrieger in diesem Zustande abbildet.

Der kommende Steger

Und das kühnende Ross, der tausenden Panzer
 Getöse

Und das Geschrey, und der abtönden Rath, und
 der dröhnende Himmel
 Im Schlimm über ihm. Er liegt, und stößt mit gespalte-
 nem Haupte

Dumm

Daum und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.

Darauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,

Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbens den Händen

Blut gen Himmel. Gott flucht er, und wollt ihn gern noch läugnen.

Metz. I B. G. IV.

Dasjenige, was die Maler *fracas* nennen, das wilde Getümmel auf einem Schlachtfelde, welches hier mit den vortrefflichsten Zügen geschildert ist, setzet das Gemüth des Lesers in die äußerste Bewegung. Die wütende Verzweiflung des Gottesläugners, der jetzt fühlt, daß ein Gott ist, ziehet mitten in diesem gewaltigen Geräusche, unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich, und füllet uns mit Abscheu und Bestürzung. — Welch ein Gedanke!

— — Gott flucht er, und wollt ihn gern noch läugnen.

Wie erhaben ist folgende Beschreibung eines Sterbenden

— — Dem Sterbenden brechen die Augen, und starren,

Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Anklitz der Erd und des Himmels

Stief in die Nacht. Er höret nicht mehr die Stimme des Menschen,

Noch der Freundschaft zärtliche Klagen. Er selbst kann nicht reden,

Und mit bebender Zunge den bangen Abschied kaum stammeln.

252 Betrachtungen über das Erhabene

Atmet tiefer herauf! Ein kalter ängstlicher Schweiß
läuft

Ueber sein Antlitz, das Herz schlägt langsam, dann
stehts, dann stirbt er.

Metz. B. I. G. V. S. 163.

Diese Beschreibung hat ihrem innern Werthe nach, eine große Aehnlichkeit mit der Beschreibung der eifersüchtigen Liebe, der Sappho, die uns Longin aufbehalten, und davon der engländische Zuschauer sagt, daß dieses Fragment eines Gedichts dasjenige für die Dichter sey, was der bekannte antike Kumpf für den Michael Angelo gewesen. Alle diese Gegenstände können an sich nichts weniger als erhaben seyn, und die Bewunderung fällt auf die Vollkommenheit des Künstlers zurück.

Von dieser Gattung ist auch die berühmte Stelle im Demosthenes: »Wollt ihr dann, gefeßt es
» mir, beständig herum laufen, und euch unter ein-
» ander fragen, was giebt es Neues? Was kann
» wohl Neuer seyn, als daß ein Mann aus Maces-
» donien ganz Griechenland bekriegt? Ist Philippus
» gestorben? Nein, bey Gott! nicht; er ist nur
» unmaß. Allein, o ihr Athenienser! was gehet die-
» ses euch an? Befehlet es begegne ihm etwas mensch-
» liches, gewiß ihr würdet euch einen andern Phi-
» lippus machen.« Wo liegt hier das Erhabene? Was verdient hier anders bewundert zu werden, als die große Denkungsart des Redners, der sich der allerkleinsten Umstände so glücklich zu bedienen weiß, um seiner Rede Leben, Nachdruck, und Begeisterung zu ertheilen?

Wenn

Wenn der Künstler uns in seinem Werke von den Vollkommenheiten, die er in einem hohen Grade besitzt, anschauend und sinnlich überzeugen will; so muß er sein Augenmerk auf die vorzüglichsten und größten Schönheiten richten, die seine Vorstellung beleben können. Die kleinen Niseltzüge bezeugen zwar die letzte Hand des Meisters, setzen Fleiß und seine Sorgfalt uns zu gefallen. Aber in ihnen ist gewiß das Erhabene nicht zu suchen, das unsere Bewunderung verdienet. Die Bewunderung ist ein Zoll, den wir dem außerordentlichen Gaben des Geistes schuldig sind. Diese werden im engsten Verstande das Genie genannt. Wo also in einem Werke der Kunst, sinnliche Merkmale des Genies anzutreffen sind, da sind wir bereit den Künstler mit unsrer Bewunderung zu krönen. Allein die unerheblichen Nebenumstände, die letzte Ausführung eines Bildes, die zwar mit zum Gemälde gehören, aber keinen wesentlichen Theil desselben ausmachen, zeigen den Fleiß und die Mühe nur allzu deutlich an, die sie dem Künstler gekostet, und wir sind gewohnt dasjenige vom Genie abzuziehen, was wir dem Fleiße zuschreiben.

Man siehet also, daß bey dieser Gattung vom Erhabenen, dem Künstler zwar frey steht, den ganzen Reichthum seiner Kunst anzuwenden, die Schönheiten in ihr wahres Licht zu setzen, die er durch seine glückliche Denkungsart hervorgebracht hat; und hierdurch unterscheidet sich diese Gattung von der erstern, da man dem naiven und ungekünstelten Vortrage den Vorzug geben muß; indessen wird

der Künstler auch hier die kleinen Schönheiten, die einen niedrigeren Geist vielleicht lange genug beschäftigten könnten, seiner Aufmerksamkeit und seines Fleißes nicht würdigen; und sie nur alsdenn nicht verworfen, wenn sie sich ihm gleichsam von selbst anbieten. Wir wollen uns begnügen ein einziges Exempel hiervon anzuführen. Der heilige Psalmsdichter sagt von der Sonne (Ps. 19, 6.)

Sie kömmt hervor, wie ein Bräutigam aus seiner
Kammer;

Und freuet sich, wie ein Held, zu laufen den Weg.

Beide Gleichnisse sind ungemein erhaben, und besonders in dem letztern findet Hogarth einen ähnlichen Gedanken mit dem sehr berühmten antiken Apollo, den der Künstler als den Gott des Tages, durch die Geschwindigkeit, mit welcher er hervor zu treten, und seinen Pfeil abzuschließen scheint, sehr vortrefflich charakterisirt hat, wenn anders der Pfeil die Sonnenstrahlen bedeuten kann. Allein diese vorzüglichen Schönheiten sind selbst unter den Händen eines so großen Meisters, als Rousseau, wo nicht gar verschwunden, doch wenigstens durch die Ausbildung sehr weit ihrem Erhabenen herunter gesetzt worden. Er setzt

Cet astre ouvre sa carrière

Comme un epoux glorieux,

Qui dès l'Aube matinale

De sa couche nuptiale

Sort brillant et radieux.

L'univers à sa presence

Semble fortir du néant

Il prend

Il prend sa course, il s'avance
Comme un superbe géant.

Alhier findet man acht Worte aus dem Grundtext in neun Versen ausgedehnt, aber wie sehr haben sie unter dieser Ausdehnung gelitten! Herr Cramer hat dem ersten Gleichnisse seine Kürze gelassen; allein das zweyte hat in seiner Uebersetzung fast noch mehr verloren, als in der französischen.

Im übrigen erhellet aus unsrer Erklärung, daß diese zwote Gattung vom Erhabenen so wohl in den Gedanken, als im Ausdrucke bestehen könne, und zwar in Ansehung der Gedanken, in dem Verstande so wohl als in der Einbildungskraft, in der Erdichtung, den Gleichnissen, Sentenzen, Gesinnungen, Schilderungen der Charaktere, Landschaften und Sitten der Menschen, und der Gegenstände der Natur; und endlich in Ansehung des Ausdruckes, im Gebrauche der Redezierathen, in der Wahl solcher Beywörter, die die feinsten Eigenschaften bezeichnen, in der Anordnung und Verbindung der Worte, und endlich im Wohlflange und in der Harmonie der Moriaße Statt finden könne, weil der Künstler durch alle diese Schönheiten seine außerordentlichen Talente zuerkennen geben kann.

Man siehet hieraus, daß das Erhabene von der zwoten Gattung nur dem Grade nach von der bloßsten Schönheit unterschieden sey, und daher sehr leicht mit derselben verwechselt werden könne. Denn alle Schönheiten der Kunst sehen einen Gebrauch einer gewissen Kraft der Seele zum voraus, der in einem

einem höhern Grade, Bewunderung zu erregen, und folglich erhaben zu werden fähig ist.

Wir werden nicht nöthig haben zu erinnern, daß man in den Werken der Kunst sehr oft die beiden Gattungen vom Erhabenen mit einander verbunden antreffe, wie wir in unserer Abhandlung von den Quellen der schönen Künste bereits von der Nachahmung angemerkt haben, daß unser Vergnügen an der Vollkommenheit der Nachahmung durch die Vollkommenheit des Künstlers erhöht werde. Nachdem aber die Bewunderung mehr auf den Gegenstand selbst, oder auf die Geschicklichkeit des Künstlers zurück fällt; so wird auch der Ausdruck mehr oder weniger geschmückt seyn können, welches man in einzelnen Fällen dem Urtheile des guten Geschmacks überlassen muß.

Auch würde es unnöthig seyn, alle diese Betrachtungen durch Exempel zu erläutern, da des Longin Abhandlung in aller Händen ist, der sich einzig und allein mit der zwoten Gattung vom Erhabenen zu beschäftigen scheint. Unsere Absicht war bloß, unsern Lesern von dem Erhabenen, das von in den Werken der schönen Künste und Wissenschaften so vielfältig die Rede ist, einen deutlichen Begriff zu machen, und wir sind zufrieden, wenn uns dieses nicht gänzlich mißlungen ist. Wir wollen noch einige Anmerkungen hinzufügen.

Longin sagt (im 7ten Hauptstücke seiner Schrift) **Ueberhaupt kannst du sicher glauben, daß dieses wirklich schön und erhaben sey, welches allemal und allen Menschen gefällt.** Perrault ist mit diesem

dieser Sage des Longin nicht zufrieden, und sagt davon in seiner Antwort auf die elfte Anmerkung des Boileau über den Longin, „daß man nach dieser Vorschiffe das Erhabene sehr selten findet“ würde, weil Menschen von verschiedenem Alter, verschiedener Erziehung und Lebensart sich eben dasselbe Ding auf sehr verschiedene Weise vorstellen.“ Wir glauben Perrault habe nicht Unrecht, wenn vom Erhabenen von der zweiten Gattung die Rede ist. Es gehöret öfters eine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Kunst dazu; nur die Talente des Künstlers vorzubereiten zu können, und wie geringe ist die Anzahl der Edlen, die diese tiefe Einsicht besitzen? Allein das Erhabene in dem Gegenstände und vornehmlich das Erhabene in den Gesinnungen muß gewiß Menschen von allerley Gattung rühren, so bald sie die Worte verstehen, dadurch es ausgedrückt worden. Ja selbst von einer niedrigen Denkungsart müssen das Erhabene in den Gesinnungen desto mehr bewundern, je weniger sie mit denselben bekannt sind, und je weniger sie geglaubt haben, daß die menschliche Seele solcher Vollkommenheiten fähig wäre. Man wirft ein, die Stelle aus der heiligen Schrift: „Es werde Licht ic.“ enthalte zwar keine erhabene Gesinnung, indessen gehöre sie doch zu dem Erhabenen von der ersten Gattung, und demnach sey ihre Erhabenheit von großen Männern in Zweifel gezogen worden? — Allein man bedenkt nicht, daß die Gelehrten des Longin niemals gezeifelt haben, daß die Begebenheit, „Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht“ an sich erhaben sey; Sie haben bloß

bloß nicht zugeben wollten; daß die Absicht des Sagesgebers gewesen sey; hiermit etwas Erhabens zu sagen; das heißt, sie gestanden dieser Stelle die Erhabenheit von der ersten Gattung zu; und nur die von der zweiten Gattung ward von ihnen in Zweifel gezogen. Die folgende Worte des Longin, geben auch zu erkennen, daß er eigentlich von dem Erhabenen von der ersten Gattung redet, wenn er sagt, daß es allemal und allen Menschen gefallen, ob er gleich diesen wesentlichen Unterschied nirgend ausdrücklich angegeben hat. Er sagt: »Wenn Leute von mancherley Neigungen, von ungleicher Lebensart, die in ihren Wissenschaften und an Jahren unterschieden sind, dennoch zugleich von etwas gerührt worden; so geht gleichsam die Verzeigung von so vielen Unemigkeiten, um desto größere Gewisheit, daß diejenige Dinge, welche man also bewundert, unfehlbar etwas Hohes an sich haben müssen.

Im übrigen, da das Erhabene nur bey großen und außerordentlichen Fähigkeiten der Seele Statt findet; so wird der gemeine Wit, oder die Fähigkeit an verschiedenen Dingen eine Aehnlichkeit zu bemerken, die keine wichtige Folgen hat, von dem Erhabenen; so wohl der ersten, als zweiten Gattung, billig ausgeschloffen. Die zugespizten Gegensätze, die epigrammatischen Einfälle, der geschraubte und gekünstelte Wit können uns eine Zeitlang belustigen und anmuthig unterhalten; aber Bewunderung können sie niemals erregen. Ja sie können diese sogar hindern, indem sie Merckmaale eines kleinen Geistes sind, der den Flietterschönheiten allzusehr nach-

nachhängt. Dem Ausdrucke der Leidenschaften sind sie vollends unerträglich, indem sie ein müßiges Gemüth andeuten, das keine andere Beschäftigung hat, als unerhebliche Nehmlichkeiten zu bemerken.

Wenn aber die Antithese, oder die sonst auf eine andere Art bemerkte Nehmlichkeit der Dinge eine fruchtbare Wahrheit, oder eine würdige Empfindung zum Grunde hat, alsdenn kann sie eine wahre Zierde des Erhabenen werden, und die Bewunderung selbst vermehren, die eine Wirkung des Erhabenen ist. Diese edle Art des Wizes ist von den Schriftstellern des Alterthums vielfältig gebraucht worden, an dessen Stelle einige ihrer Nachfolger einen eiteln Schimmer eingeführt haben, der mehr blendet als erleuchtet. Exempet von erhabenen Gedanken in Antithesen sind:

Die Antwort des Alexanders, als Parmenio zu ihm sagte, »ich würde des Darius Anerbieten annehmen; wenn ich Alexander wäre; und ich »auch, versetzte dieser Prinz, wenn ich Parmenio »wäre.

»Wer nichts fürchten will, sagte ein alter Weltweise, »der lerne Gott fürchten.« Hieraus ist vermuthlich der erhabene Vers des Racine entsprungen:

Je crains Dieu, cher Abner! et n'ai point d'autre
crainte

Asbalie Act. I. Sc. I.)

Sperat infestis metuis secundis,

Alteram sortem bene praeparatum

Probus *Hor. Lib. II. Od. X.*

Taus

266 Betrachtungen über das Erhabene

Tout étoit Dieu, excepté Dieu même; et le monde, que Dieu avoit fait pour manifester sa puissance, sembloit être devenu un temple d'idoles.
(Bossuet: hist. univ.)

Fern unter ihnen hat, das menschliche Geschlecht
Im Himmel und im Nichts, ein doppelt Bürgers
recht.

Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen
Halb zu der Erhabenheit, halb aber zum Verworfen.
Istwendig Mittelding, von Engeln und von Dicht,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Haller.

Der Mensch, wo ist er her?
Du schlecht für einen Gott, zu gut fürs Ohngefähr.
Lefing.

Wie elend, kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre;
Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif
zur Haare.

Ebenderfelde.

Die Mode und der Wahn, ertheilt der Welt Befehl,
Die eine für den Leib, die andre für die Seele.

Dusch.

Den Dienst versage nie, den Beyfall jedermann.

Ebenderfelde.

Exempel von pathetischer oder Leidenschaft, erregens
den Mitleiden

„Wie sitzt die Stadt so einsam, die sonst voll Volks
war.

„Die größte der Völker, die Fürstinn der Länder, ist
zinsbar worden.

(Klagel. Jer. v. 1.)

Anibalem pater filio meo potui placare, filium
Anibali non possum. — — Vultum ipsius Ani-
balis,

balis, quem *armati exercitus* sustinere nequeunt, quem horret *populus romanus* . . . tu sustinebis? — — Deterreri *hic* sine te potius, quam *illic* vinci. Valeant *apud te* meae preces, sicut *pro te* hodie valuerunt.

Tit. Liv. l. 23. n. 9.

Das Erhabene überhaupt, und insbesondere das von der ersten Gattung, steht mit dem nativen Ausdrucke, wie wir solches bereits oben ausgeführt haben, in einer so genauen Verbindung, daß es nicht undienlich ist, hier zu untersuchen, worinn das Naive bestehe, und wie weit man sich in den Werken der schönen Wissenschaften desselben bedienen könnte. Man hat kein deutsches Wort, diese Eigenschaft des Ausdruckes zu bezeichnen. Natürlich, ungekünstelt sagt zu wenig, indem man sich in gemeinem Leben öfters natürlich und ungeschmückt ausdrückt, ohne deswegen natv zu seyn. Edle Einfalt hingegen sagt zu viel, und bezeichnet nur eine gewisse Art des Nativen, denn man sagt auch öfters von gewissen komischen Ausdrücken, sie wären natv, ob sie gleich nichts weniger als edel sind. Wir werden uns also mit diesem ausländischen Worte begnügen müssen; allein wir wollen den Begriff auffuchen den wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen.

Die Einfalt ist unstreitig eine nothwendige Eigenschaft der Nativität. So bald ein Ausdruck mit vielen Zierathen ausgeschmückt ist; so kann man ihm schlechterdinges die Nativität absprechen, und in so weit ist das Erhabene in dem Ausdrucke, dem Nativen entgegen gesetzt. Allein mit der bloßen

Einfalt ist es nicht genug. Es muß unter diesem einfältigen Aeußerlichen ein schöner Gedanke, eine wichtige Wahrheit, eine edle Empfindung, oder ein Affekt verborgen liegen, der sich auf eine so ungekünstelte Art äußert. Bey einem bloß einfältigen Ausdrücke bleiben wir völlig ohne Empfindung; wenn aber ein schöner Gedanke, gleichsam wie eine edle Seele in diesem ungeheilten Körper wohnet; so wird unser Herz von einer sanften Empfindung gerührt, und wir rufen fröhlich aus, dieses ist nat! Die Sitten, die zu unsern Zeiten auf dem Lande herrschen, sind die allereinfältigsten. Sind sie aber so naiv, als die Sitten der Arkadischen Schäfer, und der übrigen Bürger des goldenen Weltalters, die vielleicht nirgend anders, als in der Einbildung der Dichter existirt haben? Und was ist die Ursache anders von diesem Unterschiede, als die edlen Gemüthungen, die man diesen letztern neben ihrer äußerlichen Einfalt andichtet? Vielleicht könnten wir als folgende Erklärung festsetzen; Wenn ein Gegenstand edel, schön oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht, und durch ein einfältiges Zeichen angedeutet wird; so heißt das Zeichen naiv. Diese Erklärung würde nun zwar allen denjenigen Exempeln vollkommen anpassend seyn, wo die Person, der das Naive in den Mund gelegt wird, wirklich schöne, edle oder wichtige Gedanken hat, und sich nur einfältiger Zeichen bedienet; z. B. Virgil sagt in seiner dritten Ekloge:

*Malo me Galatea petit, lasciva puella,
Et fugit ad salices, et se cupit ante videri.*

Dieses

Dieses ist ungemein naiv. Das Verstecken der Galatea scheint blos ein unschuldiges Spiel zu seyn. Allein es hat eine zärtliche Liebe zum Grunde: *lasciva puella*. Sie reizet den Schäfer durch dieses anmuthige Spiel ihr hinter die Weiden zu folgen. Glücklicher konnte sie ihm ihre geheime Sehnsucht nicht zu verstehen geben.

Johann der muntere Seiffensieder, bey dem Herrn von Hagedorn, giebt den zufriedenen Zustand seiner Seele, seine Gnügsamkeit, Arbeitsamkeit und sein Vertrauen auf die Vorsehung, in den einfältigsten Ausdrücken zu erkennen. Er äußert die Gesinnungen eines Weltweisen, ohne dessen pralerisches Geschwätze. Er beschämt seinen reichen Nachbar ohne tiefsinnige Lehrsätze, ohne spitzfindige Moral. Sein ganzes Betragen ist naiv.

Die Sinnschrift auf die in Erz gegossene Kuh des Myron

Du Hirte, warum eilest du
 So weit zurück nach mir?
 Stichst mit dem Stachel auf mich zu,
 Und rufest; Fort von hier!
 Ich bin des Künstlers Myrons Kuh
 Und gehe nicht mit dir.

ist aus eben diesem Grunde naiv, weil sie dem ersten Anblick nach eine bloße Erzählung zu seyn scheint, in Wahrheit aber ein sehr schmeichelndes Lob für den Künstler enthält.

Indessen finden wir Beispiele, da derjenige, der etwas naives sagt, wirklich nicht mehr dabei denkt, als die Worte mit sich bringen, deren er sich bedienet. Allein die Zuhörer sind durch andere Um-

stände in den Stand gesetzt worden, sich mehr daran zu gedenken. Im George Dandin des Moliere erzählt Lobin dem Dandin selbst, ohne ihn zu kennen, die Buhleren seiner Frau, und verbietet ihm, solches dem Dandin nicht zu Ohren kommen zu lassen. Im Weggehen ruft er ihm noch nach; Bouche cousüe au moins! Diese Situation ist *nais*. Lobin hat weiter keine schlimme Absicht, als nur ein wenig zu plaudern, und erwecket dadurch die Eifersucht des Dandin.

Die bekannte Stelle beym Gellert (Fabeln und Erz. 2 B. S. 115.)

Was sagten Sie Papa? Sie haben sich versprochen.

Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?

Nein vierzehn Jahr und sieben Wochen.

ist ungemeyn *nais*, weil Fieckchen die geheimen Wünsche ihres Herzens entdeckt, da es doch den Anschein haben könnte, als wenn sie nur ihren Vater zu Rechte weisen wollte, daß er sich um sieben Wochen verrechnet.

Wir werden also unsere Erklärung etwas weiter ausdehnen müssen. Wenn durch ein einfältiges Zeichen eine bezeichnete Sache angedeutet wird, die selbst wichtig ist, oder von wichtigen Folgen seyn kann; so heißt das Zeichen *nais*.

Da es nun offenbar ist, daß bey dem *Nativen*, die bezeichnete Sache größer ist, als das Zeichen; so wird man sie auch deutlicher empfinden müssen, das heißt, wir werden die bezeichnete Sache anschauend erkennen, denn wir erlangen eine anschauende Erkenntniß von einer Sache, wenn wir das bezeichnete

zeichnete uns deutlicher vorstellen als das Zeichen. Ein naiver Ausdruck ist also sinnlich und anschauend, und daher dem Endzwecke der schönen Künste gemäß, denn das Wesen der schönen Künste bestehet in einem vollkommenen sinnlichen Ausdrucke.

Hieraus erhellet auch die Ursache, warum wir den ungekünstelten Ausdruck des Erhabenen von der ersten Gattung, naiv genennet haben. Denn die Zeichen sind einfältig, und die bezeichnete Sache erhaben und von großer Wichtigkeit.

Indessen ist es auch gewiß, daß sich der Künstler nie eines naiven Ausdrucks, oder solcher Zeichen, die kleiner sind als die bezeichnete Sache, bedienen darf, wenn sich nicht aus den Umständen und aus den Charaktern der eingeführten Personen, Grund angeben läßt, warum er nicht lieber solche Zeichen gewählt, die dem Bezeichneten völlig angemessen sind. Dieses geschieht in folgenden Fällen, 1) in dem Erhabenen von der ersten Gattung, und vornehmlich in erhabenen Gesinnungen und Leidenschaften, wie wir bereits oben gezeigt. 2) In den Schäfergedichten, oder sonst ländlichen Kunstwerken, wo man den eingeführten Personen Empfindung und Gedanken, aber keine studirte Ausdrücke, Stellungen und Geberden zutrauet. 3) In Reden, die unschuldigen Kindern in den Mund gelegt werden, als dem kleinen Joas in der Athalie des Racine, da dieser kleine Prinz der Tyrannin in den allerunschuldigsten Ausdrückungen die bittersten Vorwürfe macht; und der Arabella in Lessings Miß Sara Sampson, da dieses Kind von lauter Güte und

Unschuld spricht, in dem Augenblicke, da die Gemüther des Mellensonts und der unmenschlichen Marwood von den heftigsten Leidenschaften zerrissen werden. Von dieser Gattung ist die meisterliche Stelle im Homer, da Hektor von der Andromacha den allerzärtlichsten Abschied nimmt, sie vielleicht ewig nicht wieder zu sehen, und der kleine Astyanax sich für dem Haarbusch fürchtet, der auf dem Helme des Helden winket, und sich weinend in die Arme der Amme verbirgt. — Und endlich 4) in Lustspielen und komischen Schriften überhaupt, wo der Contrast des Zeichens mit der bezeichneten Sache lächerlich werden kann, wie in der angeführten Stelle aus dem George Dandin, oder in der Ecole des femmes eben dieses Schriftstellers, da die Agnese dem argwöhnischen Arnolph in ihrer Einfalt alle die Freyheiten erzählt, die sie dem Horaz verstattet hat, die an sich, wenigstens von ihrer Seite, ganz unschuldig waren, den Arnolph aber in die äußerste Eifersucht bringen.

Vielleicht wäre hier der Ort zu zeigen, in welchem Falle der Contrast des Zeichens mit der bezeichneten Sache lächerlich werden kann, und warum das Naive mehrentheils eine solche fröliche Empfindung bey uns erregt, die dem Lachen sehr nahe kömmt; es würde uns auch wirklich nicht schwer werden, aus unsrer Erklärung das erstere fortzusetzen, und von dem letztern Grund anzugeben. Jedoch wir versparen dieses bis auf eine andere Gelegenheit, da wir unsere Gedanken von dem Lächerlichen überhaupt eröffnen werden.

Eben

Eben so würde uns noch übrig seyn, unsere Theorie des Erhabenen auf die schönen Künste anzuwenden, so wie wir dieselbe bisher auf die schönen Wissenschaften angewendet haben. Da aber eine solche Untersuchung für diesmal allzuweitläufig werden dürfte, und es außerdem nöthig zu seyn scheint, noch vorher eins und das andere von den allgemeinen Eigenschaften der schönen Künste festzusetzen, so müssen wir dieses gleichfalls noch aussetzen.



II.

Fortsetzung und Beschluß des Auszugs,
aus des Herrn von Hagedorn's Eclaircissements
historiques sur la Peinture.

(S. des zweyten Bandes erstes Stück S. 200.
bis 212.)

Deutsche.

Der Herr Verfasser handelt zuerst von den ältesten deutschen Meistern, die kleine Stücke gestochen haben. Man beschuldiget dieselben gemeinlich eines gothischen Geschmacks, und tadelte insbesondere ihre Draperien; aber man muß nicht alle, nach einigen Blättern von Albert Dürer, Lukas von Leiden oder noch älterer Meister beurtheilen wollen. Die meisten Kupferstiche von George Pens zeigen einen Raphaelschen Geschmack, und seine Draperien sind gar nicht trocken.

und papierhaftig. Das Gothifche bestehet in nichts anders als in einer kleinen unwürdigen Manier und in überhäuften Zierrathen; Wo hiezu keine Gelegenheit ist, z. B. in akademischen Figuren, sind Abgreiber und meistens auch Jacob Bink untaffelhaft. Der erste hat eine gründliche und männliche Zeichnung; Seine genaue Kenntniß der Anatomie erinnert den Zuschauer an die Vollkommenheit eines Michael Angelo, und wann sein Umriß nicht allemal zierlich ist, so ist dies ein Vorwurf der selbst den Michael Angelo trifft. Die Bachanalien des andern, davon eine im Jahr 1529 (ein Jahr nach Albert Dürers Tode) fertiget ist, machen, daß man sich wundern muß, wie die Kunst in so kurzer Zeit auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit hat steigen können, da sie in dem folgenden Jahrhunderte, in Deutschland nur mit langsamen Schritten fortgegangen ist. Der berühmte Markus Antonius Raimondi würde sich in seinen Kupferstichen nach Raphael, gewiß nicht der Behülfe des Georg Pens und Jacob Bink bedienet haben, wenn er geschicktere Künstler gewußt hätte. Eben dieser Kupferstecher bezeugte, obgleich auf eine ungerechte Weise, daß er die Verdienste Albert Dürers zu schätzen wußte; indem er, bekanntermaßen, dessen Stücke nachstach, und um den Betrug desto besser zu verbergen, sich eben desselben Zeichens bediente. * Die Perspectiv

ist

- * Der Herr Verfasser macht hier beyläufig eine Anmerkung, die eine manchen Kupferstechern gewiß sehr nöthige Lehre enthält. Man will, sagt er, die Festigkeit

ist: In den Stücken dieser alten Meister allezeit sehr genau beobachtet, worinnen ihnen die neuern billig folgen sollten. Albert Dürer hatte dieses nöthige Stück der Maleren zuerst gelehret, und die damaligen Meister beobachteten seine Lehren so genau, daß ihre Stücke, sonderlich die von Aldegreber und Hans Brosamer für Muster dienen können. Der Herr Verfasser behauptet nochmals, daß Rembrand und Adrian van Ostade, von der glücklichen Wirkung der Perspective in solchen Stücken großen Vortheil gezogen haben. Wann die Vorfahren dieser alten deutschen Meister ihnen bessere Muster der Zeichnung hinterlassen hätten; so würde ihr außerordentlicher Eifer sich vollkommener zu machen, sie gewiß auch in diesem Stücke von dem Fadel befreuet haben, den sie etwa noch verdienen möchten.

Deutsche Künstler, welche in Holland berühmt geworden, sind folgende: Caspar Netscher aus Prag gebürtig; Johann Lingelbach und Abraham Minjon aus Frankfurt; Johann Lys aus Oldenburg; Peter Paul Rubens aus Cölln; Gerard Lairesse aus Lüttich; Govert Flinck aus

S 5

Ele.

keit des Stichels sehen lassen, durch Striche, die ein Gesicht glänzend machen, so lange bis es endlich schmet von Metall zu seyn. Dies sind gleichsam Concerti in der Kupferstecherey. Man wird aber über kurz oder lang auf die Einfalt und auf die Wahrheit, womit die fleischigen Theile durch ein gewisses Mante in den Werken eines Mantuil J. Houbraken oder Snyderhoef, ausgedrückt sind, zurückkommen müssen.

Eleve, Ludolph Bakhuizen und Friederich Moucheron aus Emden; Ernst Stuben aus Hamburg; Abrian van Ostade aus Lübeck und Nicolaus Knipfer aus Leipzig.

In England sind folgende deutsche Künstler berühmt worden. Peter van der Faes der unter dem Namen Lely (*) bekannt ist, aus Westphalen gebürtig, Closterman aus Hannover, Ferg aus Wien, G. Kneller aus Lübeck, und C. F. Zinke ein Emaillemaler aus Dresden. (**)

Der

* Nach dem Beispiel des Herrn Verfassers, welcher sich zum Nutzen der Liebhaber, anzuzeigen bemühet, wo man die Bildnisse der Maler antreffen könne, wollen wir hier anmerken, daß das Bildniß dieses berühmten Künstlers im vorigen Jahrhunderte von Johann Becket zu London gestochen worden.

** Wir setzen noch hinzu Gottfried Schalken einen Schüler von Gerard Dow, der sonderlich in Nachstücken geschickt gewesen ist, und, nach seinem Aufenthalt in England 1706. im Haag gestorben ist. (S. das Abecedario pittorico Ausg. v. 1753. S. 316.) Dieser Maler ist dem Namen nach wohl ohne Zweifel ein Deutscher. Sein von ihm selbst im Jahr 1694. gefertigtes Bildniß, hat der genugsam bekannte Joh. Smith in schwarze Kunst gebracht. Ingleichen hat der nichtsweniger bekannteste Pet. Schenk zu Amsterdam von demselben eine Magdalena u. a. in schwarze Kunst gebracht. Vielleicht ist unter die deutschen Künstler auch zu rechnen, ein in England vermuthlich noch lebender Maler, Samuel Gottlieb Hanrich, aus Rensohl in Ungarn gebürtig. Er ist ein Schüler von Johann Kupelz,

Der Herr Verfasser kommt nun auf die übrigen deutschen Maler :

Hermann Heinrich de Qwitter war im vorigen Jahrhundert geboren, reiste nach Holland, England und Frankreich, und im Jahr 1700 nach Italien, und ward hernach Hofmaler des Landgrafen von Hessen-Cassel. Er malte historische Stücke, und auch sehr gute Bildnisse, er starb im Jahr 1731 zu Braunschweig, als er seinen Bruder Magnus, und seine Schwester, welche schon in Miniatur malte, besuchen wollte.

Magnus de Qwitter, sieng im Jahr 1709 an, zu reisen, und hielt sich sieben Jahr in England und Italien auf, wo er sich der Unterweisung Knellers und Carl Marotti bediente. Nach seiner Zurückkunft ward er Hofmaler des Herzogs von Braunschweig und Aufseher über die Gallerie
zu

Kupelzki, und hat sich ohngefähr um das Jahr 1726. in Berlin aufgehalten, wo er verschiedene Proben seiner Geschicklichkeit im Bildnißmalen, hinterließ, auch an einem aus vielen Personen bestehenden Familienstücke, seine Geschicklichkeit in der Composition zeigte. Von da gieng er nach Braunschweig, und endlich, um durch die Seelust einer beschwerlichen Krankheit los zu werden, nach England. Dasselbst gefiel es ihm aber im kurzen sowohl, daß er sich beständig allda zu bleiben, entschlossen, und deswegen seine in Ungarn noch habende Güter, seinem daselbst lebenden Bruder schenkte. Johann Werl, hat nach diesem Maler zwey nach der Natur gemalte Bruststücke eines Kalmucken und einer alten Frau gestochen.

zu Salzdahlen. Nach seines ältern Bruders Tode, folgte er demselben in dessen Amt am Casselschen Hofe nach, und starb im Jahr 1744. Seine Portraits haben viel angenehmes an sich, und sind wohl coloriret.

Es ist zu hoffen, daß die Zeit verschiedene geschickte Künstler noch aus einer unverdienten Dunkelheit ziehen wird. Der Herr Verfasser hat auf vortrefflichen Gemälden, sehr unbekante deutsche Namen gefunden. So fand man z. B. in der Gallerie zu Salzdahlen, auf einem Gemälde, welches den Bethlehemitischen Kindermord vorstellte, und das man lange für Tintorets Werk gehalten hatte, endlich den wahren Namen: V. HIOS. M. F. E. I. In Elbinck 1640. Man muß der Stadt Elbing zu diesem geschickten Künstler Glück wünschen. Da derselbst vermuthlich noch einige Nachrichten zu finden seyn müssen, so ermuntern wir die Elbingischen Liebhaber der schönen Künste, diesen ihren Landsmann durch eine nähere Nachricht von seinem Leben aus der Vergessenheit zu reißen.

Peter Strudel ein berühmter Historienmaler zu Wien unter der Regierung Kaiser Leopolds. Er war aus Khloes oder Elz im Mansperger Thal, im Tyrolischen gebürtig, welches zum Bischofthum Trident gehört. In seiner ersten Jugend gieng er nach Venedig, wo er sich der Unterweisung Carl Loths bediente. Der Kaiser erhob ihn hernach in den Freyherrnstand, und würdigte ihn ganz besonderer Gnade. Er hat viele große Werke in der Kaiserl. Favorite, den Wienerischen Kirchen und zu Kloster-Neuburg gemalt. Er starb zu Wien im

im Jahr 1717 im 56 oder 57sten Jahre seines Alters. (*)

Johann Franz Rothmayer Baron von Rosenbrunn, war aus Salzburg gebürtig, und starb zu Wien im Jahr 1727 in einem hohen Alter. Er war mit dem vorigen zugleich in Venedig bey Carl Loth. Man hat auch große Werke von ihm, sonderlich in den Kirchen zu Wien und Breslau. Doch findet man einige, wo er sich sehr vernachlässiget hat, weil sie ihm schlecht bezahlet worden. Er pflegte den Hals seiner Figuren ein wenig zu lang zu machen.

Raphael Mengs ist geboren zu Dresden im Monat März 1728. Sein Vater Ismael Mengs, von Geburt ein Däne, ist ein geschickter Miniatur- und Emaillienmaler, der noch zu Dresden lebet, wo er von dem Hofe eine Pension genießet. Sein Sohn Raphael, lernte von seinem Vater das Emaille und Pastelmalen, und folgte demselben bereits im Jahr 1740 nach Italien, und als er von da zurück kam, zeigte er in einem Alter, wo andere junge Leute erst Hoffnung von sich gaben, solche Proben von einer tiefen Einsicht und einer Meisterhand, daß er die Stelle des ersten Hofmalers Sr. Pölnischen Majestät erhielt. Er hat sich seitdem fast beständig in Italien aufgehalten; der Pabst hat ihn zu einem von den Directoren ber im Jahr 1794

(*) Aus den Nachrichten eines Liebhabers der Kunst, können wir diesen kleinen Irrthum dahin verbessern, daß Strudel nicht im Jahr 1717, sondern im Jahr 1714 als erster Director der Kaiserlichen Maler- und Bildhauer-Akademie zu Wien, gestorben sey.

1754 auf dem Capitol neuerrichteten Malerakademie, ernennet. Er ist bekanntermaßen sowohl im Pastel als im Delmalen ein Meister.

Jacob Ernst Thomann von Hagalstein; bey diesem sonst bekannten würdigen Schüler Elzhelmers verbessert der Herr Verfasser einen Fehler des Herrn d'Argenville, welcher in seinem Abrégé de la vie des Peintres aus demselben zwey Künstler macht, deren einen er Jacob Ernst und den anderen Thoman von Landau nennet, welcher Ort, (Landau in Schwaben), dieses Künstlers Vaterstadt war.

Casiau war ein geschickter Landschaftenmaler am Mainnischen Hofe, unter dem vorigen Churfürsten aus dem Hause Schöenberg. Er war an einem Ort bey Breda geboren, arbeitete eine Zeitlang zu Paris, und starb zu Mainz im Jahr 1733 bey nahe 70 Jahr alt.

Rudolph Byß hielt sich gleichfalls am Mainnischen Hofe auf, und pflegte allerhand Geflügel und Thiere auf einem Landschaftengrund zu malen. Er machte seine Werke allzuhelle und mit zu wenig Schatten, daß sich also die Gegenstände nicht heben konnten. Er soll ein Schweizer von Geburt gewesen seyn. Seine Werke aber sind auf holländische Art sehr fein ausgearbeitet.

Johann Baptista Govaerts, ein Blumen- und Frucht-Maler, ward im Jahr 1701 zu Antwerpen geboren. Im Jahr 1735 kam er nach Mainz, wo er Kabinetmaler zweyer Churfürsten gewesen ist, und starb den 27 Jan. 1746.

Fran.

Franciscus de Paula Ferg. Dieser berühmte Maler pflegte kleine Figuren, Ruinen u. d. gl. zu malen. Er ward zu Wien den 2 May 1689 geboren, und hatte einige Schulstudien. Sein Vater, Pantradius Ferg, ein mittelmäßiger Historienmaler that ihn zu einem Maler in Wienerisch-Neustadt, Namens Baschueber. Da er bey diesem lauter elendes Zeug zu sehen und zu machen bekam, so würden seine Gaben ersticket worden seyn, wann ihn sein Vater nicht nach vier verlohrenen Jahren wieder weggenommen hätte. Derselbe wollte ihn nun anführen Historien ins Grose zu malen; der Sohn aber hatte mehr Lust nach Callot und Sebastian le Clerc zu studiren. Er suchte sich vollkommener zu machen, in Absicht auf die Figuren bey Hans Graf, und in Absicht auf das Landschaftmalen bey dem berühmten Landschaftmaler Joseph Orient, bey welchem er drey Jahr wohnte. Darauf bekam er Lust zu reisen, und verließ Wien den 18ten Oct. 1718. Er hielt sich einige Zeit in Franken auf. Alexander Thiele, traf ihn zu Leipzig und nahm ihn mit nach Dresden, wo Ferg in verschiedene von dessen Landschaften die Figuren malte. Er hielt sich darauf noch einige Zeit in Niedersachsen auf, und gieng endlich nach London, wo er eine Heirath that, die nicht zu seinem Vortheile ausfiel. Im Anfang war er zwar glücklich, aber seine häuslichen Umstände kamen bald in Unordnung, und er mußte Schulden halben oft seine Wohnung ändern und sich unsichtbar machen. Endlich fand man ihn im Jahr 1740 einst des Morgens todt vor seinem Hause liegen, wo er so schwach

schwach angekommen war, daß er nicht so viel Kräfte gehabt hatte, um anzuklopfen. Seine Geschicklichkeit, und sein stiller und angenehmer Gemüthscharakter hätten ein besseres Schicksal verdient. Der Herr Verfasser setzt noch einige Anmerkungen über die verschiedenen Manieren dieses Malers hinzu, welcher auch im Jahr 1726 zu London acht kleine Stücke unter dem Titel: *Capricci di Fr. Ferg.* in Kupfer gebracht hat.

Daniel Gran von Wien gebürtig, (*) verlor seine Aeltern in der ersten Jugend; der bekannte P. Abraham a S. Clara, welcher sein Verwandter war, nahm sich seiner an und that ihn zu Pantrazius Ferg, dem Vater des vorigen; weil sich aber der Meister und der Zehrling nicht miteinander vertrauen konnten, so begab sich dieser zu einem andern, Namens Wernle, einem geschickten Architecturmaler, der ihn nachher dem Fürsten von Schwarzenberg empfahl. Dieser Herr ließ ihn nach Italien reisen, wo er aus der Schule des Solimena Nutzen zu ziehen suchte. Als er nach Wien zurück kam, zeigte er gleich vorzügliche Verdienste in verschiedenen Werken, sonderlich in einem großen Saale al fresco, welchen er für seinen Gönner malte. Er hat noch andere große Werke gemalt, worunter des Matsfond der Kaiserl. Bibliothek, (**) von Sebelmayr gestochen worden. Seine Verdienste sind durch das Amt und die Besoldung eines Hofmalers Sr. Kaiserl. Majestät belohnet worden. Er lebt noch, in einem hohen Alter.

August

(*) Wo er im Jahr 1693. geboren ward.

(**) Herr Winkelmann beschreibt dieses Stück in seinem Gedanken. S. 157.

August Oerfurt ist geboren zu Wolfenbüttel den 29 Sept. 1696. Sein Vater Tobias Oerfurt, Hofmaler am Braunschweigischen Hofe, gab ihm die erste Unterweisung in der Kunst, und sandte ihn hernach nach Augspurg zum Rugendas. Er hat sonderlich am Württembergischen und Waldeckischen Hofe große Stücke gemalt, und hat sich darauf nach Wien begeben, wo er noch lebet. Dieser Künstler hat in seinen Werken, welche in Schlachten, Stücken in Bovermanns Geschmack und andern Landschaften bestehen, dreyerley Manieren beobachtet, worüber der Herr Verfasser Betrachtungen anstellt. Er hat noch zween Brüder, welche sich auch der Malerey ergeben haben.

Der Freyherr Christian Ludwиг von Edwensstern der sich am Darmstädtischen Hofe aufhielt, ist im Jahr 1702 geboren. Er hat keinen andern Meister als sein eigenes Genie gehabt, und hat es so weit gebracht, daß er Kriegsstücke und einige Caspriccen mit gutem Erfolg gemallet hat. (*)

Anton und Joseph Faistenberger. Diese beyden Brüder waren vortreffliche Landschaftenmaler.

(*) Er ist im Jahr 1755 gestorben. Ein anderer unter dem Namen Cavaliere Leandro bekannter, aus Sachsen gebürtiger Schlachtenmaler, Christian Reuter, wird vom Lione Pascoli irrig Reder genannt, woselbst sonst dessen Leben nachgelesen zu werden verdienet. Dieser Fehler ist auch aus dem Pascoli in das Abecedario Pittorico geflossen, und vermehret die in diesem Buche sehr häufig befindliche, zum Theil wichtigere Fehler.

ler. Sie waren aus Inspruck gebürtig und hielten sich zu Wien auf. Joseph hat sich der Unterwerfung seines ältern Bruders Anton, bedienet. Dieser hingegen war ein Schüler eines Malers, Namens Bonritsch, der sich zu Salzburg und zu Passau aufgehalten hat. Er soll zwar, nach der Rechnung eines seiner Verwandten, um das Jahr 1678 oder 1680 geboren worden seyn, aber die Meisterhand, die sein Bruder Joseph schon 1708 gezeigt hat, läßt sehr wahrscheinlicher Weise vermuthen, daß Anton ein gut Theil älter gewesen seyn müsse. Dieser starb zu Wien im Jahr 1720 oder 1721. Seine Landschaften sind sehr schönbar, Hans Graf und auch der ältere Bredal, (*) pflegten die Figuren dazu zu malen. Von Josephs Leben ist nichts bekannt. Der Herr Verfasser beschreibt aber ein in seinem Cabinet befindliches großes Stück desselben, wovon F. W. Lam das Bild gemalt hat.

Hans Graf hat sich beständig zu Wien aufgehalten, woher er gebürtig war. Er lebte zu der Zeit der Faistenberger und also am Ende des vorigen und Anfang des ihigen Jahrhunderts. Er malte kleine Figuren sehr wohl. Er war ein Schüler eines guten Malers, Namens van Allen (*), welchen man

* Im Abecedario Pittorico S. 435 wird Peter von Bredael angeführt, und von ihm gesagt, daß er aus Antwerpen gebürtig und ein guter Figurenmaler gewesen, der um das Jahr 1653 in Spanien für den Hof gearbeitet habe. Eben daselbst wird Peter van Halen aus Antwerpen gebürtig, angeführt, welcher Landschaften mit kleinen Figuren, nach Art

man mit einem holländischen Maler dieses Namens, den Weyerman anführet, nicht verwechseln muß, von dem aber sonst nichts gewisses bekannt ist.

Der obengemeldete ältere Bredal war aus Fländern gebürtig, hielt sich zu der Zeit der ebenangeführten Maler, in Wien auf; er hatte auch einen Sohn der zu Wien im Jahr 1733 gestorben ist. Zu eben der Zeit sind noch folgende Wienerische Maler zu merken: C. Fabricius, malte schöne Landschaften. Van der Meeren malte Jagden und kleine Figuren. Richter malte Landschaften und Bildnisse. Die Hamiltons blüheten unter der Regierung Kayser Carl VI. Der älteste, Ferdinand, malte Pferde in Lebensgröße. Die vortrefflichen Landschaften, die man bey einigen derselben antrifft, sind von Anton Faistenberger. George, des ersten Bruder, malte Thiere und allerhand Arten von Gesfügel. C. W. Hamilton, einer von ihren Anverwandten, hatte ein gleiches Talent, und ist vor einiger Zeit in einem hohen Alter zu Augsburg gestorben.

2 2

Franz

des Claude la Lorraine gemallet, und um das Jahr 1660 gelebet habe. Es wäre zu untersuchen, ob dieses vielleicht die beyden Maler wären, von welchen der Herr Verfasser hier redet; sonderlich wann etwa die bey dem ersten angeführte Jahrzahl 1653 unrichtig wäre. Ist sie aber richtig, und dieser Maler vielleicht eben der, den Harms Tab. 17. Peter van Breda nennet, so könnte man wenigstens vermuthen, daß der vor uns habende ein Sohn desselben sey.

Franz Werner Tam. Dieser Maler ist durch die Geschicklichkeit, mit welcher er Thiere, Wildpret, Geflügel, Blumen und Früchte malte, sehr berühmt geworden. Er ward zu Hamburg den 6 März 1658 geboren. Er ging nach Rom wo er sich zu erst auf das Historienmalen legen wollte, hernach aber Blumen und Früchte nach Art Carl Fiori zu malen anfing. Er hatte sich zu Wien gesetzt, reiste aber gegen das Ende seines Lebens auf einige Zeit nach Hamburg, und starb endlich zu Wien den 19 Jun. 1724. (*) Er hat verschiedene Manieren gehabt, die alle ihren Werth haben. Der Herr Verfasser beschreibt vier Gemälde dieses Künstlers, und wendet bey Gelegenheit des kleinsten davon, welches ehemals für den berühmten B. H. Broekes (***) gemalt worden, die Regeln, welche in der historischen Malerey dienen, ein wahres Ganze zu bilden, auf die niedrigere Gattungen, die Blumen- und Frucht-Malerey, auf eine so sinnreiche als nützliche Weise an, die zugleich ein Lob der Einsicht des Künstlers ist.

Ferman:

(*) Lione Pascoli in seinen Vite de Pittori, Scultori & Architetti moderni meldet einen diesem Künstler ungemein rühmlichen Umstand, nämlich, daß Carl Maratti denselben gewählt habe, um zugleich mit ihm an Gemälden zu arbeiten, worinn Maratti die Figuren, und Tam die Thiere, Blumen und Früchte gemalt. Irrig aber nennt er denselben in einem Worte: Venertam.

(**) Man kann diesen verdienten Mann unter der Beschreibung, die der Herr Verfasser von demselben macht, wohl nicht verkennen.

Fernandbeau und Romandbeau; zwey gute Maler, sind gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Berlin gestorben. Jener malte Eselgöl, dieser Wildnisse.

Joseph Orient wurde im Jahr 1677 zu Bunbach, ohnweit Eisenstatt in Nieder Ungarn geboren, und hat, außer einigen Reisen nach Sessfen und Frankfurt am Main, seine ganze Lebenszeit in Wien zugebracht. In seiner Jugend legte er sich auf die Jagd, welches ihm Lust einflößete die Schönheiten der Natur, die er so oft sahe, nachzuahmen. Er bediente sich bei Unterweisung Anton Galkenbergers und ward einer der vortreflichsten Landschaftsmaler in Deutschland. Zur Anfang malte er die Figuren dazu selbst; weil es ihm aber theils anstalts, theils nicht recht gelingen wolte, so ließ er sie hernach von Ferg, Janneck, Lauter oder Quersart malen. Er war überdem ein großer Kenner, der sich in Kenntniß des Charakters und des Verfassers eines Werkes nicht leicht betrog, und seine Aufrichtigkeit war so bekant, daß man seinen Aussprüchen bey nahe ohne Ausnahme zu folgen pflegte. Er starb, von jedermann bedauert, den 27 März 1747. Der Herr Verfasser gestehet, daß er demselben und Janneck einen großen Theil der Nachrichten, welche er in dieser Buche bringet, zu danken habe; welches allerdings das Andenken dieses Künstlers den Liebhabern der Kunst noch werther machen wird. Seine Schüler waren Franz Ferg, Lauterer und Thurner der in Diensten des Königs von Polen zu Dresden verstorben ist.

Maximilian Joseph Schinnagel hat des vorigen Manier öfters nachgeahmet, sonderlich in Vorstellungen waldigter Gegenden, davon die Figuren meist von Jannet sind. Dieser geschickte Landschaftsmaler ward zu Burghausen in Bayern geboren, ist ein Schüler seines Stiefvaters Joseph Kamelot und lebet noch zu Wien.

Johann Gabriel Cantone insgemein Cantton genannt ward den 24 May 1710 zu Wien geboren. Er pflegte Figuren, Pferde und andere Thiere zu malen, hierer sehr sicher zeichnete. Er hat dergleichen viel in Orients Landschaften gemallet. Ingleichen hat er in verschiedene große Bildnisse von Meydens die Schlachten in der Ferne gemalt. Er starb zu Wien den 10 May 1753. Sein Vater Franz Thomas Cantone ward zu Udine den 21 Nov. 1677 geboren, lebte die meiste Zeit seines Lebens zu Wien, und starb daselbst den 5 Jan. 1734. Er malte Figuren und Landschaften.

Christian Hilfgott Brand ward im Jahr 1695 zu Frankfurt an der Oder geboren. Er ging in Hamburg in die Schule, wo sein Vater ein Kaufmann war, und ward hernach zu seinen mütterlichen Anverwandten nach Regensburg geschickt, die ihm bey dem Reichstage eine Bedienung verschafften. Aber da er hier mit Ludwig Agricola bekannt ward, so bekam er Lust, sich auf das Landschaftsmalen zu legen. Im Jahr 1720 setzte er sich zu Wien, und machte sich mit den vornehmsten Künstlern bekannt. Seine ersten Stücke sind ein wenig dunkel, er nahm aber bald eine angenehmere Manier

Manier an, und seine Werke haben überhaupt viel vorzügliches. Er malt auch gute Figuren und weiß sie wohl zu stellen. Inzwischen hat in zweyen für den Herrn Verfasser gemalten großen Stücken August Quersfurt die Pferde und Figuren gemalt. Sein Sohn Johann Christian Brand, welcher zu Wien den 15 Nov. 1723 gebohren ist, tritt auf eine würdige Weise in die Fußtapfen seines Vaters. Se. Excellenz der Graf Nicolaus Palfy wirklic. Kaiserl. Geheimderrath giebt diesem jüngern Brand eine jährliche Pension von 400 Gulden. (*)

Joachim Franz Reich. Dieser Künstler macht seinem Vaterlande nicht weniger Ehre. Er wurde im Jahr 1665 zu Ravensburg in Schwaben gebohren, wo sein Vater ihm die ersten Anfangsgründe der Kunst bebrachte. Er kam hernach an den Bayrischen Hof, wo er alle Ungarische Schlachten des Churfürsten Maximilian Emanuel mit den Gegenden, wo sie geschehen, malte. Als der Churfürst darauß, zur Zeit des spanischen Successionskrieges abwesend war, hatte der Künstler Zeit nach Italien zu gehen. In seinem Alter verlohr er das Gehör, hernach das Gesicht, und starb endlich zu München den 16 Octobr. 1748. Seine erste Manier war ein wenig dunkel, hernach aber kam sie der Natur näher. Die letzte ist die hellste, und aber

4

weniger

(*) Er lebt seit 1755 vor sich, und hat desto freyere Hände das Verlangen der Liebhaber nach seiner Arbeit, von welcher wir in einem Berlinischen Cabinet ein Paar schöne Stücke gesehen, zu erfüllen.

weniger Wahrheit. Allenthalben zeigt sich eine Meißterhand in seinen Landschaften. In verschiedenen Stücken die er gezeichnet hat, sind die Figuren sehr wohl gemacht, hingegen sind sie in seinen meisten Gemälden nur überhin gemalt. Seine Verdienste wurden von dem berühmten Solimena so geschätzt, daß derselbe verschiedene von dessen Landschaften copirte, und sogar vom Reich verlangte, daß er die Copie verbessern sollte; anstatt aber dieses zu thun, machte Reich nach der Copie des Solimena eine neue Copie und überreichte sie demselben, worauf ihm Solimena die seinige schenkte. Ein seltenes Beispiel der Hochachtung und Ehracht zweyer großen Künstler von verschiedenen Nationen!

Johann Franz Ermel. Von diesem sonst bekannten Künstler besitzet der Herr Verfasser eine Landschaft, die die Ruinen des Schlosses Habsburg vorstelt.

Felix Meyer war des vorigen Schüler der in dessen Geschmack arbeitete. (*)

Pietri

(*) In dem ersten Theile der Geschichte und Abbildung des besten Maler in der Schweiz ist S. 135 sein Leben befindlich. Er ward 6 Febr. 1653 geboren, hernach zu einem Mitgliede des großen Rathes daselbst erwählet, und starb im Jahr 1713. Daselbst wird gesagt, daß er bloß seine ersten Stücke in seines Meisters Manier gebracht, hernach aber auf ein flüchtiges und der Natur nicht gemäßes Colorit gefallen.

Pieroni, malte alte Köpfe in lebensgroße sehr wohl, und lebt vielleicht noch in der Vogten-Lugano in der Schweiz.

Krause, ein noch lebender Maler zu Bern, ist entweder ein Schüler des Wazetta oder hat doch nach ihm studiret.

Jacob Anton Arlaud ward zu Genf den 18. May 1668 geboren, lebte zu Dijon, Paris und London, und starb in seiner Vaterstadt im Jahr 1743. Er hat die Miniaturmalerey auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Die berühmte Leba, welche auf Basreliefart mit solcher Wahrheit gemalt, daß sie Jedermann für ein wirkliches Basrelief ansehen wollte, (*) zerschnitt er endlich aus einem Gewissensscrupel.

Johann Alexander Thiele. Er ward zu Erfurt den 2. März 1685 geboren. Er hatte eine natürliche Neigung zur Malerey. Er malte anfänglich mit Wasserfarben. Auf des Manypoti Anrathen fing er an in Del zu malen. Die Bekanntschaft mit diesem und mit Agricola, wie auch die Betrachtung der Werke der besten Landschaftsmaler,

(*) S. von seinem Leben von eben dieser Geschichte des dritten Theils dritte Ausgabe. In der Sammlung Sr. Königl. Hoheit, des Marggrafen Carl zu Berlin ist ein ungefähr 2 Fuß breites und 1 Fuß hohes Gemälde von P. de Witt bestablich, welches eine Gruppe von Genies in Basrelief vorstellet, und eine eben so bewundernswürdige Wirkung thut.

malen, machten ihn vollkommen. Er ward zu Dresden Hofmaler und starb den 22. May 1757. Er besaß eine große Geschicklichkeit und einen besondern Eifer für seine Kunst. Indessen ist es doch nicht er, (wie Harnis meynet) sondern die verstorbene Frau Wernerin die zuerst Landschaften in Pastel gemalt hat; Thiele hat nur diese Art von Malerey zu einer höhern Vollkommenheit gebracht. Er hat auch einige Landschaften in Kupfer geätzt.

Christian Georg Schuß ist zu Hoersheim im Darmstädtischen den 27. Sept. 1718 geboren. Sein erster Lehrmeister war Hugo Schlegel, ein Maler zu Frankfurt, zu welchem er im Jahr 1731 kam. Nach einiger Zeit ging er nach Saarbrück, um von Joseph Appiani, einem Historienmaler, zu profitieren. Er pfleget Landschaften, Ausichten von alten gothischen Gebäuden und Ausichten am Rhein zu malen. Im Jahr 1743 setzte er sich zu Frankfurt, wo er von dem Freyherrn von Hülk, Ritter des Schwertordens und Obersten in Schwedischen Diensten, ungemein unterstützt wurde. Er ist nachher auch an dem Braunschweigischen und Casselschen Hofe gewesen, und lebet jetzt in einem Alter, welches noch von ihm schöne Werke hoffen läset.

Justus Junker ward zu Mainz im Jahr 1703 geboren, und hält sich zu Frankfurt auf, wo er die Malerey vom Vater des Hugo Schlegel gelernt hat. Er pflegt häußliche und Küchenstücke fast im Geschmack Thomas Wyls vorzustellen.

Philipp

Philipp Hieronymus Brinkmann ward den 24 Febr. 1709 zu Spener geboren, wo er hernach anderthalb Jahr lang bey Johann George Dathan lernte, der damals ein mittelmäßiger Portraitmaler war, nachher aber, van der Werf nachzunahmen suchte. Brinkmanns Talent ist hauptsächlich das Landschaftsmalen, doch malt er auch Bildnisse; und zuweilen historische Stücke im Membrandischen Geschmack. Er hat sich nach der Natur und nach Brands Werken gebildet und ist Churfürstlicher Hofmaler geworden.

Gotreau. Ein Franzose; ist ziemlich jung zu Manheim gestorben, wo er an dem Altarblatt in der Schloßkapelle einen Beweis seiner Geschicklichkeit abgelegt hat. Er lebte zu Manheim unter dem vorigen Churfürsten Carl Philipp.

Adam von Manyoki. Dieser berühmte Portraitmaler wurde im Jahr 1673 zu Spokolna ohnweit Novogrod in Ungarn geboren, und ist aus einem edlen Geschlechte entsprossen. In seinem zwölften Jahre kam er von Comoreha, wohin seine Aeltern geflüchtet waren, nach Deutschland. Denn ein Generalanditeur von den Braunschweig-Zellischen Truppen, Namens Olfet, nahm ihn mit sich, und versprach für seine Erziehung zu sorgen. Ein Zeichner zu Zelle Namens Schiller brachte ihm die ersten Gründe der Zeichnung bey. Was zum Malen gehört, lernte er vier Monat lang bey Andreas Scheiß einem Portraitmaler von Lüneburg, einem Sohn Matthäus Scheiß, der ein Schüler Philipp Wowermanns gewesen war; das übrige

ge hat er seinen eigenen natürlichen Gaben, und dem Studio der größten Meister in der Portraitmalerey, zu danken, worauf er sich gänzlich zu legen beschloß, ob er gleich sonst auch eine Geschicklichkeit in Blumenmalen besaß. Im Jahr 1703 kam er nach Berlin, von da er zu dem Fürsten Ragoczy als Hofcavalier ging, der ihn im Jahre 1709 häuslicher Geschäfte wegen nach Holland schickte. Manjoki setzte sich daselbst in seiner Kunst fester, und kam im Jahr 1710 nach Berlin zurück. Zwösch Jahr nachher ging er zu seinem Fürsten nach Danzig, welcher ihn verschiedenen Polnischen vornehmen Herren empfahl. Der Cron Groß-Marschall Bilinski empfahl ihn darauf dem Könige, der ihn im Jahr 1713 nach Warschau kommen ließ. Im Jahr 1714 ward er mit einem ansehnlichen Gehalte zum Königl. Hofmaler ernennet, und hat zu Dresden bis in ein sehr hohes Alter gelebet. (*)

Beu Gelegenheit bringt der Herr Verfasser die historische Anmerkung bey, daß das schöne Bildniß des Boileau, worauf derselbe selbst, die bekannte Singschrift: Sans peine à la raison, astervissant la rime &c. gemacht hat, von dem berühmten Roger de Piles gemallet worden sey.

Martin de Meytens oder Mytens, ward zu Stockholm im Jahr 1696 geboren. Im Jahr 1714 begab er sich in dem Gefolge des Königs Georg I nach England. Im Jahr 1717 ging er von da nach Paris, von da er im Jahr 1721 nach Wien gieng. Nachdem er sich hler einige Zeit aufgehalten (*) Er starb daselbst den 6 August 1757.

halten hatte; so reßete er nach Italien, wo er fünf Jahr blieb, und sich am meisten zu Rom, Turin und Florenz aufhielt. Im Jahr 1731 kam er nach Wien zurück, wo er sich seitdem beständig aufgehalten hat. Er hat im Anfang auch in Miniatur und Email gemalt, bis er sich endlich gänzlich auf das Delmalen gelehrt hat, weil die vielen Bildnisse, mit denen er beschäftigt ist, ihn nicht Zeit ließen seine übrige Talente zu gebrauchen.

Georg de Marens ward gleichfalls zu Stockholm im Jahr 1697 geboren, und brachte vierzehn Jahr bey dem alten Meytens, dem Vater des vorigen, zu. Darauf reißete er nach Holland und Italien, und hielt sich bey seiner Zurückkunft im Jahr 1728 drey Jahre in Augspurg auf. Im Jahr 1731 setzte er sich zu München, doch hat er sich hernach einige Zeit an dem Sölnischen und Casfischen Hofe aufgehalten, und ist an dem ersten mit dem Titel eines Churfürstl. Rathes beehret worden. Es hat unter den neuern Malern vielleicht niemand so sehr van Dyken studiret als er. Er pflegt seine Portraite gern historisch zu machen. Man hat auch verschiedene Altarblätter von ihm.

Franz Stampart, geboren zu Antwerpen den 12 Junius 1675, kam nach Wien im Jahr 1698, wo er Kabinetmaler Kaiser Leopolds und seiner hohen Nachfolger war, und daselbst den 3 April 1750 starb. Er war ein braver Portraitmaler.

Dannhauer war aus Schwaben gebürtig. Er war erst ein Uhrmacher, verließ aber diese Kunst und gieng nach Italien, um daselbst die Musik zu treiben,

treiben, und von Sebastian Bombelli die Malerey zu lernen. Man sagt, daß er dessen bester Schüler geworden seyn soll. Er ging endlich nach Petersburg, wo er im Jahr 1733 gestorben ist. Er malte sowohl vortreflich in Del als auch in Miniatur.

Balthasar Demier. Dieser berühmte Künstler wurde zu Hamburg im Jahr 1685 geboren. Sein Meister war ein mittelmäßiger Maler das selbst, Namens Annama, der aber doch artig in Wasserfarben malte. Sein Meister aber erklärte bald selbst, daß sein Schüler nichts mehr von ihm lernen könnte. Er malte Anfangs in Miniatur, zeichnete auch sehr leicht und fein, er malte auch Blumen und Früchte, mit einer Zärtlichkeit die sogar die Wirkungen des Thaus auszudrücken wußte. Zu alten Köpfen hatte er bekanntermaßen die größte Geschicklichkeit; er wußte das hohe Alter in der äußersten Betagtheit abzubilden; hierzu kam seine eben so berühmte äußerstfeine Ausarbeitung. Er hatte sich in seinen letzten Jahren zu Hamburg niedergelassen, starb aber im Jahr 1749 zu Rostock, als er eben beschäftigt war ein großes Familienstück für den Herzog von Mecklenburg-Schwerin zu malen.

Domenico van der Smissen zu Hamburg, ist des vorigen Schüler, dessen Schwester er geheiratet hat, und folget eben derselben Manier. Er ist auch glücklich in Frucht- und Blumenmalen.

Johann Rupecki wurde im Jahr 1666 zu Pöesing in Ober-Ungarn geboren. Er lernte die Anfangsgründe der Kunst von einem Maler zu Wien,

Wien, Namens Claus, und ging nachher nach Italien, wo er sich sonderlich zu Venedig aufhielt; Er hat sich nachher zu Wien und Nürnberg aufgehalten, an welchem letzteren Orte er im Jahr 1740 gestorben ist. Er war, wie bekannt, ein vortrefflicher Bildnißmaler, malte aber auch historische Stücke.

Gabriel Müller, ein Schüler von Rupeßki wurde zu Anspach den 28 Dec. 1688 geboren. Er hält sich zu Nürnberg auf und ist ein guter Portraitmaler.

Christian Benjamin Müller, gleichfalls ein Schüler von Rupeßki. Ist Hofmaler zu Dresden, wo er im October 1689 geboren ward. Er malt Bildnisse, hat sich auch in seiner Jugend auf das Miniaturmalen gelegt. Am meisten aber findet er sein Vergnügen an Zeichnungen von Ruinen nach der Natur zu machen, und weiß aus den wildesten Gegenden das Malerische zu ziehen. Er ist so glücklich gewesen, verschiedene Stücke von Rubens, in der Kirche der Jesuiten zu Antwerpen, sechs Monate vorher abzuzeichnen, ehe diese Kirche abbrannte. J. J. Preißler hat sie nachher gestochen.

Die Preißlerische Familie hat sich um die Malerei und Kupferstecherkunst sehr verdient gemacht. Man muß die verschiedenen Künstler dieses Namens nicht mit einander verwechseln.

Johann Daniel Preißler, der Vater; ein Maler, war von gleichem Alter als Rupeßki. Er war ein Schüler von Murer und starb im Jahr 1737 als Director der Akademie zu Nürnberg.

Johann

Johann Just Preisler, ein Schüler und würdiger Nachfolger seines Vaters, ward den 4 Dec. 1698 gebohren. Er reiste im Jahr 1724 nach Italien, und hielt sich acht Jahr daselbst auf. Nach seiner Zurückkunft zeigte er seine Geschicklichkeit in großen historischen Gemälden.

Georg Martin Preisler, ein vortrefflicher Kupferstecher, ward den 6 Nov. 1700 gebohren und starb im August 1754.

Johann Martin Preisler, gebohren den 14 März 1715, lernte von seinem Bruder die Anfangsgründe der Kupferstecherey, und machte sich bey seinem Aufenthalte in Paris darinn vollkommener. Er ist nachher in Dännemark Hofkupferstecher und Professor bey der Malerakademie zu Kopenhagen geworden.

Valentin Daniel Preisler, gebohren den 18 April 1717. Sollte sich erstlich auf der Universität Altorf dem Studiren widmen, legte sich aber hernach auf das Stechen in schwarzer Kunst, auf welche Art er einige Gemälde aus der Kön. Dänischen Gallerie gestochen hat.

Peter Brandel ward zu Prag auf der kleinen Seite, im Jahr 1660 gebohren. In seinem fünfzehnten Jahre ward er der Unterweisung **Johann Schröters**, welcher Hofmaler und Inspector der Gallerie zu Prag war, übergeben, von dem er nach vier Jahren schied. Er hatte ein sehr fruchtbares Genie, wovon die Gemälde, die er in den Kirchen zu Prag, Breslau und anderwärts gemacht, zeigen können. Er hielt sich meist zu Prag auf, und starb im

im Jahr 1739 zu Kuttenberg, wo er prächtig be-
graben wurde.

Wenceslaus Lorenz Keimer. Er ward in
der Neustadt Prag im Jahr 1686 geboren. Sein
Vater Joseph Keimer ein mittelmäßiger Bild-
hauer, gab ihm einigen Unterricht in der Zeichnung.
Darauf kam er zu einem Vetter, welcher mit Ge-
mälden handelte; wornach Keimer zeichnete, und
sie für seinen Vetter copirte. Brandel und Hal-
wachs, die öfters zu dem Vetter kamen, pflegten
die Zeichnungen des jungen Menschen zu verbessern.
Weil damals in Prag die Malerey künstlich war, so
mußte sich Keimer bey einem Malermeister in die
lehre geben, welcher Johann Schweiger hieß,
bey welchem er drey Jahre verlohrt. Nachher stu-
dirte er für sich. Er war nicht zufrieden ein guter
Landschaften- und Schlachtenmaler zu seyn, son-
dern wagte es auch, Geschichte in Del und al fresco
zu malen, welches letztere ihm am besten gerieth.
Er ward berühmt, ohne jemals außer seinem Va-
terlande gewesen zu seyn, und starb zu Prag im
Jahr 1743.

Johann Haltwachs lebte mit Brandel zu
gleicher Zeit, war aus Oesterreich gebürtig, ein
Schüler von Carl Loth, und zu Prag wohnhaft.
Er war sonderlich glücklich in andächtigen Stücken.

Angermeyer malte Geflügel, Blumen, Früch-
te, Kräuter und Insecten. Er arbeitete seine Ge-
mälde sehr fein aus. Sein Vaterland ist nicht be-
kannt, er hat sich aber in Böhmen aufgehalten.

Carl Palcko, ein Historienmaler zu Prag wohnhaft, ward im Jahr 1724 zu Breslau geboren. In seiner Kindheit kam er mit seinen Aeltern nach Wien. Er übte sich auf der dasigen Akademie, wo er in seinem zwanzigsten Jahr durch ein Gemälde von Judith und Holofernes den Preis erhielt. Er studirte sonderlich die Venetianischen Maler. Als er nach einiger Zeit nach Dresden kam, besaß er sich unter andern den Espagnolet zu studiren. Es gelangen ihm sonderlich andächtige Stücke, denen er so viel Feuer als Ausdruck zu geben weiß.

Christian Wilhelm Ernst Dieterich. Dieser vortreffliche Maler ward zu Weimar den 30. Octob. 1712 geboren. Sein Vater, (welcher zu Dresden im Jahr 1753 gestorben ist) gab ihm die erste Unterweisung in der Kunst, und brachte ihn im Jahr 1727 zu Alexander Thiele, bey dem er drey Jahre blieb. Er band sich nicht an den Geschmack seines Meisters; die ämßige Betrachtung der Werke der berühmtesten Landschaftsmaler, ist der Grund von den verschiedenen Manieren, welche man in seinen Werken bemerkt. Unter diesen Meistern hat er vorzüglich Poelenburg studiret. Das Nachdenken über die allgemeine Gründe der Kunst machte ihm die Nachahmung verschiedener berühmter Künstler leichter. In seinem achtzehnten Jahre kam er mit einer Pension von 400 Rthlr. in die Dienste eines vornehmen Herrn zu Dresden. Im Jahr 1734 reifete er nach Holland, und bey seiner Rückkunft im Jahr 1735 kam er in die Dienste Sr. Majestät des Königs von Polen. Im Jahr 1743 reifete er nach Italien. Seine Stücke in
Namen

Rembrandtschen Geschmack, und seine übrige historische Gemälde, seine angenehme Stücke in Watteauschen Geschmack, seine vortreffliche Landschaften, kurz, seine Verdienste überhaupt, sind allen Liebhabern der Malerey bekannt. Er hat auch eine ziemliche Anzahl von Stücken in Kupfer geätzt.

Franz Christoph Zanetti. Dieser geschickte Mann ward zu Grätz den 4 Oct. 1703 geboren, wo er die Malerey von Matthias Banguß erlernete. Nachdem er sich in Wien niedergelassen, that er eine Reise nach verschiedenen andern Städten des Reichs, und hielt sich sonderlich in Frankfurt am Main auf. Da seine Verdienste immer bekannter wurden, so ward er von der Wienerischen Akademie zum Mitglied aufgenommen, bey welcher er sehr lange Assessor oder Rector Adjunctus gewesen ist. Er pflegt ins Kleine, Geschichte, sonderlich aber galante Feste zu malen, die er mit reizenden Landschaften und zuweilen mit schöner Baukunst zu zieren weiß. Seine Compositionen sind mehrentheils weitläufig; aber er weiß die Verwirrung sowohl durch die Wissenschaft von Licht und Schatten, und durch die Ungeordnung der Nebenhandlungen unter die Haupthandlung, als durch die glückliche Beobachtung der Perspectiv zu vermeiden. Hievon giebt der Herr Verfasser ein sehr schönes Beyspiel in der Beschreibung zweyer Gemälde, so eine Maler- und Bildhauer-Werkstatt vorstellen.

Johann Georg Plazer. Ist aus Epan im Bischofthum Trient gebürtig, allwo er um das Jahr 1702 geboren wurde. Er lernte die ersten Gründe

der Kunst bey seinem Stiefvater Namens Kestler. Nachher ward er zu Passau, von einem seiner Vetter, welcher ein Maler war, unterwiesen. Als er im Jahr 1721 nach Wien kam, machte er Freundschaft mit Zanneck; er malt meist Stücke von eben der Art als derselbe; aber zuweilen so schimmernd, daß die Unterordnung und die Harmonie in etwas darunter leiden. Er lebt in seinem Vaterlande.

Nun folget eine kurze Ausschweifung, von einigen Maler- Bildhauer- und Baukunstakademien, welche nach des Herrn Verfassers Gewohnheit wieder mit einigen Nachrichten, von verschiedenen Künstlern unterbrochen ist. Die Dresdnische Akademie ward im Jahr 1697 errichtet, und Heinrich Christoph Fehling ward Director davon. Dieser wurde zu Sangerhausen im Jahr 1654 geboren. Er war ein Schüler Samuel Bötshilds, damaligen ersten Churfürstl. Hofmalers zu Dresden, mit dem er auch nach Italien reiste, und ihn im Jahr 1707 in dem Amt des ersten Hofmalers und Inspectors der Königl. Gallerie nachfolgte. Er starb im Jahr 1725, und seitdem hat Herr Ludwig de Silvestre die Direction der Akademie gehabt.

Christian Friedrich Zink und dessen jüngster Bruder (*), dem man die Errichtung einer Akademie zu Leipzig zu danken hat, imgleichen C. B. Müller waren Schüler von Fehling.

Kilian Fabritius, war Maler des Churfürsten Johann Georgs. Er hat sehr schöne historische Zeichnungen hinterlassen.

(* Er ist in diesem Jahr gestorben.

Zu Madrid ward den 23 Jun. 1752 die neue Akademie eröffnet, von welcher der Staatsminister Dom Joseph de Carbajal y Lancaster Protector war.

Die Akademie zu Cöppenhagen, so schon im Jahr 1738 angefangen worden, kam endlich im Jahr 1754 zu Stande, und blühet noch unter dem Vorsitz Sr. Excell. des Hrn. Grafen von Moltke.

Zu Edinburg ist eine Akademie, nach dem Muster der Parisischen, unter dem Schutze des Herzog von Hamilton errichtet worden; zu London aber, hat man damit noch nicht zu Stande kommen können.

Die Wienerische Akademie wurde vom Kaiser Carl VI den 20 April 1726 auf solchen Fuß erneuert, als sie unter dem Kaiser Joseph gewesen war, welcher sie, den 18 Decembr. 1705 errichtete. Der Graf Gundacker von Althan ward zum Protector, und Jacob van Schuppen zum Director derselben ernennet. Dieser war ein Sohn eines berühmten Kupferstechers und ward zu Paris im Jahr 1669 geboren. Durch ein Gemälde von Meleagers Jagd, ward er in die Parisische Akademie aufgenommen. Er ward darauf Hofmaler des Herzogs von Lothringen, und kam nach Wien ungefähr um das Jahr 1716, wo er im Jahr 1720 zum Kaiserl. Cabinetmaler ernennet wurde. Bey seinem den 28 Jan. 1751 zu Wien erfolgten Abssterben bekam auch die Akademie eine andere Gestalt. Unter der Protection des Grafen Losy, der dem Grafen von Althan gefolget war, wurde Unterberger zum Rector, Troger und Jannet aber

zu Assessoren erwählet, welche Aemter alle drey Jahr abgewechselt werden.

Von Zanneck ist oben gehandelt worden.

Michael Angelo Unterberger ist ein Historienmaler, der im Tyrolischen zu Cavales im Flaimstertal, welches zum Bisthum Trient gehört, den 10 August 1695 geboren worden.

Paul Troger ist auch aus Tyrol, und zwar aus Zell, unter Welsperg im Pustertal gebürtig, wo er im Jahr 1698 geboren ward, und auch die ersten Gründe der Kunst lernte. Er machte sich nachher durch die Unterweisung, die er von einem Geistlichen im Flaimstertal, Dom Joseph Alberti empfang, vollkommener. Seine Gemälde zieren verschiedene Kirchen in Oesterreich.

Der Herr Verfasser hängt auch noch Nachrichten von den beyden berühmten Bildhauern Georg Raphael Donner und Balthasar Permoser an.

Donner wurde zu Eflingen, einem Dorfe in der Herrschaft Eckartsau in Oesterreich, an den Ungarischen Gränzen geboren. Er kam in seinem eilften Jahre nach Wien, legte sich erst auf die Goldarbeiterey, und hernach unter Johann Giuliani, einem geschickten Bildhauer, auf die Bildhauerkunst; er beschäftigte sich nachher auch mit Stempelschneiden. Im Jahr 1726 aber fing er an sich gänzlich der Bildhauerey zu widmen, und es ist um so viel mehr zu bewundern, daß er es so weit darinn gebracht, da er nicht in Italien gewesen ist, als bloß um Marmor daselbst zu kaufen. Seine vor treffliche Werke sind zu Salzburg, Preßburg und
Wien

Wien, wo er den 16. Febr. 1741 starb. Seine Schüler waren: Sein Bruder Matthäus ein berühmter Stempelschneider und gewesener Professor bey der Kaiserl. Akademie: Sein jüngster Bruder Sebastian; die Gebrüdere Mol, Fritsch und Wurstbauer, allerseits Bildhauer; Kofier, ein geschickter Maler, welcher sich zu Preßburg niedergelassen hat; und Friedrich Defser, (dessen Herr Winkelmann am Ende seiner Erläuterung gedenket.) Dieser letztere ward zu Preßburg im Jahr 1717 geboren, besuchte sieben Jahre lang die Malerakademie zu Wien, wo er im achtzehnten Jahre seines Alters den Preis erhielt. Als er die Akademie verließ, begab er sich noch zwey Jahr lang zu Donnern, um modelliren zu lernen, und zugleich das Costume und die Antiken zu studiren. Im Jahr 1739 ließ er sich zu Dresden nieder, wo er sich durch verschiedene historische Gemälde hervorgethan hat.

Permoser der noch mehr unter seinem Vornamen Balthasar, bekannt ist, ward zu Cammerl in Bayern den 1. Aug. 1650 geboren, und lernte die ersten Gründe seiner Kunst zu Salzburg, worinn er sich hernach durch verschiedene Reisen nach Italien vollkommen machte. Er hielt sich daselbst vierzehn Jahr nach einander auf, worauf er unter der Regierung Churfürst Johann George III nach Dresden kam, und daselbst 1732 den 20. Febr. starb. Seine Schüler waren Paul Heermann und Paul Egel. Jener hat sich zu Dresden aufgehalten, dieser aber zu Mannheim.

Nun kommt der Herr Verfasser zu den Malern zurück: Christian Seibold ward zu Mainz im Jahr 1697 geboren; er hatte keinen Meister als sein eigenes Genie. Seine Bildnisse, sagt der Herr Verfasser, werden durch die Art, womit er sie zu historiken weis, zu wahren Gemälden; in verschiedenen von seinen Köpfen bewundert man eine Ausarbeitung, welche beynahe die Schweislöcher ausdrückt. Hieraus siehet man daß er ein Macheiserer Denkers ist, und wann er auch von demselben in der äußersten Weiche des Pinsels übertroffen wird, so übertrifft er ihn doch gewiß in Absicht auf die Zeichnung und die Wahl der Stellungen. Im Jahr 1749 wurde er zum Cabinetmaler Ihres Majestät der Kaiserin - Königin ernannt, nachdem er sich schon einige Zeit vorher in Wien niedergelassen hatte.

Andreas Müller. Dieser Bildnißmaler ward zu Copenhagen den 30 Nov. 1684 geboren, er hat den größten Theil seines Lebens mit Reisen durch Deutschland, Italien und England zugebracht. Wegen seines langen Aufenthalts zu London, hat man ihm den Beynamen des Engländischen gegeben, um ihn dadurch von andern Malern gleiches Namens zu unterscheiden. Er lebt noch zu Berlin in einem hohen Alter.

Bei dieser Gelegenheit giebt der Herr Verfasser zu verstehen, daß die guten in Berlin lebenden Maler, bloß Roden ausgenommen, in Harms Tafeln befindlich wären. Es ist dieß aber ein kleines Versehen, dann es fehlen die vornehmsten derselben, oder vielmehr, es ist außer den beyden Töchtern

tern von Georg Eisenstätt, nämlich der Madem. Matthieu und der Madem. Therbusch, keiner von den jetztlebenden in den gedachten Tafeln angeführt, welches auch einigermaßen nicht zu verwundern ist, indem ein Theil dieser Künstler erst nach der Herausgabe derselben sich in Berlin niedergelassen hat. Es würden also z. B. außer Herrn Bernhard Rode und Andreas Möller fehlen: Die Herren, Blasius le Sueur, Director der Königl. Akademie und Carl Banlo; beyde Historienmaler. Thomas Huber, Falbe, Glume jun. Bildnißmaler (der erste beschäftigt sich auch mit andern Arten der Malerey; der letztere malt auch Stücke im Wettreuschen Geschmack;) Adolph Friedrich Harpper jun. Landschaftenmaler, (dieser Künstler malt auch Bildnisse, hat sich nach seiner Zurückkunft aus Italien, wieder auf Reisen begeben, und hält sich jetzt in Stuttgart auf.) Augustin Dubuisson, Brisseau; Blumenmaler. Klop; D. Chodowiecki; Brecheisen, Miniatur- und Emaille-Maler. Nebst andern, welche hier anzuführen zu weitläufig seyn würde. Vielleicht können wir künftig einmal, wenn uns geneigte Freunde mit Nachrichten unterstützen wollen, ein ausführliches Verzeichniß der Berlinischen Künstler, nebst einer Nachricht von ihren vornehmsten Werken, liefern.

Joseph Koos, ein Landschaftenmaler, wurde zu Wien den 9 Oct. 1726 geboren. Sein Vater Gaetano Koos lehrte ihn zeichnen. Er studirte, nachdem er neun Jahr gezeichnet hat, nach den Gemälden seines Großvaters Philipp Koos, der unter dem Namen Rosa di Tivoli bekannt ist,

und seines Aelternvaters Johann Heinrich Noos: Er ist in Diensten Sr. Maj. des Königs von Polen. Er hat noch einen Vetter der gleichfalls Joseph Noos oder Rosa heißt, und sich zu Neapoli aufhält.

Lauterer. Er lebte zu Wien, wo sein Vater ein sehr mittelmäßiger Maler war. Er lernte das Landschaftmalen von Joseph Orient und studirte die Figuren und Thiere nach Berghems Gemälden. Er starb in der besten Blüthe seiner Jahre im Jahr 1733, da er noch viel zu versprechen schien.

Philipp Sauerland ward zu Danzig im Jahr 1677 geboren, hielt sich lange zu Berlin auf und ließ sich endlich zu Breslau nieder, wo er noch lebet. Er malt Thiere und Geflügel; es ist nur schade, daß er durch Bildnisse und andere Sachen die er zu malen hat, seine Gaben hiezu ersticken muß.

Burgau. Man nannte ihn den Einziglichen, um ihn von seinem Bruder zu unterscheiden, der sich in Wien niedergelassen, Geflügel malte, und noch um 1740 lebte. Dieser Einzigliche Burgau wurde bey einer Zänkeren erschlagen. Der Herr Verfasser besitzet ein Insectenstück von ihm.

Zuletzt erinnert der Herr Verfasser bey Gelegenheit des jüngern Holbeins, etwas wider die Franzosen, welche noch immer gerade zu einen deutschen Geschmack und einen schlechten Geschmack für einetley halten, und beschließet mit einer kurzen aber sehr nützlichen Abhandlung über die Widerschetne in der Malerey, bey welcher wir uns aber, da unser Auszug ohnedem schon so lang gerathen ist, nicht länger aufhalten können.

N.

III.

III.

Le Commedie del Dottore Carlo Goldoni,
Avvocato Veneto. Tomo Secondo. Veni-
zia etc. 368 Seiten in groß Octav.

Das ist:

Die Lustspiele des D. Carl Goldoni.
Zwenter Theil.

S In diesem zwenten Theile befinden sich folgende vier Lustspiele.

5) Il Theatro comico, das komische
Theater.

Der Verfasser sagt in dem seiner Gewohnheit nach vorangesehten Schreiben an den Versleger, daß dieses Stück nicht so wohl als ein Lustspiel, sondern vielmehr als eine Vorrede zu seinen Lustspielen anzusehen sey. Er habe in demselben alle die Fehler angezeigt, welche er zu vermeiden gesucht, nebst den Gründen, worauf sich seine Art, Lustspiele zu verfertigen, stütze. Doch suche er hierdurch nicht, neue Regeln zu geben, sondern nur den Weg anzuzeigen, welchen er sich durch lange Bemerkungen und beständige Uebung eröffnet habe, um mit einiger Sicherheit darauf wandeln zu können. Es wäre zu wünschen, sagt er, daß ein jeder auf solche Art die Mittel anzeigte, welcher er sich bedienet hat; dieses würde in allen Künsten zu mehrerem Licht und Verbesserung dienen.

Personen.

Personen.

Ottavio. Vorsteher, der Schauspielergesellschaft, der die erste Rolle des Liebhabers zu spielen pfleget.

Florindo. Der zweite Liebhaber.

Rosaura. Schauspielerinn, welche die erste Frauenzimmerrolle zu spielen hat.

Beatrice. Schauspielerinn, so die folgende Frauenzimmerrolle spielt.

Lelio. Ein Poet.

Eleonora. Eine Sangerinn.

Colombina. Schauspielerinn so die Bedientenrolle spielt.

Pantalon.

Der Doctor.

Brighella.

Arlequin.

Der Einhelfer.

Ein Bedienter welcher redet.

Verschiedene zum Theater gehörige Bedienten, welche nicht reden.

Der Schauplatz ist das Theater selbst, mit der Aussicht von einer Kammer; ohne Lichter, so wie es bey der Probe eines Stückes, bey welcher keine Zuschauer zugegen sind, auszusehen pflegt.

Erster Aufzug.

Ottavio und **Florindo** treten zuerst auf und beklagen sich, daß die Zeit weggehet, und die übrigen Schauspieler nicht zur Probe kommen. Endlich erscheint **Rosaura**; weil sie aber unwillig ist, daß

Daß sie als die vornehmste Schauspielerinn auf die übrigen warten solle, so will sie wieder weggehen; Ottavio hält sie zurück, indem er sich stellt, als ob er sie wegen des zu probirenden Lustspiels, unter dem Titel: *Il Padre rivale del figlio*, (der Vater, ein Nebenbuhler seines Sohns) um Rath fragen wollte. Rosaura, welche spröde thun will, sagt; sie wisse nicht warum sie eben zum erstenmale bey ihrer Ankunft in Venedig diese kleine Farce spielen sollten, da doch, eben der Verfasser derselben, (Goldoni) in einem Jahre sechzehn (*) neue Stücke gemacht habe, von welchen sie ja eines spielen könnten. Ottavio antwortet, sie wisse ja wohl, daß zu der Gesellschaft noch zwey Personen fehlten, nämlich eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, so lange sie dieselben nicht hätten, könnten sie keine Lustspiele mit Charaktern spielen. Rosaura antwortet, wenn sie extemporierte Lustspiele spielen wollten, so würden sie sehr schlecht dabey fahren, weil die Zuhörer derselben schon überdrüssig wären. Da sie endlich böse ist, daß sie so lange warten und stehen soll; so geht sie in ihre Kammer, um sich zu setzen,

(*) Er hat wirklich damals diese sechszehn Stücke in einem Jahre gemacht. Die Titel davon sind: *Il Teatro Comico; I Puntigli delle Donne; la Bottega del Caffè; Il Cavalier di buon gusto; Il Giuatore; il vero amico; La finta ammalata; La Donna ammalata; L'incognita perseguitata dal Bravo imperpentito; L'avventuriero onorato; La Donna volubile; I Pettegolezzi delle Donne; &c.* Comedia Veneziana. Ein ziemliches Beweis von der Fruchtbarkeit unsers Dichters!

sehen, und sagt, man könne sie rufen, wenn es Zeit wäre. Ottavio bittet den Florindo, die übrige Komödiantinnen zusammen zu hosen. Pantalon kommt an; er beklagt sich in seinem Discurse mit Ottavio, daß durch die Lustspiele mit Charaktern die Comödiantenprofession ganz sey umgekehret worden. Sonst wäre es genug gewesen, daß ein Schauspieler, nach der Kunst (*) gelernet hätte, das, was ihm vorkäme, gut oder schlecht aus dem Stegereife wegzufagen: nunmehr aber müßte ein Schauspieler studiren, und sich viel Mühe geben, den ihm gegebenen Charakter gehörig zu unterhalten; daher müßte er bey einer jeden neuen Komödie zittern und fürchten, daß es ihm nicht gelingen möchte. Ottavio gestehet, daß diese neue Art von Lustspielen, den Schauspielern mehrere Mühe mache, aber sie bringe ihnen auch weit mehr Ehre zuwege; denn ob er (Pantalon) wohl in einer von den Komödien nach alter Art, so viel Beyfall erhalten habe, als er in dem Uomo Prudente, in dem Avvocato, in den Due Gemelli, in dem Vero Amico, in den Poeta, in dem Aventuriere, und andern Lustspielen erhalten? Dieses kann Pantalon nicht läugnen. Colombina kommt, und nach ihr Brighella. Dieser berichtet, daß er unten mit einem Poeten, Namens Celio, gesprochen habe, und fragt, ob ihn die Gesellschaft anhören wolle. Ottavio sagt ja: man könnte wohl sehen, ob er einige gute Vorschlä-

ge

(*) Die Italiänischen Schauspieler nennen, wie aus verschiedenen Stellen des gegenwärtigen Lustspieles erhellet, die extemporirten oder aus dem Stegereife gespielten Stücke: Comodie dell' Arte.

ge habe, und giebt dem Brighella den Auftrag, den Poeten einzuführen, und zugleich den übrigen Schauspielern davon Nachricht zu geben, damit sie alle seinen Vortrag anhören und ihre Meinung davon sagen könnten. Brighella gehet also ab, und nach ihm Colombina. Arlequin kommt an, welcher dem Ottavio anfänglich allerhand närrische Complimenten und Poffen macht. Ottavio erinnert ihn, daß morgen Abend eine neue Komödie gespielt werde. Arlequin antwortet, er wäre da: unbekümmert, unverschämt, und ohne Furcht! Ottavio sagt, es wäre recht gut, aber es würde nicht mehr nach der alten Art gespielt; Arlequin versetzt, er könne auch auf die neue Art spielen, und kurz, er wäre eine Person die zu lachen machen solle, und also müßte er erst selbst lachen, u. d. gl. Ottavio gestehet endlich, daß das, was man einer andern Person sehr übel nehmen würde, zuweilen am Arlequin geschehe. Arlequin gehet ab und auch Ottavio, um die Schauspieler, weil sie allzulange bleiben, zusammen zu holen.

Beatrice und der Doctor treten dann auf, nach ihnen Ottavio, Florindo und Rosaura. Sie setzen sich alle. Lelio kommt auch; er macht erstlich den Komödiantinnen und hernach den übrigen allerhand affectirte Complimente und setzet sich endlich. Ottavio fragt, was er ihnen vorzutragen habe. Lelio kriegt darauf eine altfränkische Komödie, wovon nur die Scenen mit ihrem Inhalt niedergeschrieben sind, (Commedia a Sogetto) hervor, unter dem Titel: Pantalon der liebevolle Vater, mit Arlequin als einem treuen Bedienten, Brighella

Brighella einem eigennütigen Kuppler, Ottavio einem Haushalter in der Stadt, und Rosaura die vor Liebe toll ist. Er fragt hierauf wie Ihnen der Titel gefalle. Rosaura antwortet, er sey so lang, daß sie nichts davon behalten habe. Ottavio antwortet hierauf, die guten Lustspiele müßten Einheit in der Handlung haben; sie müßten nur einen Inhalt haben, und also müßte auch der Titel einfach seyn. Sie kommen darauf zu den Auftritten selbst, welche nach der gewöhnlichen Art solcher Possenspieler (*) und so gemein und schlecht, daß ihn Ottavio aufzuheben bittet. Lelio ersucht sie endlich nur wenigstens einen ganz geschriebenen Auftritt zwischen zweyen Personen anzuhören; dieser ist aber wieder so abgeschmackt, daß alle Anwesende, einer nach dem andern, davon gehen, bis endlich der Poet zuletzt allein bleibt. Dieser schimpft auf diejenigen, die das Theater unerschmelzen, und die alten Komödien ganz versagen wollten, weil sie einige Komödien gemacht hätten, und geht voller Zorn ab.

Zweiter Aufzug.

Lelio beklagt sich gegen Brighella, über den üblen Ausgang seines Vorschlags. Dieser antwortet, daß er selbst daran schuld sey, indem er solch schlechtes und altfränkisches Zeug hervorgebracht hätte, das niemand mehr gefallen könnte. Komödien

(*) Unsere Leser können sich nach den deutschen Hanswurststücken, von den Stücken, von welchen hier geredet wird, einen Begriff machen, indem dieselbe von eben der Art sind.

den mit Charaktern wären das einzige, woran iht die Welt Geschmack finde. Lelio antwortet, er habe auch Komödien mit Charaktern, welche er der Gesellschaft vorlegen wolle, und bittet den Brighella solches dem Ottavio zu melden; ob nun gleich Brighella einwirft, es sollten eben iht einige Auftritte aus einer Komödie, die morgen Abend gespielt werden solle, prohibet werden, und also gehe es iht nicht an; so läßt er sich doch endlich, da ihm Lelio die äußerste Noth, in der er sich befindet, entdecket, bewegen zum Ottavio zu gehen. Rosaura kommt; Lelio redet sie auf eine affectirte und romanhafte Art an; Rosaura versichert ihn, wann er sich diese Art zu reden nicht abgewöhnen würde, so würde er sich lächerlich machen. Lelio wendet ein, ihre Bücher, woraus sie extemporiren lernten, (Libri generici) wären ja ganz voll von solchen Concetti. Rosaura antwortet. Sie hätte alle ihre Bücher, worinn solche Concetti enthalten wären, verbrannt, und das hätten auch die andern Schauspieler gethan, welche von einem bessern Geschmack erleuchtet worden. Sie spielten iht mehrentheils sturdirte Komödien mit Charaktern. Wann sie aber aus dem Stegereife reden mußten, so redeten sie auf eine ordentliche, natürliche und ungesuchte Weise. Lelio will sich ihr noch in einer eben so affectirten Art zu reden empfehlen, Rosaura aber antwortet ihm Ironisch auf eben die Weise, und gehet ab. Ottavio kommt, und sagt, Brighella habe ihm gesagt, daß Lelio Komödien mit Charaktern habe, er möchte ihm also etwas davon zeigen: Lelio ist bereit dazu, und sagt, hier habe er eine Komödie

aus dem Französischen übersezt, unter dem Titel: —
 — Ottavio unterbricht ihn kurz: eine übersezte Komödie könne er nicht brauchen. Lelio fragt, ob er dann die Werke der Franzosen verachte. Ottavio antwortet: er verachte sie nicht, sondern er losbe und schätze sie hoch, aber nur, er brauche sie nicht. Die Franzosen hätten seit einem Jahrhundert sich in der Kunst, Komödien zu schreiben, hervorgethan, es sey nun einmal Zeit, daß sich die Italiäner auch zeigten. Man könne nicht läugnen, daß die Franzosen in ihren Komödien schöne und wohl ausgeführte Charaktere hätten, daß sie die Leidenschaften wohl zu behandeln wüßten, und daß sie scharffsinnige, witzige und glänzende Gedanken hätten. Aber die Zuschauer in Frankreich, wären mit allzuwenigem zufrieden; zu einer französischen Komödie wäre ein einziger Charakter hinlänglich. Sie stellten um eine wohl abgehandelte Leidenschaft ein Haufen Perioden herum, die endlich durch die Stärke des Stils ein Ansehen von Neuem bekämen. Die Italiäner hingegen verlangten weit mehr: Sie wollten, daß der Hauptcharakter stark, original und bekannt, und alle Nebenpersonen eben so viel besondere Charaktere seyn sollten; daß die Verwicklung mäßig fruchtbar an Zufällen und Neuem seyn solle; daß die Moral mit Witz und Scherz vermischt; daß der Ausgang unerwartet kommen und doch in dem Lustspiele selbst vollkommen gegründet seyn solle. —
 — Lelio sagt endlich: er habe eine Komödie mit Charakteren verfertigt, welche gewiß Beifall finden würde, er habe sich bemühet alle Regeln zu beobachten, wenigstens doch die wesentlichste, nämlich die
 die

die Einheit des Orts. Ottavio fragt ihn, wer ihm gesagt hätte, daß die Einheit des Orts ein wesentliches Stück eines Lustspieles sey? Lelio antwortet: Aristoteles! Ottavio meynet, was Aristoteles von der Tragödie gesagt habe, sey nicht auf die Komödie auszudehnen, und wann Aristoteles wieder aufstehen sollte, so würde er diese strenge Regel selbst aufheben, weil sie zu vielen Unschicklichkeiten und Unanständigkeiten Anlaß giebt. Man müsse die einfache Komödie (Commedia semplice) von der verwickelten Komödie (Commedia d'Intreccio) unterscheiden. Bey jener könne wohl die Einheit des Orts beobachtet werden, bey dieser aber nicht. Es sey auch hinlänglich, wann der Schauplatz nur in einem Hause oder höchstens in einer Stadt bleibe, und nicht nach Art der Spanier, etwa von Neapoli nach Castilien verleget werde. Kurz, wann die Handlung bequem an einem Orte vorgehen könne, so müsse man die Einheit des Orts behaupten; wann aber Unschicklichkeiten daraus folgten, so müsse man den Schauplatz verändern. Er fragt darauf nach dem Titel der vorgelegten Komödie. Lelio sagt sie heiße: Der Vater ein Kuppeler seiner eignen Töchter. Ottavio antwortet, dieses wäre ein sehr schlechter Inhalt, man könne zwar schlimme Charaktere auf das Theater bringen, aber nicht schändliche und ärgerliche, so wie ein Vater der seine eigene Töchter verkuppelt. Und wann man einen schlimmen Charakter auf das Theater bringen wolle, so mache man ihn zu einem Nebencharakter und setze ihn einem tugendhaften Charakter entgegen, um die Tugend noch mehr zu erheben.

heben. Da also Ottavio die Komödie nicht annehmen will, so bietet ihm Lelio in der Noth, in welcher er sich befindet, seine Person, als Schauspieler, an; doch Ottavio schlägt ihm auch dieses ab, und sagt, daß wie er ein unwissender Poet gewesen sey, so werde er ein schlechter Schauspieler werden, und geht ab. Lelio verflucht Poesie und Komödie, und geht auch ab, indem er sich entschließt durch Brighella noch einen Versuch bey Ottavio thun zu lassen, ob er ihn vielleicht noch zum Schauspieler annehmen wolle.

Ann kommt der Einhelfer. Rosaurg, Florindo, Pantalon, Colombina, Arlequin und Brighella probiren ihre Scenen. Brighella fängt endlich eine an: »Hier gehört Wit, hier gehört
» Nachdenken dazu. Gleichwie der Steuermann,
» wahr er sich mit seinem Schiff auf dem hohen
» Meere befindet, und an dem Compasse gewahr wird,
» daß der Wind sich von Süden auf Südwesten ge-
» wehlet hat, seinen Matrosen Befehl giebt, die
» Segel zu drehen, also befehle auch ich den Matros
» sen meiner Gedanken. — — » Ottavio unter-
bricht ihn, und ruft, er solle still schweigen, solche
Vergleichungen wären nicht mehr gebräuchlich, es
stünde auch nicht also in seiner Rolle, sondern er
habe es aus seinem Kopfe hinzugethan. Brighella
fragt, ob er denn also nicht Vergleichen und Al-
legorien machen solle. Ottavio antwortet; Nein!
Brighella, dem dieses nicht gefällt, gehet ab. Ot-
tavio sagt zum Florindo, da könne er sehen, wie
nöthig es sey, die Schauspieler an die geschriebene
Rolle zu binden, weil sie so leicht auf ihre alte lä-
cherli

berliche Einfälle kämen. Florindo fragt, ob man dann aber die extemporirten Komödien ganz abschaffen wolle. Ottavio: Nein nicht gänzlich, dann sie machten doch einen Vorzug aus, den das Itälianische Theater vor den Theatern anderer Nationen hätte. Nach einigen weitem Reden fragt Florindo, ob es wohl nicht angehen möchte, aus den Komödien mit Charaktern die verlarvten Personen gänzlich wegzulassen. Ottavio antwortet, das würde die Komödianten ins Verderben bringen, und es sey noch nicht Zeit dazu. Man müßte nicht gleich in allen Dingen die Welt vor den Kopf stoßen wollen. Es sey genug, daß das Volk nun nicht mehr, wie sonst bloß des Lachens wegen, in die Komödie gieng, und nichts als die verlarvten Personen sehen wolle; es könne nun schon die ernsthaftesten Rollen ertragen, und auf den angenehmen Witze Achtung geben, der aus dem Ernsthaften selbst entstehe: Es möchte aber auch noch gern die verlarvten Personen sehen, also müsse man sie nur wohl zu brauchen suchen, damit sich ihr lustiger Charakter mit dem ernsthaftesten wohl vertrage, welches freylich allerdings schwer sey. Der Doctor kommt um seine Scenen zu probiren; weil aber die Zeit verflossen ist, so wird beschlossen, daß die Schauspieler bey Ottavio auf den Mittag bleiben, und man nach Tische weiter fortfahren wolle. Brighella bringet den Lelio nochmals zurück, und bittet den Ottavio, denselben ihm zu gefallen, zum Schauspieler anzunehmen, da der Gesellschaft ohnedem noch eine Mannsperson fehle. Ottavio sagt, er wolle es gern thun, Lelio aber müsse vorher doch eine

Probe ablegen, und weil derselbe nicht weiß, wo er zu Mittag essen soll, so wird er zu seiner großen Freude, auch beym Ottavio behalten.

Colombina bringet eilig die Nachricht, daß ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer angekommen sey, welches nach dem Vorsteher der Gesellschaft frage. Die Schauspielerinnen Rosaura und Beatrice kommen nach, und sagen, daß es eine Standesper-
son seyn müsse, sie habe einen Bedienten in Livree bey sich. Eleonora kommt herein, und grüßet die Anwesenden mit einer hochtrabenden Freundlichkeit, welche mit entblößtem Haupte ihr demüthig danken. Als sie endlich sagt, daß sie eine musikalische Virtuossinn sey, sehen sich die Komödianten an, und setzen die Hüte auf. Lelio erkennt sie auch bald, daß sie in einer komischen Oper von ihm gesungen habe. Ihr Vortrag ist endlich, daß sie sich mit der Gesellschaft verbinden wolle, doch wolle sie sich nicht so weit erniedrigen, eine Komödiantinn zu werden, sondern in den Zwischenspielen singen, wofür sie für sich, ihren Gesellschafter und ihren Bedienten, der die Stummen Rollen spielen soll, ungeheure Forderungen macht. Ottavio scheint bey jedem Artikel einzuwilligen, bis sie endlich fragt, ob also alles richtig wäre, worauf er antwortet: »Ja, so richtig, daß sie gehen kann, wohin sie will, weil wir sie nicht brauchen.« Worauf alle bravo! bravo! rufen. Er giebt ihr darauf ferner zu verstehen, daß die Zeit vorbey sey, wo die Musik die Komödie unterdrücket habe, und daß igt die Komödianten keine Musik mehr nöthig hätten, um Beyfall zu finden. Rosaura und Beatrice sagen ihr im Abgehen auch
noch

noch bittere Wahrheiten. Als sie sich über diese Begegnung beklaget, sagt ihr Florindo, sie sey durch ihre hochtrabende Aufführung selbst Schuld daran. Worauf sie versetzt: »Wir andere Virtuosen reden alle so.« Florindo aber, indem er abgeht: »Und wir andere Komödianten antworten alle so.« Brighella, welcher merkt, daß die Musik der Eleonora mit der Poesie des Lelio von einer Art sey, fragt endlich ob es der Frau Virtuosin gefällig wäre, mit den Komödianten eine Reissuppe zu essen; sie nimmt dieß ganz sanftmüthig an, und sagt, wann sie der Vorsteher der Gesellschaft nöthigte, so würde sie sich vielleicht verleiten lassen, zu kommen. Brighella ist so gutwillig und gehet hin dieses dem Ottavio zu sagen. Als er weg ist, entdeckt sie dem Lelio, daß ihre Umstände sehr schlecht wären, welcher ihr anrath, eben die Partey, als er zu ergreifen, nämlich eine Komödiantin zu werden. Ob sie sich zwar anfänglich dazu nicht entschließen kann, so läßt sie sich doch endlich bereden, mit zu Tische zu gehen, um hernach davon zu reden, und sagt, sie hoffe, daß sie vielleicht doch noch wohl aus einer schlechten Sängerin eine mittelmäßige Schauspielerinn werden könne.

Dritter Aufzug.

Florindo sagt zum Ottavio, daß nun die Gesellschaft vollständig sey, da Lelio und Eleonora die beiden fehlenden Personen ersetzt hätten. Ottavio versetzt, man müsse nur sehen, wie sie sich zum Declamiren schicken, und ob sie sich auch mit den übrigen vertragen würden, indem der eine noch seine

Poesie und die andere ihre Musik im Kopfe hätten. Florindo gehet ab um dem Lelio Raum zu lassen, welcher erstlich mit dem Extemporiren eine Probe macht, und deswegen von Ottavio einige gute Regeln empfängt; hernach declamirt er einige auswendig gelernte Verse, so, daß Ottavio damit zufrieden ist, und ihn zum Schauspieler - nimmt. Eleonora, saget auch zur Probe, eine Stelle aus einer komischen Oper her, und bekommt vom Ottavio gleichfalls, sowohl in Absicht auf das Declamiren und die Action selbst, als auch auf ihre übrige Aufführung, viel gute Erinnerungen.

Nun gehet die Probe weiter. Rosaura, der Doctor, Colombina, Florindo und Pantalon treten nacheinander auf. Lelio unterbricht sie, und ruft, Ottavio habe ihm gesagt, daß der Schauplatz verbessert sey, und daß alle Regeln beobachtet würden, und doch sey selbst in dieser Scene ein erschrecklicher Fehler, und kurz, sie tauge gar nichts. Ottavio fragt, was es dann für ein Fehler sey? Lelio antwortet: Horaz wolle, daß nicht mehr als drey Personen auftreten sollten, und hier wären fünf. Ottavio erkläret also, das *nec quarta loqui persona laboret*. Also, daß es bloß bedeuten sollte, wann mehrere Personen auf dem Schauplatze wären, so könnten nur drey vorzüglich reden, die vierte und die übrigen hingegen müßten nicht so viel zu reden haben; damit nicht eine Verwirrung daraus entstehe, wie es in den extemporirten Komödien wohl zu geschehen pflege, wo, wann vier oder fünf Personen auf das Theater kämen, gleich alles verwirret würde.

würde. Wann also alles ordentlich eingerichtet sey, so könnten wohl zehn oder zwölf Personen auf einmal auf den Schauplatz kommen, wann nur der Verfasser einen Ieden könne zu rechter Zeit reden lassen, ohne daß Verwirrung zu befürchten sey. Man müsse bey der Auslegung der Alten, erstlich untersuchen, was eigentlich die Meynung derselben bey einer oder der andern Stelle gewesen sey, und hernach sey noch übrig zu untersuchen, in wie fern sich dasjenige, was sie geschrieben haben, auf unsere Zeiten schicke oder nicht. Bey Gelegenheit des Einhelfers, welcher herauskommt, und schimpft, daß die Probe unterbrochen wird, nimmt der Verfasser Gelegenheit, den Zuschauern, welche sich aufs Theater drängen, aus den Logen ins Parterre spehen, pfeifen und auf andere Art die Schauspieler hindern, auf eine feine Art einige Erinnerungen zu geben. Die Probe wird endlich geendiget. Lelio fragt beyläufig, was von der Gewohnheit am Ende der Lustspiele ein Sonnet herzusagen, zu halten sey. Ottavio antwortet, die Sonnette schickten sich bey einigen Komödien, und bey andern nicht; Goldoni habe sie beygehalten, wann er Ursach dazu zu haben geglaubt hätte, sonst habe er sie weggelassen. Doch könne derselbe auch hierinn wie in andern Sachen irren, dann er habe selbst von ihm gehört: »daß er allemal zittere, wann er eine neue Komödie auf das Theater bringe; daß es eine sehr schwere Sache um die Komödien sey; daß er sich nicht schmeichle, gänzlich einzusehen, was zu derselben höchsten Vollkommenheit gehöre, und daß er zufrieden sey, wann er durch seine Bemühungen ge-

»lehrete und witzige Köpfe anspornen könne, den
 »Ruhm der Italiänischen Komödie auf einen höh-
 »ern Grad zu bringen.«

In diesem Stücke hat unser Verfasser sein Lehr-
 gebäude von der Komödie entworfen und sich zu-
 gleich wider einige Vorwürfe, welche ihm waren ge-
 macht worden, zu vertheidigen gesucht. Er hat
 noch viele kleine Vertheidigungen, und andere Sa-
 tiren wider die Fehler der alten extemporirten Lust-
 spiele, und die Fehler der Schauspieler selbst mit-
 einfließen lassen, welche aber theils ohne eine ge-
 naue Kenntniß des itzigen Italiänischen Theaters,
 nicht gänzlich können verstanden, theils sich der Kür-
 ze wegen in diesen Auszug nicht haben bringen las-
 sen. Genug, daß man daraus mit Zusammenhaf-
 tung der im vorigen Stücke meist ganz übersehten
 Vorrede zum ersten Theile, dessen Gedanken von der
 Komödie deutlich wird einsehen können.

- 6) La Putta onorata; das ehrliche Mädchen.
- 7) La buona Moglie; in Seguito della Put-
 ta onorata. Die gute Ehefrau; zur
 Folge des ehrlichen Mädchens.

Diese beyde Lustspiele gehören gewissermaßen zu-
 sammen, indem in dem zweyten, die in dem ersten
 abgehandelte Geschichte fortgesetzt wird; es sind
 beydes Venezianische, oder ausdrücklich für Venedig
 gemachte Komödien. Die meisten Personen reden
 den venezianischen Dialekt, und alle Handlungen
 beziehen sich so genau auf die Venezianische Lebens-
 art, Sitten und Gewohnheiten, daß man ohne
 beständ-

beständige Rücksicht auf dieselben kein Vergnügen daran finden kann, wie es der Verfasser in der Vorrede zu dem erstern Stücke selbst gestehet. Wir haben daher aus diesen beyden Stücken lieber gar keinen als einen unverständlichen und langweiligen Auszug machen wollen. Wir werden dieses vielleicht instänftige bey noch einigen Stücken unsers Verfassers also machen müssen, um den, ohnedem sich ins Länge ziehenden Auszug aus denselben Werken in etwas abzukürzen. Der Inhalt des ehrlichen Mädchens ist: der Bettina, einem armen aber ehrlichen Mädchen wird von dem Marchese von Ripaverde nachgestellt, sie entgeht aber, theils durch den Schutz des Pantalons und einigermaßen der Gemahlinn des Marchese, hauptsächlich aber durch ihre eigene Ehrlichkeit und Abscheu vor dem Laster, seinen Nachstellungen, und heirathet ihren geliebten Pasqualino, welcher erstlich für einen Sohn des Gondelfahrers Messer Menego Canello gehalten, hernach aber entdeckt wird, daß er Pantalons Sohn sey, dahingegen der lächerliche Lelio, Pantalons geglaubter Sohn, für den Sohn des Gondelfahrers erkannt wird.

In der guten Ehefrau, spielt Bettina beynahe eben die Rolle als die Amalia in Fiabelings Romane dieses Namens. Sie ist schon einige Zeit verheirathet, und Pasqualino ist durch Verführung des Lelio lächerlich geworden, hat seiner Frau übel begegnet, Schulden gemacht, und ist seit einigen Tagen nicht nach Hause gekommen; Lelio weiß ihn auch allemal, wann er auf guten Wegen ist, wie-

der

der zurückzubringen, und der Marchese von Ripaverda, welcher durch üble Wirthschaft in schlechte Umstände gerathen ist, giebt ihm vollends den letzten Stoß. Bey allen diesen Umständen liebt ihn Bettina beständig, opfert alles für ihn an, verbirgt seine Uebelthaten vor jedermann, ja sogar für Pantalon selbst, welcher sie trösten will, und vergift alle üble Begegnungen, wann sie den Pasqualin nur wieder erblicket. Endlich wird Lelio in einem Ranke erstochen, worauf Pasqualin in sich schlägt und durch Hülfe der Bettina von seinem Vater Pantalon Vergebung erhält.

8) Il Padre di Famiglia; der Hausvater.

Personen.

Pantalon de' Bisognosi. Ein Kaufmann aus Venedig gebürtig.

Beatrice seine zweyte Frau.

Lelio Pantalons Sohn erster Ehe.

Florindo. Pantalons Sohn, den er mit der Beatrice gezeuget hat.

Der Doctor Balanzoni. Vater der Leonora und der

Rosaura.

Ottavio. Hofmeister von Pantalons Söhnen,

Colombina

Arlequin

Brighella

Tiburzio. Ein Kaufmann.

Der Bargello mit den Schirren.

Der Schauplatz ist zu Bologna.

Erster

Erster Aufzug.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer in Pantalons Hause vor, wo Lelio und Florindo unter der Aufsicht ihres Hofmeisters Ottavio studiren. Dieser be- gegnet dem erstern sehr hart, dem andern aber, weil er ihm besonders von dessen Mutter Beatrice ans befohlen worden, sehr gütig, ja sogar als er denselben, anstatt seiner Lektion, einen Liebesbrief schreiben siehet, hilft er ihm die Schreibart verbessern. Beatrice kommt dazu und beklagt ihren Sohn Florindo, daß er so viel studiren müßte. Den Lelio fährt sie an, und nimmt ihren Sohn mit sich, um ihm auf seine Bitte, Geld zu geben. Weil Lelio mit seiner ihm gegebenen Aufgabe nicht fertig werden kann, und ihn Ottavio immer härter anföhret, so geräth er mit demselben deswegen in Wortwechsel, welchen der dazukommende Pantalon sieht, dem Lelio einen Verweis giebet, und ihm befehlet, seinen Lehrmeister, wie ihn selbst, zu ehren. Als er aber den Lelio weggehen lassen, bekömmt auch Ottavio einen starken Verweis, daß er mit seinem Untergebenen so schlecht umgehe. Ob sich nun gleich dieser scheinheilige Lehrmeister damit entschuldigen will, daß Lelio allzu unbiegsam und ungelehrig, Florindo hingegen gelehrig und gehorsam sey, so antwortet doch Pantalon, eben deswegen müsse er mit jenem etwas sanftmüthiger und mit diesem etwas ernsthafter umgehen. Als Ottavio abgefertiget ist, sagt Pantalon, er wolle nun seine Söhne nicht lange mehr unter der Aufsicht des Lehrmeisters lassen, sondern er wolle den Lelio als den Ältesten verheirathen, den Florindo hingegen reis-
sen

fen lassen, und wann er sich wohl hielte, ihm auch eine eigene Handlung geben, hernach wolle er bey seinen Lebzeiten, alles wegen der Erbschaft in Ordnung bringen, damit seine Kinder sich nicht nach seinem Tode deswegen zanken dürften; endlich läßt er den Brighella kommen, um ihm Befehle zu geben, was er zum Mittagessen einkaufen solle.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer der Beatrice vor, wo Colombina Wäsche plättet; sie rufet den Arlequin, um ihr einen glühenden Bolzen zu holen. Florindo kommt dazu, heißt den Arlequin weggehen, und da er sich bey der Colombina unerlaubte Freyheiten nehmen will, so verbrennt sie ihm, nachdem sie ihn vergebens gedrohet hat, die Finger mit dem Eisen, worauf er anfängt zu schreyen. Beatrice kommt hinzugelassen, beklagt ihren lieben Sohn, silzt die Colombina aus, daß sie so eigensinnig sey, und zwingt sie, dem Florindo die verbrannte Hand zu waschen; Lelio kommt herein, und hält sich darüber auf, daß sein Stiefbruder und das Kammermädchen so bekannt mit einander seyn, und daß die Frau Mutter dabey stehe und es zugebe. Als Pantalon dazu kommt, giebt Beatrice vor, Lelio laufe immer der Colombina nach, Florindo hingegen, das gute Kind, sey von ohngefähr gefallen, und habe sich die Hand an dem Eisen verbrannt. Pantalon sagt beyden, sie hätten in diesem Zimmer nichts zu thun, und sollten hingehen, und sich ankleiden um mit ihrem Lehrmeister auszugehen. Als sie weg sind, bekommt Beatrice von Pantalon, wegen ihrer Partheylichkeit, gute Lehren,
sie

ſie lehrt ſich aber nicht daran, und als er abgegangen iſt, ſagt ſie; ſie habe nur den einzigen Sohn, und wolle ihn nicht durch vieles Studiren verlieren, ſie wolle ihn lieber verheirathen; ihr Mann wolle zwar den älteſten verheirathen, aber ſie würde die Gattinn ihres Stieffohns nicht im Hauſe leiden u. ſ. w.

Der Schauplatz ſtellet nun ein Zimmer in dem Hauſe des Doctors vor, wo die beyden Schwestern Rosaura und Eleonora ſich miteinander unterreden. Die erſtere iſt ein ſchreinheiliges Mädchen, welche erſt kürzlich aus dem Hauſe ihrer Muhme, bey der ſie geweſen, zurückgekommen iſt. Sie ſagt, ſie bedaure, daß ſie ſich von ihrer Muhme habe ſcheiden müſſen, wo der Tag in nichts als gottſeligen Uebungen ſey vollbracht worden, und wohin niemand gekommen ſey, als der fromme und exemplariſche Mann Ottavio, welcher mit ihr zuweilen auf ihrer Stube von nützlichen Sachen geredet habe. Eleonora antwortet, ſie ſey im Hauſe erzogen worden, aber ſie zweifele, ob ſie ihre Aeltern würden mit einem exemplariſchen Manne auf der Stube allein gelaffen haben. Rosaura ſagt: den Böſen ſey alles böſe, aber in dem Hauſe ihrer Muhme habe alles zum Guten gereichet. Ottavio nebst dem Florindo melden ſich an. Eleonora will zwar, weil ihr Vater nicht zu Hauſe iſt, den Beſuch nicht annehmen, aber Rosaura wendet ein, ſolche fromme Leute müſſe man nicht weggehen laſſen. Kurz, Ottavio ſezet ſich zur Rosaura und Florindo zur Eleonora. Als die erſte endlich den Ottavio bitzet, ihnen etwas nützliches vorzuleſen, lieſet er ihnen
aus

aus einem Buche ein Capitel: »Von der Nothwendigkeit der Ehe zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes,« vor. Der Doctor kommt dazu, fragt, was die Herren gutes da machen? Ottavio antwortet: Daß, da er die Rosaura bey ihrer Mutter gekannt habe, und gewohnt gewesen sey, mit ihr über ein oder anderes nütliches Buch Betrachtungen anzustellen, so habe er diese gute Uebung fortsetzen wollen. Der Doctor aber bittet ihn ganz höflich anderwärts Uebungen anzustellen, seine Tochter hätte der Lectionen des Herrn Ottavio nicht nöthig, und dem Florindo diene zur Nachricht, daß er nicht gewohnt, ohne sein Vorwissen Fremde im Hause zu haben. Als sie weg sind, heißt er die Eleonora auch weggehen, und fragt die Rosaura ob dieß die Frucht von ihrer gerühmten Bescheidenheit und Eingezogenheit sey, daß sie den ersten Tag, da sie ins Haus komme, Besuche von Mannspersonen annehme; Rosaura will sich vertheidigen; daß es um der guten Lectionen willen geschehe, der Doctor aber antwortet, sie habe solcher Lectionen nicht nöthig, und kurz, er wolle solche Besuche nicht ferner haben. Rosaura vertheidigt sich mit einem geistlichen Stolze, endlich nimmt sie eine scheinheilige Miene an, küßt ihrem Vater mit einer demüthigen Art die Hand, und geht ab. Der Doctor sagt: diese seine Tochter habe alle Kennzeichen einer Heuchlerin. Sie sey stolz und übermüthig, selbst indem sie demüthig scheinen wolle. Solche Weibspersonen wüßten, unter dem Mantel einer verstellten Sanftmuth, den feinsten Stolz zu verbergen. Er habe geglaubt, er thue wohl, wann er sie

sie unter die Aufsicht ihrer Mutter gebe, aber er merke wohl, daß er sich betrogen habe. Eleonora, die im Hause erzogen worden, sey keine Heuchlerin, aber sie habe mehr Ehrfurcht vor ihrem Vater. Sie thue nicht so exemplarisch, aber sie sey folgsamer und bescheidener. Kurz, er merke immer mehr und mehr, daß es für die Kinder am besten sey, wann sie von einem vernünftigen und liebevollen Vater in dem Schoße einer wohl eingerichteten Familie erzogen würden.

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer der Beatrice vor, wo Ottavio hereintritt und mit ihm Florindo ohne Degen, Ottavio hat den Florindo in ein öffentliches Haus geführt, wo sie nicht allein ihr Geld, sondern auch jener seine Uhr, dieser seinen silbernen Degen verspielt, und sie haben noch dazu jener zwey und dieser fünf Zechinen auf ihr Wort verlohren. Florindo ist beschwogen in großer Angst, Ottavio heißt ihn gutes Muths seyn, seine Mutter werde schon alles wieder gut machen; als Beatrice kommt, so heißt er ihm, sich betrübt anzustellen, und da sie sich ängstlich nach der Ursache erkundiget, giebt Ottavio vor, daß, als sie zusammen ausgegangen, Celio zu einem Trupp von lieberlichen Leuten gelaufen sey; er habe demselben nachgehen wollen, und habe dem Florindo befohlen, so lange in einem benachbarten Orte zu warten; er hätte aber nicht gewußt, daß daselbst gespielt worden; der arme Florindo hätte spielen sehen, und sich verleiten lassen mitzuspielen, und hätte alles, und noch

dazu acht Zechinen auf sein Wort verlohren. Beatrice sagt, sie sollten ja den Pantalon nichts davon erfahren lassen, und weil sie kein Geld hat, giebt sie dem Florindo einen Ring, welcher verspricht, ihn für zehn Zechinen zu versehen; als Ottavio weg ist, fragt Beatrice den Florindo, was er mit den beyden übrigen Zechinen machen wolle, er sagt, er wolle einen schönen Fächer kaufen und denselben einem hübschen Mädgen schenken; sie giebt ihm zwar einen kleinen Verweis, fragt aber, wer dieselbe sey, und erfährt, daß es Eleonora, die jüngste Tochter des Doctor Balanzoni sey, und daß Florindo mit seinem Lehrmeister in ihrem Hause gewesen sey; er sagt, er wolle dieselbe heirathen, und Beatrice möchte deswegen mit Pantalon reden, dann kurz, wann er dieses Frauenzimmer nicht zwischen heute und morgen heirathe, so wolle er einen Strick nehmen und sich erhenken. Beatrice ist darüber sehr verwirrt, als Pantalon kommt. Er fragt nach seinen Kindern; sie antwortet, Florindo sturbe, Lelio aber sey nicht nach Hause gekommen, sondern seinem Meister davon gelaufen, und gleichwohl glaube sie, wann derselbe gegen die Mittagszeit werde nach Hause kommen, so werde ihm Pantalon nicht einmal ein Wort sagen. Pantalon antwortet die Tischzeit wäre auch nicht gelegen dazu; man müsse alsdann nicht zanken, er wolle bey Tische keine saure Gesichter sehen, dann dieß wäre die Zeit wo Aeltern und Kinder in Friede und Liebensamten seyn müßten; die Ruhe und gute Harmonie sey das beste Gewürz der Speisen u. s. w. Beatrice fährt nichts destoweniger fort, den Lelio

zu

zu verunglimpfen, Pantalon aber bricht ab, und sagt, er wolle wegen einer wichtigen Sache mit ihr reden. Der Doctor Balanzoni wolle eine von seinen Töchtern verheirathen. — Beatrice sagt, es würde wohl Eleonora seyn, weil Rosaura bey ihrer Ruhme bleiben und nicht heirathen wolle; weil sie glaubt, Florindo könne der Bräutigam werden, so billigt sie sehr, daß Pantalon vorschlägt, er wolle einen seiner Söhne an die Eleonora verheirathen; als sie aber hört, daß ihr Mann den Celio meint, und noch nicht vor gut hält den Florindo zu verheirathen, so kommt sie außer sich. Da sie sich aber zu sehr in das Lob ihres Sohnes versteigt, so sagt Pantalon endlich, er wisse mehr als sie vielleicht glaube, ihr Herr Sohn wäre ein gar sauberes Früchtchen, gleichwohl schmeichle sie demselben immer und verheele seine Fehler; sie stricke demselben auf solche Art selbst das Netz, worinn er fallen müsse, und sie werde Zeit genug die Frucht ihrer unbedachtsamen Zärtlichkeit empfinden müssen. Sie würde noch einmal die Liebe, die sie ist für ihn bezeuge, mit Blut beweinen, und würde die Mühe verfluchen, welche sie sich ist gebe, ihm, dem Vater, dessen Fehler zu verheelen; sie werde noch einmal zum Lohne ihrer Liebe, selbst von ihrem Sohne üble Begegnungen erdulden, und hören müssen, daß er es ihr ins Gesicht sage, daß sie es sey, die seine Laster genähret und unterhalten habe. Beatrice kehrt sich hieran gar nicht, sondern vielmehr als Pantalon weg ist, sagt sie, er möge sagen was er wolle, so liebe sie doch ihren Sohn zärtlich; sie wolle sich selbst bey der Eleonora erkundigen, ob sie den

Florindo und nicht den Lelio haben wolle; sie wolle ihren Sohn mitnehmen, und denselben ihrem Manne zum Troste verheirathen.

Der Schauplatz stellt ein anderes Zimmer in Pantalons Hause vor; Colombina fliehet vor dem Florindo, der ihr seine Liebe bezeugen will, er verspricht endlich sie zu heirathen, worinn seine Mutter willigen werde, und will ihr zum Zeichen den Ring schenken, welchen ihm seine Mutter gegeben hat; Ottavio kommt dazu und Colombina muß ihm ihre goldne Armbänder geben, damit er sie nicht verrathen solle; ehe aber Florindo der Colombina den Ring geben kann, kommt Pantalon dazu, worauf Florindo in die nächste Kammer fliehet, und Colombina, welche ihre Armbänder verlohren, und den Ring noch nicht bekommen hat, auch davon laufen muß. Pantalon fragt den Ottavio, wo er mit seinen Söhnen gewesen sey. Dieser antwortete, vom Lelio könne er ihm keine Nachricht geben, weil er sogleich von ihm gelaufen wäre, ohne daß er ihn habe erreichen können. Den Florindo aber habe er in eine moralische Disputation geführt, wo demselben im Gedränge sey der Degen, ihm selbst aber seine Uhr gestohlen worden. Pantalon fragt, ob er sonst nirgends, und ob er nicht mit Florindo in des Doctors Hause gewesen sey, welches Ottavio ohne Umstände läugnet. Indem kommt Lelio nach Hause; Pantalon fragt ihn, wo er gewesen sey, Lelio antwortet, der Herr Fabrizio Ardenti habe ihn zu sich gerufen, um mit ihm die Rechnung wegen der spanischen Wolle abzuthun, er habe es auch seinem Hofmeister sagen wollen,

wollen, aber er sey schon weg gewesen; zum Zeichen, daß er wahr rede bringet er 300 Scudi als den Rest der Rechnung mit. Ottavio sucht sich wegen seines falschen Vorgebens, so gut er kann, zu entschuldigen; Pantalon aber weiß schon was er davon denken soll, und befiehlt dem Lelio das Geld in die Nebenkammer zu tragen und dieselbe zuzuschließen. Lelio trägt es aber in eben die Kammer, wo Florindo sich verborgen hat, schließt sie hinter sich zu, und giebt seinem Vater den Schlüssel; dieser befiehlt ihm ferner, mit ins Contoir zu kommen, wo sie noch vor Tische eine Rechnung durchsehen wollten, deren Zahlung fällig wäre. Als sie weg sind, macht Florindo die Kammer von innen auf, bringet den Beutel mit dem Gelde heraus, welches er mit Ottavio theilet, den Beutel dafür mit Asche, Eisen und Bley füllet, denselben wieder in die Kammer an den vorigen Ort stellet, und die Thüre zuwirft.

Der Schauplatz stellet das Speisezimmer vor, wo die ganze Familie zu Tische sitzt. Beatrice läßt auch hier ihre unvernünftige Partheylichkeit für ihren Sohn so stark merken, daß sie endlich, da Pantalon nicht in alles willigen will, voller Bosheit vom Tische weggeht. Der Kaufmann Tiburzio meldet sich, um den Rest seiner Rechnung von 400 Scudi abzuholen; Pantalon läßt deswegen durch Lelio den in die Kammer verschlossenen Beutel von 300 Scudi holen, und giebt demselben zu dem Ende den Schlüssel; als aber der Beutel aufgemacht wird, und darinn nichts als Asche, Eisen und Bley befindlich ist, kann Pantalon dieses niemand anders

ders als dem Lelio Schuld geben, welcher das Geld selbst gebracht und selbst verschlossen hat, und ob derselbe gleich alles, was heilig ist, zu Zeugen seiner Unschuld anruft, so gebietet ihm sein Vater doch zu schweigen, und ihm aus den Augen zu gehen. Pantalón aber führet den Tiburzio ins Contoir um demselben ander Geld zu geben.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer in dem Hause des Doctors vor, wo Beatrice nach einigen vorläufigen Complimenten, der Eleonora vorschlägt, den Florindo an sie zu verheirathen; diese aber antwortet bescheiden, sie stehe unter ihres Vaters Gewalt, und könne keinen andern Mann nehmen, als den ihr derselbe gebe, und also müsse Beatrice mit demselben davon reden. Als dieselbe sagt, ihr Sohn würde gleich nachkommen, antwortet Eleonora, ihr Vater habe ihr ausdrücklich befohlen, ohne seine Erlaubniß mit keiner Mannsperson zu reden, also müsse sie demselben gehorsamen, und wann Florindo käme, sich gleich wegbegeben, welches sie auch, da er kommt, wirklich thut, und beyde stehen läßt. Beatrice nimmt dieses sehr übel, und fragt ihren Sohn, ob er wohl ein solches Frauenzimmer heirathen wolle, welche so wenig Respect gegen sie bezeuge. Florindo sagt, es wäre endlich nicht so viel an derselben gelegen, sie möchte ihm diese oder eine andere geben, wenn er nur eine Frau bekäme. Rosaura kommt dazu, und läßt sich, nachdem sie ihre Schwester auf eine sehr heilige Art verunglimpft hat, nicht lange bitten, ohnerachtet ihr Vater nichts davon weiß, dem Florindo die Hand zu geben, ob sie gleich zugleich so herzlich schamhaft ist,

daß

daß sie ihm nicht die bloße Hand reichen will, sondern dieselbe mit der Schürze bedeckt. Beatrice und Florindo gehen darauf nach Hause. Rosaura sagt, sie wisse nicht was Ottavio hiezu sagen werde, indem sie demselben Hoffnung gemacht, ihn zu heirathen, aber Florindo sey jung und reich. Ihre Ruhme habe sie gelehret, daß man zu seinem Schaden, sein Wort nicht halten dürfe, und daß man ein gut Glück, wann es aufstiehe, nicht aus den Händen lassen müsse.

Dritter Aufzug.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer im Hause Pantalon's, mit angezündeten Lichtern vor. Florindo bringt dem Ottavio die Neuigkeit, daß er ein Bräutigam sey, und zwar mit Rosaura, daß seine Mutter diese Heirath geschlossen habe, und daß sein Vater noch nichts davon wisse. Als ihn Ottavio, welcher selbst sich Hoffnung macht die Rosaura zu erhalten, davon abrathen will, gerathen sie darüber in Wortwechsel, worauf Florindo abgeht. Ottavio sagt, daß er die Rosaura nicht könne fahren lassen, und daß er alles anwenden wolle, um diese Heirath zu zernichten, und geht ab. Pantalon klagt dem Doctor seine Noth wegen Lelio, und daß derselbe nach begangener Missethat nunmehr nirgends zu finden sey; der Doctor antwortet, Lelio könne vielleicht unschuldig seyn, wenigstens habe er es ihm mit Thränen geschworen, worauf er denselben zu sich ins Haus genommen habe, und ihn unterdessen in einem Zimmer verschlossen halte, bis die Sache deutlicher aufgekläret werde.

Sie kommen beyde überein, daß wann Lelio unschuldig sey, so solle es dabey bleiben, daß er eine von des Doctors Töchtern heirathen solle.

Der Schauplatz stellt ein Zimmer in dem Hause des Doctors mit einer verschlossenen Seitenthüre vor. Eleonora, welche neugierig ist, zu wissen, warum ihr Vater diese Thüre verschlossen hat, gucket durch das Schlüßelloch und siehet den Lelio sitzen, nur kann sie nicht begreifen, warum er daselbst eingeschlossen sey. Von der Rosaura, welche dazu kommt, wird sie deshalb bestrafet, weil die Neugierigkeit ein schlimmes Laster sey; Eleonora sagt, wann ihre Schwester glaube, daß es unrecht sey, so wolle sie es unterlassen und lieber gar weggehen. Sobald sie aber weggeheth, siehet Rosaura selbst hinein und wird von ihrer Schwester darüber betroffen. Florindo klopft an, worauf Rosaura, Eleonoren, (welche den Florindo nicht herein lassen will, weil ihr Vater nicht zu Hause sey,) beredet, er werde wohl mit seinem Bruder sprechen wollen, und sie wollten sich unterdessen jede in ihr Zimmer verfügen; Florindo kommt also herein, und sagt, er wisse nicht warum Rosaura vor ihm fliehe, er habe eben funfzig Scudi verspielt und wolle sich nun lustig machen; wann Rosaura zu spröde thun wölte, so lehre er zur Colombina zurück; er habe von dem Neste der gestohlenen 300 Scudi ein paar bessere Armbänder, als die, welche ihr Ottavio genommen habe, gekauft, und werde sie damit wohl zufrieden stellen. Rosaura kommt geschlichen und läßt sich nach einigen gewechselten Worten von Florindo entführen.

Der

Der Schauplatz stellet die Straße vor, wo das Haus des Doctors zu sehen ist; derselbe kommt mit einer Laterne in der Hand, zu Hause, und mit ihm Ottavio, welcher ihm die Liebe des Florindo zur Rosaura entdecket; indem kommen beyde zum Hause heraus; der Doctor will auf sie zu; Ottavio aber wirft dem Doctor die Laterne aus der Hand, ergreift die Rosaura und führet sie, unter dem Vorwand sie zum Florindo zu bringen, weg; der Doctor welcher nicht begreifen kann, wer ihm sein Licht ausgelöschet habe, gehet ins Haus.

Der Schauplatz stellet ein Zimmer in Pantalons Hause vor, wo Florindo der Colombina die für sie gekauften Armbänder zeigt. Indem er ihr die Hand giebt, um zu bezeugen, daß er sie heirathen wolle, kommt Beatrice dazu, verweist der Colombina ihre Kühnheit und befiehet, ihr den Augenblick aus dem Hause zu gehen. Florindo erzeigt sich darüber sehr ungeberdig, und da sie ihm vorstellt, wie er seiner Mutter also begegnen könne, welche ihn so lieb habe, antwortet er: es wäre ihm nichts daran gelegen ob sie ihn lieb habe oder nicht, sie hätte ihn gelehret zu thun was er wolle, und nun wolle er solches thun. Er gehet voller Bosheit ab. Beatrice beklagt sich zwar über diese üble Begegnung. Nichts destoweniger, da Pantalon zu ihr kommt, und sagt, daß er eben gehöret, daß Florindo solle fünfzig Scudi verspielt, und ein paar goldne Armbänder gekauft haben, und wann dieß wahr wäre, so könnte niemand anders als derselbe die 300 Scudi entwendet haben, läßt sie noch nicht nach, ihren

ihren Sohn zu vertheidigen. Indem kommt Brighella gelaufen und meldet, daß Florindo die Colombina entführet habe; worauf Pantalon sogleich eilet, um ihnen mit seinen Leuten nachzusehen.

Der Schauplatz stellet einen abgelegenen Ort vor, wohin Ottavio Rosaura führet, welche in den Vorschlag, ihn anstatt des Florindo zu heirathen, nicht willigen will. Florindo bringt die Colombina geführt, Rosaura die ihn mit einer andern Frauensperson siehet, will auf ihn zufahren; aber in dem Augenblicke erscheint Pantalon mit seinen Leuten, befiehet, sie zuergreifen, und sie allerseits in des Doctors Haus, weil es näher sey, als das seinige, zu führen. Dasselbst bittet sich Pantalon von dem Doctor die Erlaubniß aus, die ganze Sache nach seinem Gutdünken bezulegen. Er sagt also: Da Florindo der Rosaura die Ehe versprochen habe, und sie auch zusammen aus dem Hause gelaufen wären, so müßten sie einander heirathen; damit sie aber doch für ihre Uebelthaten bestraft würden, so solle Florindo zu Schiffe gehen und vier Jahre in der Fremde zubringen, Rosaura aber, solle eben so lange Zeit aufs genaueste eingeschlossen werden; und wenn sie nach dieser Zeit kläger geworden wären, so wolle er sie alsdann für seine Kinder annehmen. Beide klagen hierauf den Ottavio als Urheber ihres Unglücks an, welchem der Doctor, ~~aus~~ aus seinem Hause zu gehen befiehet, wo die Schirren schon auf ihn warten. Rosaura nimmet mit einem scheinheiligen Wesen Abschied. Beatrice kommt eben zur rechten Zeit an,

an, um ihren Sohn abreißen zu sehen und seine Verwünschungen wider sie anzuhören. Lelio wird mit der Eleonora verbunden, worauf Beatrice, welche nicht ausstehen kann, daß ihr Stieffohn glücklich werden soll, vom Pantalou ihre Mitgabe fordert, weil sie nicht mehr im Hause bleiben, sondern bey ihrem Bruder wohnen wolle. Pantalou ist froh, sie um diesen Preis los zu werden. Colombina wird dem Arlequin zu Theile, und Pantalou sagt zuletzt, er hoffe nach alle dem, was er gethan habe, daß ihm jedermann zugeben werde, daß er sich als ein guter Hausvater aufgeführt habe.

Unsers Erachtens könnte dieses Stück besser die Stiefmutter als der Hausvater genennet werden, weil auf dem Charakter der ersten, und den Folgen ihrer blinden Liebe gegen Florindo und ihres unvernünftigen Hasses gegen Lelio, das ganze Stück beruhet. Der Charakter des Pantalou, könnte dennoch so würdig bleiben als er ist. Der Charakter des Ottavio aber sollte billig wegbleiben, weil er das Interesse theilet und einen Theil des Hasses auf sich ladet, den wir gegen die Stiefmutter hegen sollten, und er könnte um so viel süßlicher wegbleiben, da alle Laster des Florindo, gar sehr leicht, aus der Nachsicht seiner Mutter und seiner eigenen Unbedachtsamkeit und verzärteltem Eingeninne, entspringen könnten. Vielleicht hat der Verfasser bloß deswegen den Pantalou und nicht die Beatrice zum Hauptcharakter seines Stückes machen wollen, weil er einmal bey sich den Satz festgesetzt hatte, daß man einen schlimmen Charak-
ter

ter nicht zum Hauptcharakter machen müsse, sondern ihn bloß einem guten Charakter an die Seite stellen könne, um denselben dadurch zu erhöhen, wie solches oben in dem Auszuge aus dem Teatro comico angeführt worden ist.



IV:

Principes pour la Lecture des Orateurs III
Tomes, à Paris chez Durand & Pissot 1753.
1089 Seiten in Octav.

Ober:

Grundsätze und Anweisung die Schriften der Redner zu lesen, aus dem Französischen übersetzt von C. L. R. 3 Th. Hamburg bey Christian Herold, 1757. 888 Seiten in Octav.

Dieses Werk ist in Frankreich mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den es verdient. Der Verfasser, von welchem in der Approbation des Königl. Censors gesagt wird, daß er schon durch andere gelehrte Werke bekannt sey, und der sich, vermuthlich aus Bescheidenheit, nicht hat nennen wollen, besitzt einen feinen, aber nicht verjätzelten Geschmack; er verehret das Alterthum, ohne es anzubeten, und ist Philosoph genug, in Sachen die den Geschmack betreffen, auch den Verstand nicht unbeschäftiget zu lassen. Er verspricht Grundsätze,
die

die Schriften der Redner zu lesen, aber wahrlich! sein Werk enthält eine vollständigere Redekunst, als der größte Theil der neuern Schriften, die unter diesem Namen bekannt sind.

In der Einleitung S. 47 sagt der Verfasser er habe oft beim Rollin gelesen, »daß keine Art die Redekunst zu lernen besser seyn würde, als wenn man aus den Quellen selbst schöpfete, nämlich aus dem Aristoteles, Dionysius von Halicarnas, Longin, Cicero und Quintilian, wenn nur nicht diese Bücher, und vornehmlich die griechischen, für die studierende Jugend zu schwer wären.« Fenelon habe nicht selten eben denselben Wunsch geäußert. Dem Rathe dieser berühmten Männer zufolge habe er es unternommen, die Jugend mit denen Schriftstellern des Alterthums bekannt zu machen, die sonst am meisten über ihre Fähigkeit sind. Unter allen andern hat er sich vornehmlich an Aristoteles, Cicero und Quintilian gehalten.

Die Redekunst des Aristoteles, fährt er S. 49 fort, ist nach dem einstimmigen Geständnisse aller Kenner, ein vortreffliches Werk, und seine Abhandlung von den Leidenschaften insbesondere, ist aus der Natur und der Wahrheit geschöpft. Sibert (*) sagt, dieser Lehrer der Beredsamkeit, ist noch heutiges Tages der Meister aller Meister, selbst Cicero und Quintilian nicht davon ausgenommen. Unser Verfasser betrachtet ihn S. 52 als einen philosophischen Redner und den Vater der Erklärungen, ob sie ihm gleich nicht alle völlig gelungen seyn mögen. Er ist ein Lehrer, sagt er, der seine Schüler

(*) Regles d'Eloquence p. 4.

ler unterweist, nicht nur in bloßen Worten, sondern in wirklichen Sachen beredt zu seyn, und seine Regeln haben mehr die Aufklärung des Verstandes, als die Lösung der Frage zur Absicht. Da er selbst vom Plato (***) gebildet worden, welcher vom Sokrates den herrlichen Grundsatz erlernt hatte, daß die Wahrheit allezeit eine Quelle der Schönheit sey; so gehet er beständig bis zu den ersten Gründen zurück, und sezet unveränderliche Regeln fest. Er bemühet sich die Menschen beredt zu machen, indem er ihren Verstand verbessert. Zu diesem Ende hat er sich der geometrischen Lehrart bedienet, alles sorgfältig erklärt, und auf bestimmte Begriffe zurück geführt, damit die Seele ordentlich denken, und sich deutlich und richtig ausdrücken lerne. Daher entstand die umständliche Beschreibung von den dreyen Gattungen der Beredsamkeit, was sie mit einander gemein haben, und worinn sie unterschieden sind. Von diesen schreiet er zu einer großen Mannigfaltigkeit von Mitteln, eine Sache von verschiedenen Seiten zu betrachten. Alsdenn folgt die Betrachtung über den Ursprung, die Ursache, Wirkung und Erregung der Leidenschaften, und zuletzt eine kurze und strenge Dialektik, in welcher Grundsätze festgesetzt werden, und von Schluß auf Schluß fortgegangen wird, dergestalt, daß das Werk des Aristoteles ein so zusammenhängendes Ganze ausmachtet, daß man schwerlich einen Theil

(***) Der Uebersetzer begehet hier die sträfliche Nachlässigkeit zu sagen „da er vom Sokrates gebildet worden, welcher vom Plato den herrlichen Grundsatz erlernt, u. s. w.“

Theil davon trennen kann, ohne es völlig zu verunstalten. Der Verfasser gestehet aber auch, daß dieses Werk des Aristoteles vieles enthalte, das wenigstens für unsere Zeiten unbrauchbar sey. Er habe ihn daher öfters verlassen, und sich beym Cicero, Quintilian und vielen von den neuern Schriftstellern Rathes erholen müssen.

In der Folge giebt er eine umständliche Nachricht von der Einrichtung seines ganzen Werks. Dieses ganze Werk, sagt er, bestehet aus sechs Büchern. In dem ersten wird die Beredsamkeit überhaupt, nebst ihren verschiedenen Gattungen, und Arten untersucht — Das zweyte handelt von dem Ursprunge, und der Natur der Redekunst, von ihrem Endzwecke, und von den Hülfsmitteln, die sie so wohl von der Natur, als von der Kunst erhält. Hier habe ich mich bloß an Aristoteles Grundsätze gehalten, und das Wesentlichste, was er davon in seinem ersten ganzen Buche, und in einem Theile des zweyten sagt, sorgfältig vergliedert; was mir darinne dunkel vorgekommen, erkläret, und zu seinen Regeln Beispiele hinzugesethan, wo sie im Griechischen entweder gänzlich fehlen, oder mir nicht bequem genug geschienen haben. Nächst diesem habe ich die Lehre von den gemeinschaftlichen Orten (Locis communibus), als welche gemeiniglich in allen Rhetoriken unter dem Titel von der Erfindung vorzukommen pflegen, vorgetragen, und die Meinungen und Urtheile der bewährtesten Schriftsteller, die für und wider dieselben gestritten haben, mit einander verglichen.

»Das

Das dritte Buch ist eine fortgesetzte Vergleichung des zweiten Buches der Aristotelischen Redekunst, welches für sein Meisterstück gehalten wird. Um es brauchbarer und anmuthiger zu machen, habe ich einige Beispiele aus Rednern, aber eine weit größere Anzahl aus unsern besten Dichtern, und vornehmlich aus den Trauerspielen des Corneille und Racine hinzugethan. Ich will keinesweges behaupten, daß diese große Meister, während ihrer Ausarbeitung und in ihrer poetischen Begeisterung, irgend auf gewisse allgemeine Regeln sollten aufmerksam gewesen seyn; um die Leidenschaften desto sicherer zu erregen. Aber dieses getraue ich mir zu sagen; wenn man diese Regeln mit den angeführten Stellen zusammen hält, so wird man gleich beim ersten Anblicke der gedachten Regeln gewahr werden, daß das Genie eines Racine und Corneille durch dieselben ist geleitet worden, und nicht ohne Vergnügen bemerken, daß Aristoteles zwanzig Jahrhunderte ehe diese Männer gelebt haben, gleichsam die Geschichte von dem Verfahren ihres Geistes entworfen habe. Aristoteles handelt ferner im zweiten Buche von den verschiedenen Sitten und allgemeinen Charaktern, die in dem Alter, in der Lebensart und andern Umständen gegründet sind, und ganz neue Ueberredungsmittel ausmachen. Auch hiervon habe ich im dritten Buche gehandelt, nachher aber mich genöthigt gesehen, den Aristoteles zu verlassen, weil sich das letzte Buch seiner Redekunst allzusehr auf die griechische Sprache, und auf besondere Umstände der damaligen Zeiten beziehet,

»der:

»bergestalt, daß es für unsere Zeiten größtentheils
»unbrauchbar worden ist.

»Das vierte Buch handelt von der oratoris-
»schen Methode, oder von der Anordnung der Thei-
»le einer Rede. Nach einigen allgemeinen Be-
»trachtungen wird von dem Eingange, Vortrage
»und von der Erzählung, und ihren besondern Ei-
»genchaften gehandelt. Ferner von der Form,
»Wahl, Verbindung und Ordnung der Beweisthü-
»mer, und von dem Beschlusse, (Peroraison) wel-
»cher gemeinlich auf eine pathetische Rede zu fol-
»gen pflegt.

»Im fünften Buche wird von der Schreibart
»und von den Zierathen einer Rede gehandelt. Die
»Beispiele, die zur Erläuterung der Grundsätze an-
»geführt werden, sind so wohl aus den Schriften
»der Redner als der besten Dichter entlehnt. Die
»poetische Beredsamkeit, setzt der Verfasser hinzu, ist
»weit bündiger und wohlklingender als die prosais-
»che, und eben so fruchtbar an vortrefflichen Mu-
»stern eines schönen Vortrages.

»Endlich, fährt er fort, habe ich zu dieser Theo-
»rie der Beredsamkeit, in Sachen und Worten, in
»dem sechsten Buche einige Betrachtungen über
»die äußerliche Beredsamkeit, oder die Declamation
»hinzugefügt, ohne welche die erstere gleichsam stumm
»und ohne Leben bleibt. Ob nun gleich die Vors-
»schriften hier nicht so viel thun, als das Muster
»eines lebendigen Beispiels, und obgleich die Uebung
»die beste Lehrmeisterinn ist; so können doch die all-
»gemeinen Regeln ihren Nutzen haben, indem man
»lernt, wie nöthig die Uebereinstimmung des äußern

«lichen Anstandes eines Redners mit seinen Gedan-
 »ken sey, und daß hiebei, wie allenthalben, die
 »Kunst nicht gefalle, wenn sie nicht die schöne Na-
 »tur vollkommen nachahmet.» In der Ausfüh-
 rung dieses Plans, hat der Verfasser eben so viel
 Geschmack als Gründlichkeit gezeigt. Er scheint
 das trockene Wesen der Methode nicht so sehr ge-
 scheuet zu haben, als die meisten von seinen Lands-
 leuten, die ohne lange Weile, wie sie es nennen,
 keine ordentliche Erklärung lesen können. Er be-
 mühet sich vielmehr allenthalben die Erklärungen zu
 zergliedern, und die Nothwendigkeit aller wesent-
 lichen Bestimmungen, so wohl als ihre Zulänglich-
 keit zu zeigen. Seine Schlüsse sind, so weit es die
 Materie erlaubt, bündig, und mit einiger Deutlich-
 keit auseinander-gesetzt.

Wir wünschten von diesem Werke, im Deutschen,
 eine Nachahmung zu sehen. Wir sagen eine Nach-
 ahmung, den von einer Uebersetzung, und wenn sie
 auch sonst noch so getreu und zierlich wäre; hat man
 sich so viel Nutzen nicht zu versprechen, weil erstlich
 die meisten Beispiele, welche angeführt werden, aus
 französischen Schriftstellern genommen sind, die in
 einer Uebersetzung öfters alle die Schönheiten ver-
 lieren, um deren Willen man sie zu Beispielen gewäh-
 let hat; Uebrigem müssen von der gerichtlichen Be-
 redsamkeit insbesondere, für einen Deutschen ganz
 andere Grundsätze und auch andere Regeln festge-
 setzt werden, indem die künstliche und geschmückte
 Beredsamkeit von den deutschen Gerichtsstuben ganz
 und gar verbannt zu seyn scheint, und die Einrich-
 tung der deutschen Gerichten von der Einrichtung
 der

der französischen auch in vielen andern Stücken sehr unterschieden ist.

Mit der deutschen Uebersetzung, deren Titel und Druckort wir zu Anfang dieses Artikels angeführt haben, kann man nicht zufrieden seyn. Wann der Uebersetzer gleich öfters seine Urkunde zu verstärken, und ziemlich fließend zu übersetzen scheint, so finden wir doch auch nicht selten Fehler, die zum Theil so deutlich in die Augen fallen, daß man sie aufs allergelindeste einer unverantwortlichen Nachlässigkeit zuschreiben muß. Inzwischen möchte die Uebersetzung noch einigermaßen zu gebrauchen seyn, wann es dem Herrn Uebersetzer beliebt hätte, die häufige poetische Exempel in der Urkunde beizufügen, alsdann würde man nicht nöthig haben, sich weder mit den elenden Uebersetzungen zu quälen, die er aus der deutschen Schaubühne, noch mit denjenigen, die ein gewisser Herr L. hinzugefüget hat, und die von dem Schönen der Urkunde mehrentheils sehr wenig bey sich haben. Wir sind unsern Lesern einige Beispiele schuldig, damit sie sehen können, daß wir weder den Herrn Uebersetzer noch den Herrn L. unrecht thun.

S. 66. des Discours Preliminaire, sagt der Verfasser, indem er den eben von uns frey übersetzten Inhalt seines Buchs anzeigt, und von den angeführten poetischen Beyspielen redet; er glaube zwar nicht daß Corneille und Racine in der Hitze ihrer Ausarbeitung sich die Regeln deutlich vorgestellt hätten! » Mais, fährt er fort, je ne crains pas d'avancer, qu'en rapprochant ces morceaux des preceptes, on sentira à la premiere lecture

» de ceux-ci, qu'ils ont guide le genie de Racine &
 » de Corneille u. s. w. » Dieses wird S. 44. fol-
 gendergestalt übersezt: » Ich trage aber kein Bes-
 » denken zu behaupten, man werde, nachdem ich
 » diese Brocken von Regeln zusammengesuchet ha-
 » be, gleich beim ersten Anblicke derselben finden
 » u. s. w. » Jedermann sieht hier, daß en rappro-
 chant sich auf des preceptes und auf sentira bezie-
 het, daß die Morceaux den Preceptes entgegen ge-
 sezt sind, indem es sonst heißen müßte *de* und nicht
des, welcher Gegensatz auch aus dem Worte *ceux-*
ci erhellet, welches auf Preceptes gehet, und daß en
 rapprochant hier auf keine Weise heißen kann, ich
 habe zusammen gesuchet. Es ist hingegen deutlich
 daß es heißen muß. » Wann man die angeführte
 » Stellen (morceaux) gegen die Regeln hält, so
 » wird man bey dem ersten Anblick dieser (nämlich
 » der Regeln) finden u. s. w. » Wer kann auch
 wohl den eckelhaften Ausdruck Brocken von Re-
 geln vertragen, den sich wohl kein deutscher Schrift-
 steller, außer G * * *, erlaubt. Wie hat der Herr
 Uebersetzer wohl seinen Verfasser so wenig verstehen
 können, daß er glaubt, derselbe werde die Redekunst
 des Aristoteles, die er ein paar Seiten zuvor das
 vortrefflichste Ganze genennet hatte, nun wieder
 Brocken nennen.

Tom. I. S. 310. sagt der Verfasser von dem
 Cardinal von Richelieu, er habe die Mitglieder der
 französischen Akademie zu Arbitres du langage &
 maitres de la parole gemacht. Hier hat der Uebers-
 setzer seine Urkunde nicht verstanden, noch die seine
 Nuance, so darinn liegt, eingesehen: dann er sezt

S. 280.

S. 280. » Er machte sie zu Schiedsrichtern der Sprache und zu Meistern der Rede. » Es ist gerade umgekehrt: Zu Meistern der Rede oder großen Rednern konnte der Cardinal sie nicht machen, aber wohl zu Schiedsrichtern der Rede, der Sprache, des Ausdrucks und Herren der Worte, so daß sie über die Schönheiten jener urtheilen, mit diesen aber, da sie willkürlich sind, als Herren verfahren und Regeln festsetzen sollen.

Tom. II. S. 50. sagt der Verfasser, es gebe dreyerley Gattungen von Reden, oder wie sie Quintilian nenne, (causarum genera) dieses wird übersetzt, Gattungen von Ursachen; der Herr Verfasser würde vermuthlich wohl Cause bizarre de Mr. de Premontval, durch des Herrn Verfasser Premontval wunderliche Ursache übersetzen.

S. 367. rechnet der Verfasser zu den Fehlern der Jünglinge: » Une certaine affectation à repandre des nuages & de l'obscurité sur les choses, qu'on a vues ou entendues & qui leur sont défavorables. » Der Uebersetzer übersetzt qu'on a vues u. s. w.: » Die sie gesehen und gehört haben, » und nun hat der Satz gar keinen Verstand mehr.

Von den Alten sagt der Verfasser S. 369. » L'experience d'une longue vie — — rendent les viellards, irresolus, timides, circonspects, difficiles, réservés à prendre des engagements, à compter sur rien, à prononcer affirmativement sur la moindre chose. » Jedermann muß sehen, daß réservés sich sowohl auf à prendre des engagements als auf à compter sur rien, à prononcer &c. beziehe; so wie das

vorhergehende rudent diese Sätze regieret, und daß also der Sinn des Verfassers dieser sey: »Die Erfahrung — — macht, daß die Alten sich hüten, sich zu etwas zu verstehen, sich so leicht auf etwas zu verlassen, und sich über die geringste Kleinigkeit zu erklären.« Er erklärt diesen Sinn noch weiter, indem er ferner von ihnen sagt: »Sollen sie sich wozu entschließen, so heißt es immer: Ich werde darauf denken. Man muß zusehen. Es könnte wohl seyn.« Nichtsdestoweniger hat ihn der Uebersetzer nicht begriffen, und sagt S. 594 gerade das Gegentheil: »Sie verlassen sich auf nichts, und thun über die geringste Sachen bejahende Aussprüche.

Es fehlet an Raum und Zeit mehr solche Fehler herzusetzen, die gewiß leider! in nicht geringer Anzahl zu finden sind, und den gerechten Zweifel erregen, ob der Herr Uebersetzer seine Urkunde verstanden, und der französischen Sprache mächtig genug gewesen. Doch er ist auch wohl der deutschen Sprache nicht mächtig genug gewesen, wie man aus vielen undeutschen Redensarten sieht, welche das Lesen dieser Uebersetzung sehr unangenehm machen, z. E. einen Ort bekleiden anstatt eine Stelle bekleiden.

Mit der Wahl des Herrn T. um die poetischen Stellen zu übersetzen, hat es der Herr Uebersetzer sehr unglücklich getroffen, es sind gewiß sehr wenige Stellen die nicht unter desselben Händen verdorben sind. z. E. Tom. II. S. 245.

— — — — — Tai toi, perfide,
 Et n'impute qu'à toi ton lâche parricide.
 Va faire chez les Grecs admirer ta fureur
 Va je la desavoue & tu me fais horreur.
Barbare, qu'as tu fait? avec quelle furie
As tu tranché le cours d'une si belle vie?
 Avez vous pu cruels, l'immoler aujourd'hui?
 Sans que tout votré sang se soulevât pour lui?

Dies überfetzt Herr L. S. 492 also:

— — — — — Untreu schweige du
 Und rechne diesen Mord dir nur alleine zu.
 Geh, laß die Griechen nur, die tolle Wuth erheben,
 Ich selbst entsehe mich, daß mir die Glieder heben.
 Ach ich Unmensliche, was hab ich doch gethan?
 Ich unterbrach mit Wuth die schönste Lebensbahn.
 Grausamer! konntest du dieß blutge Opfer wagen
 Und mußte nicht dein Blut zu seinem Besten schlagen.

Wie trefflich Herr L. die französische Sprache versteht, kann man aus dem fünften und sechsten Verse sehen, wo er die Andromache sich selbst einer That wegen beschuldigen läßt, wegen welcher sie bey Racine, den Orest anklagt. Ob nur eine einzige Schönheit der Urkunde in der Uebersetzung zu finden sey, wollen wir alle Kenner des Schönen urtheilen lassen.

Der Raum verbietet uns mehr Proben von der Geschicklichkeit des Herrn L. anzuführen, welche der Herr Verfasser in seiner Vorrede zu rühmen, sich unterfangen hat. Wir schreiten nun zu dem Buche selbst, und weil ein genauer Auszug allzu weitläufig seyn würde, so wollen wir unsern Lesern nur

3 4

einige

einige Anmerkungen mittheilen, welche wir bey dem Lesen dieser Schrift gemacht haben, und von einigen wichtigen Materien, welche in den gewöhnlichen Rhetoriken selten berührt zu werden pflegen, einen Auszug liefern.

S. 6. T. I. beweiset der Verfasser, » daß der Schmuck kein wesentliches Stück der Beredsamkeit sey, weil sie dessen nicht nur oft entbehren kann, sondern auch oft notwendig entbehren muß. » So seltsam dieser Satz sonst scheinen möchte; so kann seine Richtigkeit dennoch nicht in Zweifel gezogen werden, wenn man bedenkt, daß es Gegenstände giebt, die ihrer Natur nach ungekünstelt und einfach sind, und durch Zierathen auf eine lächerliche Weise würden verstellte werden. In solchen Fällen ist man am sinnreichsten, wenn man es gar nicht ist, und desto beredter, je weniger man sich zu gefallen bemühet. Er glaubet die Alten wären in dem Irrthum gestanden, daß keine wahre Beredsamkeit, ohne Zierath seyn könne. Cicero selbst wäre davon nicht befreuet gewesen, indem er dem Crassus (*) sagen läßt, unum erit profecto, quod ii, qui bene dicunt, afferunt proprium, compositam orationem et ornatam et artificio quodam et expositione distinctam. Ob nun gleich diese Worte des Cicero noch allenfalls zu entschuldigen wären; so behauptet der Verfasser dennoch, daß dieser falsche Begriff, den man mit der Beredsamkeit verbunden, öfters die Ursache ihrer Verderbniß gewesen. » Demetrius Phalereus, sagt er, und Seneca, und diejenige, welche ihnen nach
» gehen

(*) De Orat. L. I. n. 50.

» geahmet, haben sich nur darum bemühet, mit ih-
 » ren Zierathen bey allen Gelegenheiten verschwenz-
 » derisch zu seyn, weil sie sich eingebildet, daß diese
 » Blumen eine notwendige Eigenschaft und eine
 » wesentliche Bestimmung der Beredsamkeit was-
 » ren.» Er legt daher S. 14 folgende Erklärung
 zum Grunde. » Die Beredsamkeit bestehe in ei-
 » nem Vermögen über allerley vorkommende
 » Gegenstände mit Anständigkeit zu reden, und
 » die Zuhörer zu überreden.

» Sie ist ein Vermögen zu reden, fährt er fort:
 » Diese Eigenschaft hat sie mit allen Künsten und
 » Wissenschaften gemein, welche sich der Sprache
 » bedienen, und macht also das Geschlecht aus.

» Der Unterschied ihrer Art bestehet darin,
 » daß man mit Anständigkeit reden müsse, das
 » heißt, wie es die Zeit, Gelegenheit und Umstän-
 » de erfordern. *Caput artis, dicere*, sagt Cicero.

» Ihr Gegenstand hat keine bestimmte Grän-
 » zen. Er erstrecket sich über alles, über die Res-
 » ligion, die Gesetze, die Sittenlehre, die Staats-
 » kunst, das Kriegswesen, die Handlung, die Wis-
 » senschaften u. s. w. und ihr Endzweck ist, zu
 » überreden, das heißt, den Verstand zu erleuch-
 » ten, und das Gemüth zu lenken.»

Von der Rhetorik sagt unser Verfasser T. II.
 S. 2. sie sey eine Kunst dieses Vermögen, in wel-
 chem die Beredsamkeit bestehet, zu üben, und nach
 festgesetzten Regeln zu regieren. Wenn er aber
 S. 28 im Namen des Aristoteles sagt: » Die
 » Rhetorik habe vieles mit der Dialektik gemein.

» Beide Künfte beschäftigten sich vornehmlich mit
 » den Wahrscheinlichen oder Wahrähnlichen, das
 » heißt, solche Dinge, die zweifelhaft scheinen, durch
 » Gründe auszumachen, » so scheint uns dieses ei-
 niger Einschränkung zu bedürfen. Aristoteles drü-
 cket sich an der von unserm Verfasser angeführten
 Stelle (Rhet. I. I. c. 1.) mit mehrer Behutsam-
 keit aus. Seine Meinung scheint ungefähr diese
 zu seyn: der Redner müsse die abgekürzten Schlüs-
 se (enthymemata) von den demonstrativen, sorgfäl-
 tig unterscheiden. Es sey eben dasselbe Vermögen
 in unsrer Seele, welches so wohl von der Wahr-
 heit als von der Wahrscheinlichkeit urtheilet. Bey-
 de gehören also zu einer Kunst, in welcher die Men-
 schen nicht nur zur Kenntniß der Wahrheit, son-
 dern auch zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit
 angeführt werden müssen. Da aber der Redner
 die Gemüther zu lenken, und den gemeinen Haufen
 zu überreden hat; so muß er sich solcher Beweis-
 gründe befleißigen, die faßlich sind, und leicht in
 das Gemüth eindringen und also öfters die wahr-
 scheinlichen Gründe den demonstrativen vorziehen.
 Ein neuerer Weltweiser würde sagen, er muß sinn-
 lich reden. Es hätte auch hier der Unterschied
 zwischen der Dialektik der Alten, und der Logik der
 Neuern angezeigt werden sollen. Man würde sich
 ziemlich betrügen, wenn man in der heutigen Logik
 die Hülfsmittel der Redekunst suchen wollte, von
 welchen die Alten in ihrer Dialektik so weitläufig
 gehandelt haben.

Eben dieses Vorurtheil, in welchem unser Ver-
 fasser gestanden zu seyn scheint, daß sich die Be-
 redsam-

Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftigte, ist vermuthlich die Ursache einer zweiten Unachtsamkeit gewesen. Er theilet S. 50 die Redekunst mit den Alten in drey Gattungen ein, nämlich in die berathschlagende, die gerichtliche und die beweisende. Ihren wesentlichen Unterschied bestimmt er S. 51 folgendergestalt; die berathschlagende Beredsamkeit hat den Nutzen und die Schädlichkeit; die gerichtliche, die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und endlich die beweisende, das Lob und den Tadel oder die Ehrbarkeit und Schändlichkeit einer Sache zur Absicht. Würden nun die Alten, wenn sie unsere geistliche Beredsamkeit gekannt hätten, nicht noch eine vierte Gattung hinzugesetzt haben, nämlich diejenige, welche die Wahrheit und den Irrthum zum Gegenstande hat? In welcher Gattung wollen wir denn diejenige geistliche Reden zählen, in welchen die erhabensten Wahrheiten gelehrt, und die Irrthümer bestritten werden? Gewiß! unser Verfasser würde die Unzulänglichkeit dieser Eintheilung bemerkt haben, wenn er nicht den unrichtigen Grundsatz angenommen hätte, daß sich die Beredsamkeit bloß mit wahrscheinlichen Dingen beschäftige.

Ueberhaupt aber möchten wir von dieser Eintheilung der Alten sagen, was Herr Schlegel von Basteur's Eintheilung der Gedichte sagt; sie scheint alle zu natürlich, als daß sie nicht verdächtig seyn sollte. Die Grenzen der berathschlagenden und beweisenden Beredsamkeit laufen allzusehr in einander, als daß man sie, durch die Bestimmung ihrer Gegenstände sollte unterscheiden können. Die beweisende

fende Beredsamkeit, sagt man, hat Ruhm und Schande zum Gegenstande. Wenn man den Achilles loben will, daß er den Tod des Patroklos seines Freundes gerächt, ob er gleich gewußt, daß ihm diese Rache das Leben kosten werde; so sagt man nicht, es sey nützlich; sondern es sey rühmlich gewesen, in einem solchen Falle den Tod seines Freundes zu rächen. Wohl! Wie aber, wenn Ulysses z. B. dem Achilles hätte rathen wollen, den Tod seines Freundes mit Verlust seines eigenen Lebens zu rächen, würde er ihm wohl den Nutzen, und nicht vielmehr die Rühmlichkeit dieses Unternehmens haben vorstellen müssen? Diese Aehnlichkeit der beratenschlagenden mit der beweisenden Beredsamkeit, ist auch S. 122 von dem Verfasser in etwas berührt worden.

Wider die Erklärungen von Tapferkeit, Großmuth, Klugheit und Weisheit, die der Hr. Verfasser S. 114 giebt, wäre vielleicht, wenn es der Raum erlaubte, noch verschiedenes zu erinnern. Die Großmuth z. B. erkläret Aristoteles (Rhet. L. I, c. 9) durch eine Tugend andern die größten Wohlthaten zu erzeugen. Von dieser Erklärung ist unser Verfasser abgegangen, und sagt: La magnanimité est une elevation de sentiment, qui ne parait jamais mieux que dans l'adversité. Dieses wäre allenfalls eine Erklärung von erhabenen Gesinnungen, wie auch die beyden Exempel, die der Verfasser anführt, mehr die hohe Denkungsart des Alexanders und des Kaisers Valentinian bezeugen, als ihre Großmuth. Der Verfasser scheint magni-

magnitudo animi mit magnanimitas verwechselt zu haben.

Eben so ungeschicklich sind einige Erklärungen unsres Verfassers in dem Capitel von den Leidenschaften. Als z. B. S. 250 erklärt er die Liebe mit dem Aristoteles durch eine Gemüthsbeschaffenheit, vermöge welcher wir einer gewissen Person, alles, was wir für gut halten, wünschen, und wirklich, so viel an uns ist, verschaffen, und zwar bloß ihres, nicht aber unsers eigenen Vortheils wegen. S. 260 aber erklärt er den Haß, von welchem Aristoteles weiter nichts sagt, als daß er der Liebe entgegen gesetzt sey, durch eine Bewegung der Seele, durch welche sie sich von einem wirklichen oder scheinbaren Uebel entfernt. Diese Erklärung scheint der Verfasser vom Descartes (*) entlehnt zu haben. Er hätte aber bedenken sollen, daß dieser Weltweise (**) auch die Liebe eine Bewegung der Seele nennt, durch welche sie sich mit einem wirklichen oder scheinbaren Gute zu vereinigen sucht. Nach dem Aristoteles hingegen kann der Haß nicht anders erklärt werden, als durch »eine Gemüthsbeschaffenheit, in welcher wir einer gewissen Person, alles »was wir für ein Uebel halten« u. s. w. weil der Haß allezeit der Liebe entgegen-gesetzt seyn muß.

Zu den Unterscheidungszeichen, die S. 261 zwischen Haß und Zorn angegeben werden, gehört auch dieses, daß der Haß eine moralische, wirkliche oder scheinbare Unvollkommenheit an der gehaltenen Person,

(*) Les Passions de l'ame Art. LXXIX.

(**) Eben daselbst.

Person, der Zorn aber nichts als eine vermeinte Beleidigung voraussetzt.

Der größte Theil der Französischen Schriftsteller macht keinen Unterschied zwischen Furcht und Schrecken. Unser Schriftsteller gibt auch S. 270 von Crainte und terreur nur eine einzige Erklärung, da doch diese Gemüthsbewegungen sehr verschieden sind, und sich auch durch ganz verschiedene Zeichen zu äußern pflegen.

Aristoteles sagt, man fürchtet sich nicht, ungerath zu werden, oder seinen Verstand zu verlieren, ob dieses gleich wirkliche Uebel sind; aber man fürchtet sich für Uebel, die unserm Leibe und Leben drohen. Wir würden uns nicht getrauen ihm dieses so schlechterdings nachzusagen, wie solches von unserm Verfasser S. 270 geschieht. Wir begreifen es nicht, warum die Uebel der Seele nicht wenigstens in gewissen Fällen, eben so sehr zu fürchten seyn sollten, als die Uebel des Körpers. Würde sich ein Cato z. B. nicht mehr entsetzen, wenn er in Gefahr stünde seine Freunde niederträchtiger Weise zu verrathen, als wenn sein Leben bedrohet würde?

S. 279 sagt der Verfasser um die Zuschauer in Furcht zu setzen, muß man ihnen zeigen, daß sie wirklich in Gefahr kommen können, daß Leute von höhern Stande als sie, öfters dergleichen Uebel auszustehen gehabt, wenn sie sich am sichersten geglaubt haben — Hierinne besteht das Kunststück der tragischen Dichter, daß sie uns das Unglück der Könige und Großen vorstellen, um uns zu zeigen, daß uns nicht weniger dergleichen, oder noch größere

größere Uebel wiederfahren können. Diese Anmerkung gründet sich auf die Meynung, daß wir bey der Vorstellung eines Trauerspiels für uns selbst fürchten, für uns selbst erschrecken. Allein man hat dieses schon sehr oft und gründlich widerlegt. Man hat gezeigt, daß die Furcht und das Schrecken, welches wir in einem Trauerspiele empfinden, bloß aus Mitleiden entspringen, und daß wir in diesem Augenblicke allzuviel für andere empfinden, als daß wir für uns selbst in eine unzeitige Furcht gerathen sollten. Wenn uns die Dichter das Schicksal der Könige und Großen vorstellen; so geschieht es, um uns in ein desto wichtigeres Interesse zu verwickeln, weil mit dem Schicksale der Könige mehrentheils das Schicksal des ganzen Staats verbunden zu seyn pflegt.

Aus eben diesem Grunde bedarf die Erklärung, die unser Verfasser S. 311 von dem Mitleiden giebt, einer Verbesserung. Er sagt allda nach dem Aristoteles, daß das Unglück, welches uns bey andern Menschen zum Mitleiden bewegen soll, so beschaffen seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst fürchten können, wir möchten übrigens schon einst dergleichen ausgestanden haben, oder einsehen, daß es uns zustoßen könnte. Nichts ist unnöthiger als dieses, und die tägliche Erfahrung lehret, daß wir bey der Erblickung eines Elenden von Mitleiden eingenommen werden, gesetzt auch, sein Unglück wäre so beschaffen, daß es uns selbst niemals treffen könne. Wer vergießt nicht Thränen über den Unstern des Oedips, ob gleich die wenigsten Menschen in Gefahr sind, ihre Mütter zu heirathen, und ih-

ren

ren Vater zu tödten. Wer bedauert nicht einen Agamemnon, wenn er auch überzeugt ist, daß die Götter niemals von ihm fordern werden, seine Tochter ihnen zum Opfer zu bringen?

Es ist wahr, wir sind gewohnt uns bey der Erblickung eines Elenden in seine Stelle zu versetzen, um in der Einbildung sein ganzes Unglück recht zu fühlen. Hieraus aber folgt keinesweges, daß die unangenehme Empfindung, die wir dabey haben, aus irgend einer Furcht entspringen sollte. Nein! wir fürchten nichts für uns; aber wir nehmen so viel Antheil an dem Schicksale eines Unglücklichen, der unser Mitleiden erregt, daß es uns leicht wird, uns selbst in der Einbildung in seine Umstände zu versetzen, und mit ihm zu leiden. Daher sind Leute, die entweder äußerst glücklich oder äußerst unglücklich sind, wie Aristoteles bemerkt, am wenigsten zum Mitleiden aufgelegt. Jene können sich nicht leicht in anderer Umstände versetzen, diese aber finden, daß das Schicksal anderer, gegen dem ihrigen noch erträglich sey, und folglich kein sonderliches Mitleiden verdiene. Sinegen pflegen diejenige sehr zum Mitleiden geneigt zu seyn, die sonst vieles ausgestanden, und sich jetzt in bessern Umständen befinden, wie Dido bey Virgil sagt:

Non ignara mali, miseris succurrere disco

Aeneid. L. I.

Alle diese Beispiele beweisen also nichts weniger, als was unser Verfasser S. 313 dadurch zu beweisen glaubt, daß nämlich kein Uebel unser Mitleiden erregt, wenn es nicht einst uns selbst zu stoßen

stößen, und in solcher Absicht von uns gefürchtet werden könne.

Uebrigens sind die Beyspiele, die der Verfasser zur Erläuterung dieser philosophischen Materien hinzugesetzt, mit sehr viel Beurtheilungskraft gewählt, und es ist zu bedauern, daß die Poesien vornehmlich, deren eine große Menge angeführt werden, wie wir schon bemerkt, in der deutschen Uebersetzung fast aller ihrer Schönheiten beraubt worden sind. Vielleicht hätte der Uebersetzer besser gethan, wenn er die Exempel alle bloß in Prosa übersetzt hätte.

Von allen Leidenschaften und von ihren Wirkungen hat der Verfasser Beyspiele bey den Poeten gefunden, welche die Grundsätze des Aristoteles bestätigen, den Neid ausgenommen, als von welchem er S. 340 gestehet, daß er seines Wissens noch nicht auf die Schaubühne gebracht sey: »Die Fürsten, sagt er, die auf der Bühne vorkommen, besitzen Ehrgeiz, als wie Eteocles und Polynices, oder Eifersucht und ein lebhaftes auffahrendes Wesen, als wie Britannicus und Nero; der Neid aber muß vermuthlich für die Majestät des Trauerspiels zu niedrig seyn, oder man sucht ihn zu verbergen, und die Bewegungsgründe zu veredeln, um die Zärtlichkeit der Zuschauer nicht zu beleidigen.»

S. 341 bis am Ende des dritten Buches handelt er von den Sitten und Charaktern, welche aus der Verschiedenheit des Alters und des Standes entspringen. Diese Materie ist so wichtig, und für Dichter, Redner und Weltweise so unentbehrlich,

daß wir uns etwas länger dabey aufhalten, und einen umständlichen Auszug daraus liefern wollen.

»Das 3te Hauptstück von den Sitten. Man kann die Sitten, in so weit sie zur Ueberredung etwas beitragen, in zwei Absichten betrachten, nämlich in so weit sie, entweder die Person des Redners, oder des Zuhörers betreffen. (*)

»Die guten Sitten des Redners machen ihn glaubwürdig, und können eine große Wirkung thun, sonderlich wenn man einen Rath geben soll. Es giebt drey Eigenschaften, die von Seiten des Redners außer den Beweisgründen, auch etwas zur Ueberredung beitragen, nämlich Klugheit, Frömmigkeit und Gewogenheit. — Will nun der Redner seine Klugheit und Frömmigkeit zeigen; so muß er seiner Rede den Charakter geben, welchen er einem Menschen beylegen würde, dessen Eigenschaften des Geistes und des Herzens er lobben wollte, das heißt, er muß sich so einsichtsvoll als tugendhaft zeigen. Kann man einem Menschen sein Vertrauen versagen, der ein Freund der Wahrheit und des Guten ist? — Wie man die Gewogenheit der Zuhörer gewinnen könne, ist oben in dem Capitel von der Liebe überhaupt gezeigt worden. Von den Sitten der Zuschauer und ihren Neigungen, muß der Redner eine hinlängliche Kenntnis haben, theils um ähnliche Schilderungen zu entwerfen; mehrentheils aber um die Ueberredung nach ihren Neigungen, Gesinnungen und herrschenden Leidenschaften einzurichten.

»Von

(*) Aristot. Rhét. L. II. c. 1.

»Von den Sitten der jungen Leute. (*)

»Was hiervon gesagt wird, ist nicht ohne Ausnahme; man redet aber von demjenigen, das insgemein zu geschehen pflegt.

»Junge Leute sind lebhaft in ihrem Verlangen, kühn, ihren Vergnügungen, und sonderlich der Liebe ergeben, unbeständig, und genügt an demjenigen einen Eckel zu bekommen, was sie noch so sehr gewünscht haben; denn ihre Begierden sind heftig, gehen aber so schnell vorüber, als der Hunger und der Durst der Kranken. Sie sind jachzornig, hitzig, ehrbegierig, können keine Verachtung und kein Unrecht vertragen, ohne ihre Empfindlichkeit djeßfalls zu äußern.

»Nichts ist so schmeichelhaft für sie, als das Vergnügen über ihres gleichen zu siegen, und in Geschicklichkeit, Wissenschaft, und andern Talenten vor ihnen einen Vorzug zu behaupten. Um Reichthümer bekümmern sie sich nicht, weil sie niemals empfunden, was Dürftigkeit sey. Der Mangel der Erfahrung machet sie leichtgläubig, freymüthig und aufrichtig, denn sie kennen wenig Menschen, und wissen nicht, was Mißtrauen sey.

»Da sie eines feurigen und lebhaften Temperaments sind; so schmeicheln sie sich sehr mit Hoffnungen, die öfters chimärisch sind. Denn erstlich ist ihnen niemals eine Hoffnung fehlgeschlagen, zu dem hängen sie weit mehr an dem Zukünftigen, als an der vergangenen Zeit, welche ihnen sehr kurz scheint. Sie erümmern sich weniger Dinge, aber sie unterstehen sich, alles zu hoffen, und sich

Na a alles

(*) Arist. Rhet. L. II. c. 12.

»alles zu versprechen. Daher sind sie leicht zu
»betriegen.

»Die Neigung zum Zorne und zur Hoffnung
»machtet sie tapfer; jene benimmt ihnen die Furcht,
»und diese flößt ihnen Zuversicht ein. Sie schä-
»men sich leicht: denn weil sie noch kein eigenes Sy-
»stem haben; so folgen sie den angenommenen Mey-
»nungen. Sie sind edel und großmüthig, weil die
»Widerwärtigkeiten des Lebens ihre Seele noch
»nicht verderbt haben. Sie schätzen sich der Ehre
»würdig, welche sie dem Nutzen vorziehen; diese Ge-
»sinnung ist bey ihnen gemeiniglich die Quelle einer
»edlen Racheiferung.

»Ihre Freundschaft ist lebhafter, reiner, und
»des Eigennuzes nicht so verdächtig, als die Freund-
»schaft älterer Leute. Wenn sie aber ohne Maasß
»lieben; so sind sie auch in ihrem Hasse ganz aus-
»gelassen. Fast alle ihre Empfindungen sind aus-
»schweifend.

»Ihre Fehler fallen in die Augen, denn sie geben
»sich keine Mühe sie zu verbergen. Der Eigens-
»dunkel ist einer von ihren gefährlichsten Fehlern.
»Dieses hochmüthige Wesen, überredet sie, sie wüß-
»ten alles, und macht, daß sie von Sachen, die sie
»gar nicht untersucht, mit der größten Zuversicht
»sprechen. Der Charakter eines sich vieldünkenden
»und alles entscheidenden Menschen, ist desto ge-
»häßiger, da er der Bescheidenheit, dem Mißtrauen
»gegen unsere eigene Einsichten, und der Ehrerbie-
»tung, welche man andern schuldig ist, schaurstracks
»entgegen gesetzt ist.

»Wenn sie jemanden Leides thun; so thun sie es
 »mehr um ihn zu beschimpfen, als um ihn zu schä-
 »den; denn sie sind mehr schalkhaft als boshaft.
 »Sie sind zum Mitleiden geneigt, weil sie andere
 »Menschen nach sich selbst beurtheilen, und sie für
 »besser halten, als sie sind. Sie lieben die Freude,
 »die Ergötzungen und die Munterkeit.

»Ferner gehören zu den vornehmsten Fehlern
 »der Jugend, die Neigung zu Lügen, und die Hals-
 »starrigkeit darauf zu beharren, die Neigung zur
 »Spötteien, die Eigenliebe, der Stolz, und das ge-
 »zwungene Bestreben, alles zu verheelen und zu ver-
 »stecken, was man zu ihrem Nachtheile gehört oder
 »gesehen hat; die üble Scham, die Liebe zum Müs-
 »siggange, die Ungelehrigkeit, eine vorgefaßte Ein-
 »bildung, vermöge welcher, sie sich den heilsamsten
 »Erinnerungen ihrer Eltern und Vorgesetzten, hals-
 »starrig widersetzen. Diese vorgefaßte Einbildung
 »kostet ihnen öfters bey reifern Jahren viel Thrä-
 »nen, und eine bittere Reue.»

Von den Sitten der Alten (*). »Da die
 »Lebenszeit der alten und jungen Leute gleichsam die
 »äußersten Ende des Lebens sind; so muß der Cha-
 »rakter der erstern, mehrern Theils den Sitten der
 »jungen Leute entgegengesetzt seyn.

»Die Erfahrungen eines langen Lebens, ihre
 »eigene Fehler, und die Bettügeren anderer Leute,
 »machen die Alten unschlüssig, furchtsam, vorsichtig,
 »wunderlich. Sie hüten sich, sich zu etwas zu ver-
 »stehen, sich so leicht auf etwas zu verlassen, und sich
 »über die geringste Kleinigkeit zu erklären. Sol-

Na 3

hlen

(*) Arist. Rhet. L. II. c. 13.

»len sie sich woju ernstlich; so heißt es immer:
 »Ich werde darauf denken; man muß zusehen:
 »es könnte wohl seyn u. s. w.

»Ihre niederträchtige, kleine, mit Kleinigkeiten
 »beschäftigte und furchtsame Seele, steht dem Arg-
 »wohne, und dem Mißtrauen allezeit offen. Das
 »her nehmen sie die unschuldigsten Dinge sehr übel
 »auf, und lassen sich in keine gründliche und dauers-
 »hafte Freundschaft ein. Sie lieben, sagte ein weis-
 »ser Grieche, (*) als wenn sie dereinst wieder hassen
 »wollten, und hassen auch so, als wenn sie einst wie-
 »der lieben wollten. Dagegen ist ihre Liebe zum
 »Reichthum desto heftiger. Alle ihre Begierden
 »sind auf die Bedürfnisse dieses Lebens gerichtet.
 »Sie wissen wie leicht man verlieren kann, und wie
 »schwer es sey zu erwerben.

»Sie sind über die maßen furchtsam, und fürcha-
 »ten alle Uebel, die nur kommen können. Sie lie-
 »ben ihr Leben immer mehr, je näher sie dem Ziela-
 »besseren sind. Allezeit mißvergnügt, beklagen
 »sich ohne Ursache. Aus Geiz bekümmern sie sich
 »mehr um das Nützliche, als aus Eigenliebe um
 »das Anständige. Sie schämen sich nicht leicht,
 »wenn sie achten nicht anderer Leute Meinung, weil
 »ihnen der Nutzen lieber ist, als die Ehr. Sie
 »unterhalten sich selten mit Hoffnungen, denn sie ha-
 »ben

(*) Dieses ist unrichtig. Aristoteles sagt: »Sie lieben
 »nach der Vorschrift des Bias, und lieben, als wenn
 »sie u. s. w. Der griechische Weise hat dieses nicht
 »eigentlich von den Alten behauptet, sondern über-
 »haupt allen Menschen, als eine Regel der Klugheit
 »vorgeschrieben.

haben erfahren, wie leicht man sich betriegen kann,
und wie wenig dem besten Anscheine zu trauen ist.

Je weniger sie sich mit der Hoffnung aufs Künftige beschäftigen, desto mehr unterhalten sie sich mit der Erinnerung des Vergangenen; weil die Zeit, welche sie noch zu leben haben, in Vergleichung gegen diejenige, welche sie haben verstreichen sehen, wie nichts zu rechnen ist. So sind sie auch große Schwärmer, und begierig, was sie in ihrem Leben gesehen, oder gethan haben, zu erzählen. Dieses siehet man am Nestor beym Homer; er vergißt in keiner seiner Reden von den Heldenthaten seiner Jugend zu reden.

Ihr Zorn ist lebhaft, allein es ist eine Flamme, die nicht brennt, und so leicht verlöscht, als sie sich entzündet. Die wenige Leidenschaften, die sie noch haben, sind frostig, und wirken nicht so stark als der Eigennutz, daher scheinen sie mäßig zu seyn, und mehr der Vernunft, als dem Eindruck der Natur zu gehorchen. Wenn sie jemanden Leides zufügen; so geschieht es mit dem Vorsatze ihm zu schaden, mehr als um ihn zu beschimpfen. Wenn sie irgend Mitleiden fühlen; so geschieht es nicht aus Menschlichkeit, wie bey jungen Leuten, sondern aus Schwachheit, und weil sie beständig an sich gedenken, und alles Uebel für sich selbst fürchten. Wenn man ihnen übrigens Klugheit, reife Ueberlegung, und noch etnige andere gute Eigenschaften nicht streitig machen kann; so sind sie hingegen von mürrischer und ängstlicher Gemüthsart, wunderbarlich und zänkisch,

» und haben den Tück alles widersprechen und alles
 » tadeln zu wollen. Diese Fehler machen den Mens-
 » schen, um nicht mehr zu sagen, in Gesellschaften
 » sehr unangenehm. »

» Die Sitten des männlichen Alters. (*)
 » Gleichwie die männliche Lebenszeit zwischen der
 » Jugend und dem hohen Alter das Mittel ist, eben
 » so halten die Sitten, die ihm zukommen, das
 » Mittel zwischen den Sitten dieser beiden Lebens-
 » zeiten. Ein Mensch der in seinen besten Jahren
 » ist, wird von der Furchtsamkeit der Alten, und
 » von der Frechheit der jungen Leute gleich weit ent-
 » fernt bleiben. Er regieret sich selber mit Ver-
 » nunft, läßt sich von keiner Hoffnung blenden, und
 » von keiner Gefahr niederschlagen. Sein Zus-
 » trauen giebt, und versagt er nicht jedem ohne Un-
 » terscheid. Seine Urtheile folgen jederzeit auf ge-
 » naue Prüfung und Aufmerksamkeit, und er rich-
 » tet sich mehr nach der Vernunft, als nach der
 » Meinung ein. Er dienet weder so slavisch dem
 » Eigennuz, um seine Ehre gänzlich hintanzusetzen,
 » noch der Ehre, um seinen Nutzen ganz und gar aus
 » den Augen zu lassen; sondern er weiß sie zu ver-
 » binden, und mit seinen Absichten übereinstimmend
 » zu machen. Er ist weder sitzig noch unbesonnen
 » verschwenderisch; sondern genießet seine Reichthü-
 » mer haushälterisch und edelmüthig. Die Richt-
 » schnur seiner Begierde und seiner Handlungen ist
 » die Mäßigung. Durch diese unterdrückt er die
 » ungestümen Leidenschaften, vereinigt Klugheit
 mit

(*) ist. Rhet. L. II. s. 14

» mit Tapferkeit, die Behendigkeit in der Ausführung,
 » mit Weisheit in den Entwürfen. Mit ein
 » nem Worte, was die Jugend und das hohe Alter
 » Gutes haben, das findet man bey den männlichen
 » Jahren beisammen, und was bey jenen entwe
 » der zu wenig oder zu viel ist, das verbessert sich
 » in den männlichen Jahren mehrentheils, und wird
 » zu einer gewissen allezeit schätzbaren Mittelstraße
 » zurückgebracht. Aristoteles glaubt, daß der Leib
 » vom drehsigsten bis zu dem fünf und drehsigsten
 » Jahre seine völlige Stärke bekomme, die Seele
 » aber vom drehsigsten bis zu dem neun und vierzig
 » sten. » Die übrigen Abschnitte von den Sitten
 » der Reichen, der adelichen und der vornehmen Leute
 » enthalten keine so wichtige und philosophische An
 » merkungen, daher wir sie mit Stillschweigen über
 » gehen.

Die Fortsetzung folgt künftig.



Die Ibyllen Theokrits, Moschus und
Bionis, aus dem Griechischen übersezt.
Berlin bey Gottlieb August Lange. 1757. in 8.
10 Bogen.

Eine Uebersetzung aus dem Griechischen! Eine Uebersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Uebersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir ansehn lassen schwerlich auf einmal ankündigen. Wir müssen sie, leider! ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn sie es als denn noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen; so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Uebersetzer hat eine Einleitung vorgefetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darinn von dem Leben der drey griechischen Dichter, von den Ibyllen überhaupt, von dem eigentlichen Gegenstande der Ibyllen, von der Schreibart der Ibylle, von dem Enjambenmaße der Ibylle, von dem Charakter der drey Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bey den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Uebersetzung selbst. Unter diesen Ueberschriften könnte viel brauchbares, schönes und neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth sey, und wollen also sogleich zu der Uebersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus er-
innern

innern müssen, daß sie größten Theils in Hepame-
tern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bey
dem Theokrit aufhalten können.

1stes. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob
der Saul nicht gleich über die Schwelle gestolpert
ist? Hier ist der Anfang.

Thyrsis.

Liebl'ich ist das Murmeln und seine Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die
Gesänge.

Der nächste Lohn nach dem Pan ge-
bührt dir!

Wenn er den köstlichen Doct empfängt, so empfängst
du die Ziege.

Wird die Ziege sein Lohn, so bekömmst du die saugende
Ziege;

Ungerecht ist ihr Fleisch, bis der wachende Hirte sie
malket.

Der Ziegenhirte.

Liebl'icher ist dein Gesang, o Schäfer, als Nestl'ches
Wasser.

Das von obern Felsen widerhallend hinabtrunt.
Nehmen die Wäsen zum Lohn, ein noch nicht weiden
des Lämmchens,

So gebühet dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein
Geschenke.

Gleich in der ersten Zeile, ist aus dem Worte
Murmeln, welches sich nur von den Quellen sagen
läßt, und aus dem und, deutlich zu ersehen, daß
der Uebersetzer die wahre Construction verfehlt hat.
Theokrit sagt:

ἴδν τι το ψιδυρισμὸν καὶ ἡ πίτυς, ἀίπελα, τῆρα;
 Ἄ ἔστι τῆς πηγῆς, μελισσῶν.

D. i. Süß ist das Flüstern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönt. Diese Uebersetzung rechtfertiget der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: ἴδν μὲν το τῆς πίτυος ψιδυρισμὸν ἐκείνης τῆς παρὰ ταῖς πηγῆς λιγυρῶς ἀδούσης. Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flüstern, und zwar an den Quellen, und nicht an den Quellen. Der deutsche Uebersetzer, den wir der Kürze halber Herr Lbl. nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Uebersetzung verführen lassen, welche die letztern Worte durch quæ ad fontes suaviter canit giebt. Wenn πηγῆς (dortisch ποτι) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107 Verse dieses ersten Ibylles haben.

Ἄ ἔστι καλοῦ βαμβουνοῦ ποτι σημασσε μελισσῶν.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr Lbl. die Partikel ποτι verfehlt, und sie zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch aus übersetzt: Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.) Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt. Warum stößig? Theokrit sagt bloß κερῶν τραγῶν und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κερῶν und κερῶσφογος einetley sey. Stößig heißt κορυπιλος (Id. V. v. 147:) — So besommst du die saugende Ziege. Κηλαῖος heißt eine

eine jährige Ziege, und nicht eine ſaugende; ἡ ἐνά-
 αια αἰξ, ἡ ἑὸς χιμαῖος νότα, ſagt der Scholiaſt.
 Hr. Lbf. hat den Unterſchied zwiſchen ἑ-
 ῖπος und χιμαῖος nicht gewußt; jenes würde man
 allenfalls durch eine ſaugende Ziege überſetzen könn-
 en. Hier aber iſt das ſaugende wegen des ſat-
 genden um ſo viel anſtößiger; angenehm iſt ihr
 (der ſaugenden Ziege) Fleiſch, bis der wartende
 Hirte ſie melket. Alſo melket man die ſaugenden
 Ziegen, oder melket ſie doch ſo gleich, als ſie zu ſat-
 gen aufgehört haben? Die Ungereimtheit iſt auf
 Theokrits Rechnung nicht zu ſchreiben. Noch be-
 merke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie
 deutlich und beſtimmt Hr. Lbf. überall iſt!
 Heißt der wartende Hirt, der ſorgende, der pfe-
 gende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken
 nicht erwarten kann? — Als rieſelndes Waſſer
 das von obern Fellen widerſchallend hinab-
 rinnt. Was für elende holkerichte anderthalb
 Zeilen, für die malende Harmonie der Griechiſchen.

ἡ το καταχε

την ἀπο τας πετρας καταλιβεται ὑποθεν ὕδωρ.

Im Griechiſchen, faſt lauter reine liebliche Daktyli;
 im Deutſchen faſt lauter ſchwerfällige unangenehme
 Spondäi. Das von |obern| Fellen. |wieder|
 Την ἀπο |τας πε|τρας κατα|λιβεται |ὑπο-
 θεν| (*). Und nun wird man auch die Feinheit ein-
 ſehen,

(*) Es iſt freylich von einem ſchlechten Ueberſeger zu
 viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den
 Wohlklang ſeines Originals bringen ſoll. Wir
 würden alſo dem Herrn Lbf. dieſe Nimrodiſche
 Zeile

sehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifenden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Seufeln der sanft flüsternden Fichte; und der Ziegenhirte erwidert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herabfließt. Wo aber bleibe diese Freiheit, wenn man, mit dem Hr. Ebf. die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen; (*τα οίδα*, sagt Theokrit) So gebührt dir ein fettes Lamm (*αγα οαρτα λαψη*). Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Ebf. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts, als *τα δωρεγια των Μουσων* zuerkennen will, so wie Thyrses ihm *τα δωρεγια τω Πάρις* zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht οιδες mehr seyn als *ομηται αεγυς* (*)? Sind aber noch nicht weidende Lämm-

chen Zelle nicht aufgemugt haben, (wie wir ihm denn, von Grund des Herzens gern, alle übrige von gleichem Schlage übersehen) wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehen geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon sagen könne, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

(*) Was *ομηται αεγυς* sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: *εστιν επι γαλακτες δειομενυς, δι ουραι των μητερων χωριζοντες, δια βοσκουσι, και εν ιδιαισ ομηται κληθουσι*. Der Verstand erfordert nothwendig, daß man anstatt *αε*, *οι* lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bey den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten *αε*.

wen mehr, als fette Lämmer? Wählen die Mufen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenk. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Mufen; ist das aber Theokrits Meinung?

So sehen die ersten elf Zeilen der gegenwärtigen Uebersetzung aus. Es würde Slavenarbeit seyn, alles folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24) den Ziegenhirtensagen:

ἢ δὲ κ' ἀείδῃς
ὡς πάλαι τὸν Λυβυαῖο ποτὶ Κρομμύ φωνὰς ἐπέειπες.

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chromis um die Wette sangst; ἐὰν δὲ ἀὶὸς ὡς πάλαι ποτὶ ἐπέειπες πρὸς τὸν Κρομμύ τὸν Λυβυαῖον, τέτρετι τὸν ἀπὸ τῆς Λιβυῆς, erklärt es der Scholiast. Hr. Ebl. aber übersetzt:

— — — Und singst du mir wieder

Wie du einst im Wettstreit den Chromis lybisch besungen.

Man sagt ἐπέειπες πρὸς τινα, mit einem streiten; aber wo hat Hr. Ebl. εἶπες πρὸς τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können Λυβυαῖο zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69 Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Αἰτῶν οὐκ ἔστιν, übersetzt Hr. Ebl. noch in der Höhle des Aetna. Σκοπία heißt ein erhabner Ort, von welchem man sich umsehen kann; und also hätte über:

übersezt werden müssen; nach auf der Höhe, oder Spitze, des Aetna. Wie hat Hr. Ebf. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Uebersetzung; oder das Iericon, wo er bey σκοπια das lateinische Specula gefunden, welches er in seiner Uebersetzung schon Eitfertigkeit für spelunca genommen. Die 105te Zeile,

ὁ λεγεται ταν Κουρον ὁ βωκολος; εἶπε πρὸς Ἰδα.

übersetzt Hr. Ebf.

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebft! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile, nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen; εἰ, sagt er, ἀντι τῷ ὄπῃ. λατῆα δὲ τὸ καταισχυται. ὄπῃ ὁ βωκολος Ἀγχιονς τῆν Ἀφροδιτην καταισχυται λεγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus. — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida, Eil zum Anchises.

Hätte Hr. Ebf. also umgekehrt sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einft der Hirt — du weist schon — geh nur zu deinem Anchises.

Aus der II. Iydl, die gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergrößten anzeigen. Aus

Aus dem Vogel Irys mache Herr Ebl. durch das ganze Ithyl, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα sind ihm bloße Säfte; und er weis nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wor durch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeer, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind Φιλτρα. — In der 48sten Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἰσχυρῶς ποτὸν ἐστὶ καὶ Ἀχιλλεύς

und Herr Ebl. übersetzt es:

Bei den Arkadiern ward Hippocrene ehemals
geböhret.

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht was Ἰσχυρῶς heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguibus destuens, quo tempore præcipites in Venoris libidinem et furorrem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand, als Herr Ebl. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß ποτὸν ἴσα so viel als ποταὶ heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Uebersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen, denn allem Ansehen nach hat er für Ἰσχυρῶς, Ἰσχυρῶνος gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3ten Ithyl 3. 40. gedenkt. — In der 88sten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Καὶ γὰρ χρὸς μὲν ἔχεις ἕνικα πάλαι δάκρυ

Das Holz ist ein gelblichtes Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χροσάχυλα nennen; ἐστὶ χρῶ

Nor. 71. ... sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Ebl. Uebersetzung liest:

Der ist ein gleiches Geschlecht dem tobiansfarbigen ...


solte man nicht fast vermuthen, er habe Thapsus für etwas ganz anders als für ein Holz angesehen; besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146 Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nämlich aus ω Meliξus (der Mutter der Meliro; man merke wohl, daß Meliξus der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melirus nennt.

III. Idyll. Die Scholastiker, sagt Herr Ebl. in dem Inhalte, haben allerhand wirrige Muthmaßungen über die Person dieses Gedichts gemacht. — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Uebersetzer etwa die Scholiasten? — die er nicht gelesen hat. — In der 31sten Zeile macht Herr Ebl. aus der $\Lambda\gamma\epsilon\omega\omega$, einen Ackermann, Namens $\Lambda\gamma\epsilon\omega\omega$. In der 45sten Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der flugen Alphesibda einen weltsem Alphesibaus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Duzend kleinere werth ist. Dem Fluß Alpheus , der jedem bekann seyn muß, dem die olympischen Spiele nicht etwas ganz unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe , und über-

setzt die 6te Zeile $\alpha\gamma\omega\nu\ \tau\omega\ \epsilon\tau\prime\ \lambda\alpha\phi\omega\ \alpha\gamma\epsilon\tau\omega\ \mu\iota\lambda\omega\nu$, durch: ihn nahm ja Mils mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14. Zeile hat Herr Ebl. aus $\Lambda\alpha\kappa\omega\nu\ \delta\ \kappa\alpha\lambda\alpha\iota\delta\omega\delta$ zwar verschiedene Personen gemacht. In der 117. Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wundest dich vortrefflich! In der 12. Versen übersetzt er $\kappa\alpha\tau\ \delta\epsilon\ \tau\epsilon\omega$ am dämmernden Abend; und doch hieß $\delta\epsilon\ \tau\epsilon\omega$ die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Ebl. schändlich verdorben; denn in der 14ten Zeile hat er das $\epsilon\tilde{\nu}\ \alpha\lambda\omega\varsigma\ \epsilon\epsilon\chi\omega\mu\epsilon\nu\alpha\varsigma$ auf  Hund gezogen, da es doch auf das Mägdchen geht, das der Hund Anfangs nur im Wasser sieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mägdchen in die Beine fahren, wenn es nur aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Ebl. sagt dafür:

Ruf ihn, sonst faßt er dem Mägdchen ins Müt; er steigt aus dem Meere,

Ruf ihn!

— In der 39. Zeile sollte es anstatt: *neht ich mir dreymal die Schöße heissen: spalte ich mir dreymal in den Schooß.* Man kann bey dem *neht ich mir die Schöße*, an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsre Leser nur mit einem Fessler begnügen. In der 31sten Zeile macht Ebl. das Erntenfest $\Theta\alpha\lambda\omega\nu$ zu einer Stadt,

Stadt, und übersetzt $\alpha \delta' \text{ ὁδὸς αὐτῆς}$ Galubius, durch: dieß ist der Weg, er geht nach Thalyssien.

Desgleichen aus dem VIII Jöhl. 3. 66. übersetzt Ebl. $\mu\iota\tau\upsilon\lambda\alpha\varsigma \alpha\iota\gamma\alpha$, durch eine Ziege mit sprossenden Hörnern: Es hätte seyen sollen, mit verstümmelten Hörnern; $\mu\iota\tau\upsilon\lambda\alpha\varsigma \alpha\beta\gamma\alpha \phi\theta\omega\iota\varsigma \alpha\lambda\epsilon\gamma\omega\iota$, sagt der Ethusiast. Den 70sten Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

*Εἶτε ἀμυδαί, κημίδι, καὶ δ' ἕβρα κληροῦτα παροῦ
ὡς τὸ ἰσὺν ἀγνῶσθ' ἔχοντι, τὸ δ' ἐς τὰ λαγῶς ἀποθῆσαν.*

D. I. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Aeschen fülle. Oder wie es Dan. Heinius übersetzt:

*Pascite, pascite vos, atque vbera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet vt agnis.*

Herr Ebl. aber übersetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, so: pflick ich in Körben euch Kräuter.

Wir haben schon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht ainet besondern Lesart gefolgt sey; aber welcher? und wo findet man sie?

IX Jöhl. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Ebl. unmöglich nach dem Griechischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Winters oder der Mutter:

*τὸ δὲ θεῖον φευχόντος ἀπὸ καύσου καὶ ἔχοντος
ὄψιν ἄνθρωπος ἀπὸ τοῦ καλοῦ καὶ ἡμέρας ἡμεῖς*

Wenn

Wenn er nur wenigstens die Uebersetzung des Heinsius in Rathe gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris, atheni.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk ich so ämsig,
als Kinder,

Die mit begierigem Ohr die lehrenden Aeltern erwarten.

In dem X Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler: *εργατνα* *βυλαι*, heißt nicht ämsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem ämsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurück bleibe. Es sollte dafür heißen gedungner Schnitter. — In der 19ten Zeile verwechselt der Uebersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 27sten Zeile sagt der Dichter:

Συραν κελαιντι τυ κραιεε;

Ισχαν, αλιοκαυτον εγω δε μοδοε μελιχληρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerinn; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Uebersetzer?

— — Die schlanke Syrerinn nennet dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyllops 3. 54
sagen:

Ὁ μὲν οὖν μὴ ἐπινοῦν μὲν ἡ μῆτις ἀπορῆναι· ἀπορῆναι
 ὡς ἡμεῖς ποτε τῶν· καὶ οὐκ ἔστιν ἡμῶν ἰσχυρῶν,
 Αἰ μὴ τὸ τὸν ἄνθρωπον

D. i. O daß meine Mutter mich nicht mit
 Riefen und Blossfedern gebahr, damit ich in
 das Wasser zu dir herab könnte, und wenig-
 stens deine Hand küste, wenn du den Mund
 mir weigerst. Dieß ist der Verstand; und der
 Uebersetzer, der ein Dichter seyn wollte, müßte die
 Worte noch weit sorgfältiger wählen, und zierlicher
 seyn. Thut das Herr Ebf?

— Ach, keine schuppichte Mutter,

Wir wir, gebahr mich wie rudende Fische, herunter
 zu schwimmen,

Aud dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen
 nicht reichtest.

Was soll die schuppichte Mutter? Was würde
 es helfen, wenn sie ihn auch so gebahren hätte, wie
 Fische gebahren? — Doch wir wollen uns nicht
 mehr bey Stellen aufhalten, die nur schlecht übers
 setz sind; wir können die nicht einmal alle bemer-
 ken, die falsch übersetzt sind. Darunter gebret die
 75ste Zeile.

Ὁ μὲν οὖν μὴ ἐπινοῦν μὲν ἡ μῆτις ἀπορῆναι· ἀπορῆναι
 ὡς ἡμεῖς ποτε τῶν· καὶ οὐκ ἔστιν ἡμῶν ἰσχυρῶν,

Aber, will der Entkops sagen, warum verliere ich
 meine Zeit bey der spödden Salates? Warum ver-
 folge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel
 andere Mägdythen lächeln? Und dieses drückt es durch
 ein Schäfersprichwort aus; melke, die vor dir
 steht, was verfolgest du den fliehenden? Der
 Scholiast erklärt es τῆν ἀγαπῶσαν φῖλι. Aber

wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Ebf. Uebersetzung?

Melke dieß Schaf! Was soll dir nach dich stehens den Schaf!

XII. Jdyl. Was mag wohl, o saturnischer Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frist? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bey seinen Lebzeiten unter sich theilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Ebf. übersetzt S. 17 *κατὰ Κρονίον* (= *ω Ζευ γενετο υε τω Κρονε*) durch saturnischer Vater. — Daß die 13 und 14 Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal bedürfen; denn Herr Ebf. könnte uns einwenden, daß solche Sinn sey im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminam, dicit; par vixit amantum,
Hic Laedemonis Espilus dicitus in oris,
Alter erat tellus quom Thessala dicit Airon.

— Wie Herr Ebf. aber die vier letzten Zeilen dieses Jdyls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarensen aus, wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. »Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab, und streiten um den Preis des Rufus. Wer tippen auf Lippen am süßesten drücket, der lebet mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschick über diese Klasse der Knaben zum Dichter beführet! Sahnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem indischen Steine gleiche,

„gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Gold
des erforschet. — „ Das ist der Sinn; nun ur-
theile man, wie weit Herr Ebl. davon abweicht:

Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat,
Denn dem reizenden Ganymedes verkündigt die
Vordwelt,

Statten Steinen gleiche sein Mund, worauf man
das Gold prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scho-
lasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist:
Οὗτος ὁ κριτής ὡχεται τῷ Γανυμειδὶ ἵνα ἐπιτη-
δίου ἔχῃ τὸ σῶμα, πρὸς τὸ δικάζειν τὰ φιλη-
ματα, ὅσας, ὡς ἡ Λυδία λίθος δεικμαζει τὸν
χρυσόν, εἴτε καλὸς, εἴτε καὶ μὴ &c. Hier ist
zum Ueberflusse auch noch die Uebersetzung des
Heinssius:

Hoc nimirum felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescitis olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Ibyll. Haben Sie denn niemals, mein
Herr Ebl. etwas von den Synplegaden gehört?
Haben Sie niemals, — ich verlange eben nicht bey
dem Ovidius, oder Bahrius Flaccus, sondern
etwa in einer *Acetra philologica*, in dem mytholo-
gischen Wörterbuche eines Klitters, oder in sonst
so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Aus-
gesauten durch diese sich trennende und wieder zu-
sammenstoßende Klippen ihren Lauf wehren müssen?
(*medios inter juga concita cursus rumpere. P. Flac.*)
Und daß diese Klippen, seit der glücklichen Durchfahrt
immota

innotata perstant, ventisque resistunt? Ovid. Diese
 kleine Schutzelchsamkeit hätten sie freylich haben
 müssen, wenn sie folgende Zeilen des Theokrits ge-
 hörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Εν δ' αὐτῷ κενεβασιν ἴθασ' ἰκνύσθον ἐς Ἀργῶν,

Ἄτις Κρανίου, καὶ ἵψατος ἐνδοξαίων ναυῶν.

Ἄλλα δεξιάη (βαδὺν δ' εἰσδραμα φασί).

Ἄιστος ὧς, ἠγῆσθ' ἁμῶν, καὶ ὡς τὸν κρηναὶς ἔσαν.

»Mit ihm, woll der Dichter sagen, stieg zugleich
 »Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusams-
 »menstoßenden Cyanischen Klippen nicht verun-
 »glückte, sondern, wie auf Adlers Flügeln, durch
 »den gräßlichen Schlund strich, bis zu dem tiefen
 »Phasis drang, und die strenden Klippen unbeweg-
 »lich, fest an der Tiefe des Abgrunds zurücke ließ. —
 »Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn erponis-
 ren lassen:

— Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
 Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals
 das Kriegsschiff

An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber,
 Und begab sich, wie rauschende Adler zum tiefen
 Phasis

Durch hochstürmende Wogen, aus welchen Felsen
 hervorstehn.

Es landete niemals? Das hatten sich auch die
 Argonauten niemals einkommen lassen. Es segel-
 te vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus
 welchem Felsen hervorstehn? ἀπ' οὗ heißt nicht
 aus welchem, sondern, seit welcher Zeit.

XIV. Joll. *Ἐπιτομή τῆς ἱστορίας* Herr Ebl. in der 1ten Zeile, durch Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Pictoris Schrifters Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Græcol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Beslos, aus welchem es auf die aller unwiderleglichste Weise erhellt, daß Herr Ebl. den Theophrast nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Uebersetzung verdeutschet hat, und daß er auch diese lateinische Uebersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieser Joll. vortheilhaft:

— — ἀπο κροταφῶν τῶν Σαδῶν ἀνύγει
 Παντες γυρῶντες, καὶ ἐπιόχουσι γὰρ ἄνθρωποι.
 Λαυκαῶν δ' ἔχουσι. — 17 (57. 2.) 102

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Uebersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genus serpit ætas, que canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Uebersetzer seyn will, nachsagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweydeutigkeit auch bey dem griechischen Worte Statt fände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κροταφῶν heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: »Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuwerf, »und dann schleicht es die Wangen herunter.« Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Ebl. dafür sagt:

Dann

Denk die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt
auf den Wangen

Die ägyptische Saub'.

Was ist offenkbarer, als daß er hier auch nicht ein-
mal einen Blick in das Griechische kann gehen
haben?

XV. Jdyl. Die 8 und 9 Zeile ist schlecht übers-
etzt; desgleichen auch die 18te — Warum übers-
etzt er in der 6ten Zeile *αὐτὰ* durch *Sagt*? Er
glaube vielmehr, daß es lange genug, Hof gehalten
habe? — Warum macht er in der 67ten Zeile aus
der *Εὐτυχία*, eine Mannsperson, Namens *Εὐ-
τυχίας*? Der Scholiast sagt: *ὡς τῷ Εὐτυχίᾳ
Τόπος ἴνα Ἐσπάρταν*.

XVI. Jdyl. *Ἰαῶνος ἀνδρὸς ἀνδρῶν* übersetzt Herr
Ebl. (S. 57) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon?
Er hätte sagen sollen, des Jonischen Sängers; und
nun versteht man es, daß Homer darunter gemeint
wird.

XVII. Jdyl. *Ἄνθ' ὕλητοπος* übersetzt Herr
Ebl. S. 9 durch *Waldmann*. Aber dieses heißt
ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holz-
fäller. — Wie seltsam trennet er die 12 und
13 Zeile!

Οἶσι θεοὶ τοῦ κείνου ἔτιμ' ἔσαν βραχίλων,
Ἐκ πατρῶν.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflich-
sten der Könige, von seinen Aeltern an, aus-
geschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Göt-
ter zu der Größe und Güte des Prolemäus schon in
seinen Aeltern den Grund gelegt. Wie elend aber
sagt Ebl. dafür:

Womit

Womit die Götter den herrlichsten König der Iyden
bezeichnen?

Von den Vätern zuerst!

Erstlich heißen hier πατερες nicht Väter, sondern
Aeltern. Denn der Dichter steigt nicht höher, als
bis auf den Vater und die Mutter seines Helden
hinaus. Zweitens kann man das von den Vä-
tern zuerst! nicht anders verstehen, als ob Theod-
krit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu sei-
nem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist,
wie wir gesehen haben, seine Meinung doch nicht. —
Περσαιοι βαρυσ Διος αιολομητας, giebt unser Wer-
denscher (S. 19) durch

Der den Persern so schädliche Gott mit gespreckelten
Helme.

Αιολομητας heißt Flug, verschlagen. Doch Hr.
Ebl. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu
seyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur
diese andre Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß
nämlich für αιολομητας, αιολομητης gefunden ha-
ben; ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe,
wo man diese Lesart in den Text genommen hätte.
Doch auch alsdenn würde αιολομητης nicht mit
gespreckeltem Helme, sondern mit der bunten
Binde bedeuten; denn daß μητρα eine Binde, ein
Gürtel heiße, hätte er aus der 54 Zeile des 27sten
Iydis seines Dichters lernen können. — Κρον-
das ist ihm in der 24sten Zeile Saturn. Und Κρονος
wird ihm also wohl Jupiter seyn? — Die 34ste
und folgende Zeilen übersetzt Ebl.

Und

Und wie unter den Klügsten der Frauen sich Berenice:
Ihrer Aeltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte;
Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherinn Cyperns,
In dem duftenden Schooß ihm deine lieblosenden
Arme.

Und sie sagen; noch habe kein Mägdelein dem Ehemann
gefallen,

Wie Ptolemäus voll Jubrust sich seinem Gemahl
gewidmet.

Wie, zu Anfange dieses Jovills, Ebl. den
Theophrast fragen läßt:

Was bistling ich merck, wo tausend Gaben mir winken?
so wüßte ich bey dieser Stelle fragen:

Was bemerck ich zuerst, wo tausend Fehler mir
winken?

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand!
Der Grieche sagt ohngefähr: »Und o wie strahlet
»unter den edelsten Frauen die edlere Berenice,
»der Stolz ihrer Aeltern! Ihr hat den duftenden
»Schooß Dionens erhabene Tochter, Cyperns
»Beherrscherinn, mit zarten Händen gestrichen. Da
»her sagt man auch, daß nie eine Gattinn ihrem Ges-
»mahl so liebenswürdig gesehret, als dem Ptole-
»mäus die seine.« — Findet man auch nur die ge-
ringste Spur von diesen Gedanken, von dieser
schmeichelnden Erdichtung in den Ebl'schen Versen?
Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur
Tochter; er macht den Schooß der Berenice, zum
Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er
macht alle Fehler, die ein nachlässiger Uebersetzer
machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie
ihm

ihm als können vermeiden helfen: ἢ Ἀφροδίτη φησὶν ἄβητος εἰς τὸν κάλπον ἀπειμαζάτο τὰς χεῖρας, τῆς τε ἐπαφροδίτου ἐποίησεν αὐτῆς, διὸ καὶ ἠγάτατο ὑπὸ τῆς ἀνδρὸς — Wie manches können wir nicht noch bey der dritten, fünf und zwanzigten, fünf und funfzigstem, drey und sechzigsten, neun und neunzigsten, hundert und drey und dreyßigten Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrüsslichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII Iphig. Die 17te Zeile ist ^{nicht ohne Noth} ohne Verstand übersetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta
gelbuhlet hast.

Jemand glücklich genießt: Wo viele Große dir bey
stehn.

Theokrit will sagen; du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen seyn, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest, und doch zum Zwecke kamst; ὅτις ὡς ἄλλαι ἀφ' αὐτῆς, ὡς ἀνδρῶν. Das ὡς ἀνδρῶν gehört, dem Verstande nach, zu dem vorhergehenden ἐπεπταετη. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternit urbem,
Torque inter proceres felix dedit omnia amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20ste und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird sie dir gebären, gebiet sie dir
ähnlich!

Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir stiegen
zusammen,

Wie der Jünglinge Schöne geliebte bey den Bibern
Euterens.

Ditmal

Wenigstens 10 Mädchen, erster weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleiche ihr sie selber
Helenen.

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind
zusammen gejagt hätte, könnten weniger Verstand
haben? Da Hr. Ebl. doch einmal kein Griechisch
versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das
Lateinische des Gröfius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.

Namque eadem vobis aetas & mores virili

Cuectus ad Eurotan unctis hic omnibus idem:

Quae dantur aetatis aevi flore puellas,

Nec tamen ad Athenae, quae sese conferat, villa.

Ist es nicht, als wenn sich Hr. Ebl. mit Fleiß vor-
genommen hätte, von allen das Gegentheil zu sagen?

Das XIX Idyll wollen wir ganz übergehen;
es ist nur acht Zeilen lang, und Hr. Ebl. hat es
gar in Reime übersetzt.

XX Idyll. Was soll in der 3ten und 4ten
Stelle heißen:

— — — Ich lernte nicht küssen,

Wie die Hirten es thun, ich weis sie artig zu nehmen.

Was weis sie denn zu nehmen? Wenn Ebl. noch
umgekehrt gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt
bürtisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lip-
pen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht
den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der
3ten und 4ten Zeile ist es abermals klar, daß er
bloß aus der lateinischen Uebersetzung verdeutschet hat.
Wärmt hätte er sonst von vielen Mädchen aus
der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur
von

von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Uebersetzung hat den Pluralem; Herr Ebl. also auch. — Die 29ste Zeile müssen wir noch mit nehmien:

κὴν αὐλῶν λαλοῦν, κὴν σαύων, κὴν πλαγιάων.

Wer sieht nicht, daß αὐλός, σαύαξ und πλαγιάων hier drey besondere Instrumente sind? Herr Ebl. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo und übersetzt:

— — Auch wenn ich das Haberrohr blase,
Ober die Flöte spiele, so oft ich sie feinsinnig klagelasse.

Die Anmerkung die Aem. Portus bey dem Worte πλαγιάων macht, ist artig: unde gallicum nominis derivatum *flagiololet*, quasi dicas *plagiololet*. Sie ist artig, sagen wir; aber nicht richtig, denn πλαγιάων war eine Art von Quersflöte.

XXI. Jyhl. Warum hat Herr Ebl. die 36 und die 37ste Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaligers *Emendationes ad Theocriti &c. Idyllia* verweisen.

XXII. Jyhl. Die 43 und 44ste Zeile.

ἄσπερον ἢ αὐάνθη, λανθάνει φιλῶν ἔργα μέλισσας,

ὄσ' ἔλαρος ἀργύρεος ἐτίθειεν ἐν λαμπάσιν.

übersetzt Herr Ebl.

Duftende Blumen, der haarigten Bienen erquickend
Wollust,

Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen im
Schwärmeln das sie sich.

Was

Was ist offener, als daß er die 2. abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß *εἶσα ἀσπίδα* und nicht auf *παλιού* gehe: — Theokrit sagt von dem Fechter Amycus vorwiegend, daß er ein wideres Fleisch gehabt, *σφυλάτος ὡς Κολοσσός*, d. i. ein Fleisch, wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Ebl.

— Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus gehämmert.

Wer kann sich rühmen dieses zu verstehen? Die Hammer Kolossus! die Hammer zimmern! Welcher Unfann. — Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut, von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammen gebunden gewesen; *δῖγμα λεώτος ἀφ' ἰμῶν ἐκ ποδῶν*. Herr Ebl. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und übersetzt:

Ueber den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter

Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amycus angeht, rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer; Amycus bläset auf einer tiefen Muschel seine Bebröler zusammen, und Pollux läßt, durch seinen Bruder Castor, alle Helden aus dem magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78 und 79sten Zeile; Herr Ebl. aber macht aus dem magnesischen Schiffe, eine magnesische Schlacht, und ziehet beide Zeilen in diese eine:

Wie zur wagnsthigen Schlacht die Helden Eoffer
hervorrief.

— Und wie falsch ist noch die achte, die hundert und
neun und siebenzigste, — und die zweihundert und achte
zehnte Zeile dieses Iphigs übersezt!

XXIII. Iphyl. Da Herr Ebl. hier einmal aus
dem Knaben ein Mädchen gemacht; so sollte es
auch in der 6ten Zeile nicht heißen, er lermt, son-
dern sie lermt. Aber wie elend ist dieses Lärmt! —
In der 16ten Zeile sagt er abermals gleich das Ge-
genheil von dem, was Theokrit sagt:

Διότιον ἐν γυναικὶ τῆν συμφορὰν τῆν ἐκδερσίαν.

Wir wollen uns jetzt dabey nicht aufhalten, was
die Kunstrichter wegen des Worts συμφορὰ erinnern;
denn so viel ist gewiß, Herr Ebl. hat nichts
davon gewußt, sondern ist den lateinischen Ueber-
sezern gefolgt, welche anstatt συμφορὰ, δακρυ-
λεση, und die ganze Zeile durch tandem non con-
tinuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt denn
nicht dieses auf deutsch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der
Venus? —

Auch die gleich darauf folgenden Worte ἀλλ' ἔ-
δωκ' ἐκλαίει, hätten ihm seinen Irrthum zeigen
können.

XXIV. Iphyl. Die Fabel von der Geburt des
Herkules und Iphigles muß dem Herrn Ebl. ganz
unbekannt seyn. Wann er von diesem Beispiele
der Superfetation, wie es Bayle nennt, jemals
das geringste gehört hätte, so würde er, gleich die
ersten Zeilen:

Ἡρακλῆα ἀναμύθηον ἰούρα πρὸς Ἄ Μιδεῖταις —

Ἀλκιονα, ἰουι κωγι, υναμην Ιφικλυο

Ἀμφότερος Ἀνακτα Σεο

schwerlich so übersetzt haben?

11. Denn war Herkul zehn Monat gebühret, so wusch
ihn Alkmene,

12. Mit dem jungen Bräutigam Iphikles mächtlich im
Flusse ic.

Wozu verregor gehört hier zusammen, und ist als
ein Beywort des Iphikles anzusehen, den der Dicht-
er um eine Nacht jünger, als den Herkules
macht. Daß wozu hier nicht nöthlich helfen könn-
te, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden
πρὸς (wozu) und dem καί. Doch wer wies das
längnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr
Ebl. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was
sonst niemand in der Welt weiß. Z. E. daß Alk-
mene ihre beiden Söhne im Flusse gewaschen?
Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man
dieses im Flusse bey dem Theokrit finden will. —

Der Fehler, den er in der 3 1sten Zeile gemacht
hat, stiehet aus eben derselben Quelle. Er muß
nicht gewußt haben, wie das Beywort ἄλκιονα,
der spät oder schwer erzeugte, dem Herkules zu-
komme; und übersetzt daher πρὸς τῷ ἰουι
durch um den jüngsten der Knaben. Allein der
jüngste der Knaben würde ja Iphikles und nicht
Herkules seyn. — Noch einen Fehler müssen
wir mitnehmen, der abermals ein offenerer Be-
weis ist, daß Herr Ebl. aus dem lateinischen übers-
etzt, und das Latein nicht einmal verstanden hat:
Theokrit sagt von dem Amphitryo,

— 10 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000

Herr Ebl. übersetzt es:

Der Hölz. betruer dem Bette; gewöhnlich der
 Gattinn, solida
 zum Haupte
 unter.

von der Keule? *trama* heißt
 ein Netz, ein Dafen, an den man etwas auf-
 hängen kann. Wie kommt aber Herr Ebl. auf die
 Keule? Es heißt in der lateinischen Uebersetzung
clava suspensus est; und er hat sich eingebildet
clavus; und *clava* sey einerley. Vielleicht hat er
 auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des
 Mesias ein Erbstück von seinem Vater Joseph
 gewesen.

Die Zeit wird uns bey dieser Arbeit so lang, daß
 wir über die noch rückständigen Jydhen geschwinde
 hin gehen, und aus heben nur einen Fehler, so
 wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzugeben
 wollen. In dem XVten macht Herr Ebl. 3. v. 28
 den *Arboris* zu einem Prädicate
 des Delbaums, und sagt:

Im Winter frogende Bäume
 Wachsen, und grüner Delbaum, des Phöas, den
 Hirten verahren,
 Unvergeßliches Heiligthum zc.

anstatt, daß er hätte sagen sollen: und dort, wo
 die Fichten und der Delbaum wachsen, ist
 du

du des schäfrischen Apolls unterlethlich; Heiligthum. Denn das *παυτα* aus der 13ten Zeile muß sowohl zu *λεγει αγγει* als zu *αυδης* genommen werden.

XXVI. Jöyll. Die 13te Zeile, wo Abonoe, bey Erblickung des Pentheus in die heilige Wirth geräth:

Την δ' εβραυσε ποσει μεναιδης εβρυα βακχου.

übersetzt Herr Ebl.

— Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.

Doch *εβρυα* heißen hier weder die Feste, noch die aus der Kiste genommene *λεγα κροταυρα*, S. 7. ob wir gleichwohl wissen, daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Ceremonien, die waltenden Tänze, die heiligen Convulsionen darunter zu verstehen; mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er *ταυρα* nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen, und *εβρυα* nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alldem sein: sie erregte mit den Füßen die Orgie des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszuordnen und zugleich das folgende *εβρυα εβρυα* mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Abonoe zuerst gewahr, und schrie fürchterlich auf, und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Jöyll. Als Daphnis mit den Händen zu frey wird, läßt Theodrit das Mädchen austufen:

Ναρκη ναι τον Πανικ, την ακλον εβρυα χυρα.

XXVI. Übersetzt es sehr wohl:

Offensor per Panam mihum jam tolle, fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Ebf. aus:

Du, ach hilfst du mir nicht! O zieh die Hand doch zurück.

Naxos ruft das griechische Mädchen; wo die Scherfenn eines gallischen Nirtendichters vielleicht je me pame gerufen hätte.

XXVII. Idyll. Die Ueberschrift dieses Idylls hat Herr Ebf. ganz falsch übersetzt. *Χλαματυ* heißt kein Spinnrocken, denn es ist von Wolle und nicht von Flachse die Rede; und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers sagt, *χλαματυ* σημασι: το τρω γυμνασιον εργασιον, ο περιχλαματι τα ιβωι: d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden; oder, mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad, als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Blatterhaftigkeit seines Geliebten *B. i. 6. 17.*

*Και μιν ου το παλαι το δον γενοσ αμαρτω
το δ' εστιν κασοι η νεοτερος εγνων φιλω.*

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirfst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so werth, und noch werther, als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen. Herr Ebf. aber sagt dafür:

Lobt

Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du
ihn länger
Als drey Jahr, der heißt denn dein Liebster.

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drey Jahr zu lieben. Es entschuldiget den Herrn Ebl. aber nicht, daß auch andre Ausleger diese Stelle, mit ihm, eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht, Z. 6 daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27.

Ich wolte nicht den Jüngling
Den schönen Jüngling stoßen.

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Herr Ebl. in der letzten Zeile die Verbesserung des Conjecturere, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu seyn, begnügen. Es wären zwar noch die Stanschriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moschus übrig, aber sollte Herr Ebl. wohl, erst gegen das Ende seiner Arbeit gewaltsamer und sorgfältiger geworden seyn? Es ist nicht zu vermuthen, und wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Uebersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts
E c 4 taugt,

taugt, als bey einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessere zu liefern.

— II —



VI.

The present State of the Arts in England by Mr. Rouquet, Member of the Royal Academy of Painting and Sculpture, who resided thirty years in this Kingdom. London printed for J. Nourse 1755.

Das ist:

Der gegenwärtige Zustand der Künste in England durch Herrn Rouquet, Mitglied der Königl. Malerakademie zu Paris, welcher sich dreysig Jahr in England aufgehalten hat.

Wir sind unsern Lesern eine Nachricht von diesem Werke schuldig, welches, ob es gleich bereits vor zwey Jahren herausgekommen ist, dennoch bey dem Mangel genauerer Nachrichten von dem ätzigen allgemeinen Zustande der Künste in England, nicht verhey gegangen werden kann. Es ist eigentlich französisch geschrieben worden, und der Verfasser ist auch ein französischer Maler, welcher sonst durch seine, in eine französische periodische Schrift eingerichtete, Erklärung verschiedener Kupfer des Herrn Hogarths, bekannt geworden, welche auch hernach in der Berlinischen Ausgabe der Vergliederung der Schönheit übersezt worden ist.

Sein

Sein Werk besteht aus einer Einleitung und ein und dreißig Abschnitten, in welchen er sowohl von den verschiedenen Arten der Malerey und der mit derselben verwandten Künste, als auch den übrigen Künsten, sogar bis auf die Kochkunst, Arzney- und Wundarzneykunst handelt. Man muß ihm aber haupt nachsagen, daß er der englischen Nation wenn er sie auch nicht so fein beurtheilet, dennoch mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt als sein Landsmann, den Abbe Blanc; nur wäre zu wünschen, daß seine Nachrichten zum Theil etwas genauer wären, und man würde ihn verbindlich seyn, wann es nicht so viel, als bekannt, hätte voraussetzen wollen, was in mowärtigen Ländern nicht allzuwohl bekannt seyn kann. Band 2. C. bloß sagt, in dieser oder jener Art der Malerey hätten sich ein oder zwey Künstler besonders hervor; so hätten wir wohl erwarten können, daß er uns ihre Namen, nebst dem besondern Charakter ihrer Werke gemeldet hätte, u. s. w.

Die Einleitung handelt von dem Ursprünge der Handlung, dem Abschaffen der Künste, und der Schädlichkeit der anschließenden Freyheit, so an Zünfte oder Innungen erhalten werden. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß der größte Nutzen, den die letzteren jemals hervorgebracht haben, wohl die Errichtung der Königl. Maler- und Bildhauerey Akademie zu Paris, sey, welche von König Ludwig XIV. auf Veranlassung einiger Künstler, denen die zünftigen Malermeister, die Kunst zu lehren, sich unterzogen, errichtet wurde. Der Verfasser handelt in Heinen Ausschweifungen noch von

allerhöchsten Dingen, und kommt endlich auf die engländische Nation: Er bewertet anfanglich, daß die Künste ihren Ursprung zwar dem Ueberflusse zu danken haben, ihre fernere Fortpflanzung aber von dem Bon - sens erwarten müssen; Wann ein Volk eine wilde Tapferkeit und gewalthätige Zusammenrottungen zu verabscheuen anfängt, so treten sanfte und unschuldige Vergnügungen an die Stelle der Strafen voll Grausamkeit und Ungerechtigkeit. England ward in den alten Zeiten von innerlichen Unruhen zerrütet, und nach und nach von verschiednen fremden Nationen überwältiget, so daß die Einwohner kaum einen Theil ihres so fruchtbaren Landes bebauen konnten. Sie wunderten die ihnen eigent - Wirklichkeit des Geistes zu unglücklichen häßlichen Kriegen an, womit sie ihre Land zerstörten, oder zu Anfällen auf ihre Nachbarn. In den nachfolgenden Zeiten gaben sie Proben von ihrer Dreyung und Lächerlichkeit zu den Wissenschaften; aber zu eben der Zeit da die Künste in Italien und Frankreich, ja sogar in Spanien, den erwünschtesten Fortgang hatten, begnügten sich die Engländer, einiges Vergnügen an den Werken der Künste zu bezeugen, ohne sich, gleich andern Nationen, selbst darauf zu legen: Holbein, Rubens, Wandyl, Jankens, Lely, Kneller, alles fremde Künstler, wurden durch Ehren und Belohnungen des Hofes, und durch die Anreizungen der Großen, welche die Werke derselben theuer bezahlten, nach England gezogen. Dieses war dazumal sehr gewöhnlich, es hörte aber mit der Regierung der Könige auf, welche durch ihr Beispiel diese Mode in Schwang gebracht hatten.

Der

Der große Anwachs der Handlung ist, nach dem Verfasser, das Aufnehmen der Künste gebührt. Er glaubt, daß, wo die Handlung blühe, der Reichthum für das vornehmste gehalten werde, und weil die Künste nicht oben der gewöhnliche Weg zum Reichthum wären, so würden sie weniger geachtet. Der Staat sorget in England nicht für die Künste; denn man hat keine öffentliche Stiftung oder andere Anstalt zu ihrem Besten. Selbst die Verschönerung der Regierung scheint sich einem Vorhaben von dieser Art zu widersetzen; denn in England wird kein Posten, mit welchem Vortheile verknüpft sind, vergeben; als an jemand, welcher geschieht, ob die Absichten des Verleihenden, bey der Wahl der Parlamentsglieder zu unterstützen. Es ist nun ein Maler in England, der nebst dem Titel eines Königl. Hofmalers eine jährliche Besoldung von 200 Pfund bekommt. Die Gesandten, welche an auswärtige Höfe gesandt werden, pflegen des Königs Willniß mitzunehmen, und müssen dem Hofmaler dafür 50 Pf. bezahlen. Herr Schallerton bekleidet jetzt diese Stelle, und macht, nach des Verfassers Bericht, derselben mehr Ehre, als einige von seinen Vorgängern.

Der Verfasser kommt nun von einer ironischen Beschreibung der wenigen Bedeutung des Rittertitels, mit welchem verschiedene Künstler in England sind beehret worden, und der Eitelkeit der Engländer, in Absicht auf den Rangstreit u. d. gl. auf ein Lob der Malerey, welches endlich in eine ordentliche Ausrufung ausbricht:

• Malerey,

„Malerey, die liebenswürdige Kunst, die die
 es; die du unsere Augen durch die Zauberkräft ihre
 tergehest, vermehrt; welcher wir die Gegenstände
 angesehen können, die entweder weit von uns und
 fernet, oder gar nicht mehr sind. Ewig sollen
 die vortheilhaften Künstler leben, die sich bemühen,
 einige von den glücklichsten Augenblicken, von den
 reizenden Scenen, in unser Gedächtniß zurück zu
 bringen, die nur in ihren Gemälden fortzubestehen
 können. Weg mit den fürchterlichen Bildern,
 welche beständig in bitterer Angst, oder in die
 Halle der Märtyrer getaucht sind. Wenn
 dienet es wohl, durch die äußerste Gewalt
 der Kunst, die Bilder solcher Gegenstände
 zu verewigen, deren Gegenwart und unange-
 nehmen fern zu werden.“ Ein berühmter Landmann
 des Verfassers, der Hr du Bos, hätte demselben sagen
 können, wozu solches dienet (*). — Wir wissen
 nicht, welche Art der Malerey Herr Rouquet vor-
 züglich treibe; vielleicht könnte man aus der Art,
 mit welcher er hier vorher den Gaspere und Claude
 de Lorraine, schließen, daß es die Landschaftsmalerey
 sey. — Doch die Art der Malerey, die er
 treibt, hat ihn wohl nicht zu einem so unbedach-
 ten Ausspruche über einen wichtigen Theil der Hi-
 storienmalerey verleiten können. Es kann vielmehr
 nichts als eine französische galante Flüchtigkeit seyn,
 die

(*) In dem ersten Theile seiner Reflexions handelt er
 von dieser Materie weitläufftig, und sucht auch die Ur-
 sachen von der Wirkung unangenehmer Gegenstände
 in der Nachahmung, zu geben.

die bloß **Wassersch** sehen will, und von der ihr;
 welches zu bewundern ist, ein dreyßigjähriger Kunst
 einmale in England, so wenig hat heilen können, daß
 man vermeyhet in diesem Werke mehrere Proben dar
 von anzusehen.

Am Ende heißt es noch: Nicht der Geiz
 welcher die Engländer an den Reichthümern nicht
 zu scheuen, sondern die Begierde dieselbe zu ge
 winnen. Die sind wegen ihrer feinen Geschmack
 und wegen ihres guten Verstandes bekant, und
 die letztere hilft noch ihres Geschmackes vermehren,
 und würde noch mehr dazu helfen, wenn sie sich
 von den Mühen des Nachdenkens weniger ent
 wachen ließen, und überhaupt eine so starke Ein
 bildungskraft als Beurtheilungskraft hätten. Wen
 überhaupt aber lieben sie die freyen Künste, und wie
 wir sehen, daß sie dieselben alle, in einem ge
 wissen wirklichen, und nicht eingebildeten Grade
 der Vollkommenheit besitzen.

I. Vom Historienmalen. Die Historienma
 ler haben in England so selten Gelegenheit ihre Ges
 chäftigkeit zu zeigen, daß man sich wundern möche
 re, wie sich noch jemand daselbst auf diesen Theil des
 Malerey legt. In den Kirchen werden keine Ges
 mälde gebraucht, aufs höchste findet man ein Altar
 Blatt, welches Niemand einiger Achtung würdiget,
 die Zimmer werden bloß mit Bildnissen und Kupfer
 stichen ausgezieret; die Cabinette der Liebhaber ent
 halten bloß ausländische Gemälde, und die Gemäl
 dehandler thun auch in England, was sie in andern
 Ländern thun, nämlich sie verachten die Gemälde
 der lebenden Künstler, womit sie nicht handeln könn
 en

nach, von den Liebhabern die alten Stücke anzuverkau-
 fen. Dagegen hat Herr Haymann, der sich mit
 dem Bildhauerkunst beschaffiget, alle Eigenschaften,
 die einer großen Maler bilden können. . . . Bei einer
 Gelegenheit des vor einiger Zeit auf öffentliche Sub-
 skription erbaueten Findlingshospitals, hat er und
 mehrenden Bildhauer, nebst andern Künstlern,
 ein Denkmal errichtet, welches der Denkmaler
 der Engländischen Künstler, gewiß viel Ehre macht.
 Nämlich als das Hospital so weit fertig war, daß es
 vermehrt solte ausgebaut werden, weigerten sich die
 Würsther von ihm einzunehmen, Dessenwegen es
 was zu diesem Gebrauch angewendet, darauf ka-
 men die vornehmsten Künstler von jeder Art zusam-
 men, und beschloffen, daß jeder von ihnen ein oder
 mehrere Stücke zur Auszierung dieses Hospitals lie-
 fern wollte. . . . Man siehet also erstlich in dem vor-
 geschafften Zimmer vier biblische Historienstücke, wel-
 che eine Beziehung auf verstorbene oder weggeführte
 Kinder haben. Haymann hat Moses Errettung
 aus dem Wasser, Moyses Steltes; Hogarth, wie die
 Adams, welcher Moses war angetrauet worden,
 auslilien der Tochter Pharaons zurückbringe,
 Wille, die Christus den Jüngern gebietet, Laßt
 die Kindlein zu mir kommen.
 Engelt, der der Hagen und dem Israel die Quelle
 zeigt. . . . Die Bildhauer haben die Bildnisse der
 Personen geliefert, welche den größten Theil an die-
 ser rühmlichen Stiftung haben.
 Verfasser, alle Arten von Mäscen, und selbst die
 Bildhauerkunst hat zu der Auszierung dieses Hospi-
 tals etwas beigetragen.
 Diese auf eine neue und
 rühme

„ethälliche Art bewiesene Geschicklichkeit, hat das Publicum in den Stand gesetzt, zu urtheilen, ob die englischen Künstler, wirklich so weniger Achtung würdig sind, als es sich Fremde, ja sogar die Engländer selbst, insgemein überreden. Dann sie pflegen, ob sie sich gleich alle Augenblicke malen lassen, dennoch zu sagen, daß England keine Maler habe.“

Der Verfasser setzt noch etwas von den Hogarth'schen Kupferstichen hinzu, welche gewissermaßen als eine neue Gattung von moralischen Gemälden zu betrachten sind, nebst einem ausführlichem Lobe der Fertigkeit der Schönheit, welche Schrift in Deutschland bereits bekannt ist.

Wie unser Verfasser gern von einem Gegenstande auf den andern kommt, so bringt er auch hier verschiedene Anmerkungen an, die eigentlich nicht zur Historienmalerey gehören. Z. E. die Künstler zu London haben eine öffentliche Zeichenschule zu London errichtet, woselbst sie eine Zeilung Modelle von beyderley Geschlecht, vermittelst einer jährlichen Freyen Subscription unterhalten haben. Man hat aus dieser Zeichenschule eine Akademie machen wollen, welcher Vorschlag aber nicht zu Stande gekommen ist.

Daß die ersten Kupferstiche des Hrn. Hogarth's von schlechten Kupferstechern sogleich nachgestochen wurden, gab Gelegenheit, zu einer Parlamentsacte, die er in Gesellschaft der übrigen Künstler erhielt, wodurch jedem Künstler der Vortheil von seinen Werken allein vorbehalten wird, und alle Nachstiche verbo-

verböthen werden. Diese Acte hat die Kupferstecherkunst sehr empot gebracht, so daß, da vorher nur zween Kupferstecher in London waren, sie im letzten auf einige hundert angewachsen sind. Der Bedientte des Hrn. Baron, eines französischen Kupferstechers zu London, wird hier mit verdienendem Ruhm gedacht.

II. Vom Bildnißmalen in Oel. Das Portraetmalen findet in England die meiste Aufmunterung, und wird folglich am meisten getrieben. Es ist sogar gewöhnlich, daß Mannspersonen sich einig der ihr Bildniß schenken.

Es ist oben bemerkt worden, daß vor einiger Zeit in England die Malerey nur bloß von Fremden getrieben wurde. Der Ritter Gottfried Knelier ist einer von den letzten und berühmtesten; er hinterließ, als er im Jahr 1722 starb, fünf hundert unvollendete Bildnisse, auf welche er die Hälfte der Bejah

Diese Nachricht kann täuschen, die auf den meisten englischen Kupferstichen befindliche Wort: *accepting to the act of the parliament* zu erklären, damit man sie nicht mißdeute, und etwa in einen so lächerlichen Fehler verfallt, wie jemand, der, wie wir uns erinnern gelernt zu haben, diese Worte also deutete, als wenn der Kupferstecher eine Sache vorstellte, wozu sie nach der Verordnung des Parlaments vorgenommen werden mußte. Der Kupferstecher stellt aber das Verfahren bey einem gewissen mittelmässigen Operation vor, über welche das Parlament gewis keine Acte gegeben hat.

Daß in diesem Jahre ist er gestorben, nicht im Jahr 1726, wie Hr. Rouquet irrig angiebt.

Bezahlung voraus bekommen hatte; die engländtschen Künstler sprechen nicht anders als mit Bewunderung von ihm; er malte sehr geschwind; er hatte einen kühnen Pinsel, und eine große und edle Art zu zeichnen, aber sie war nicht so genau, als sie bey einem Bildnißmaler billig seyn sollte. Eine gänzliche Aehnlichkeit durfte man von ihm nicht erwarten; er wußte diesen Fehler durch eine besondere Anmuth, und vornehmlich durch eine edle Einfalt zu ersetzen, welche in den Augen eines Engländers die größten Reizungen hat. Hierdurch kam er in einen erstaunenden Ruf, welcher dann öfters seine Wichtigkeit ersetzen mußte, wann er nicht Zeit hatte dieselbe zu zeigen, und hierdurch fand er Gelegenheit, seines großen Aufwandes ohnerachtet, sehr reich zu werden. Kneller war auf allerley Art ein Künstler, das sehr schwer zu erreichen war; dem ohnerachtet wollten ihn doch alle engländtsche Maler durchaus nachahmen und seine Manier annehmen. Er malte erstaunend geschwind, ohne anscheinende Bemühung, und malte öfters gleich auf einmal aus; deswegen stengen sie allan, geschwind zu malen, ob sie gleich gar nicht wegen vieler Arbeit dazu genöthiget wurden; ja einige waren so närrisch, den Grund hin und wieder bloß zu lassen, wo nämlich dessen Farbe etwa eine Feinte ersetzen konnte, weil es Kneller auch einmal schon hatte. Kneller zeichnete eckigt, welche Manier eben nicht zu loben ist, da sie in der Natur nicht gegründet ist, und die andern thaten sich Gewalt an, um ihre rauhe und unbestimmte Züge noch dazu eckigt zu machen. Kneller war genöthiget worden, die Draperien von andern malen zu lassen, und aus

Geiz wählte er immer diejenigen dazu, welche am wohlfeilsten waren; daher war die Draperie bey seinen meisten Bildnissen so elend, daß man es sich kaum vorstellen kann, und wann ihm seine Freunde auch zuweilen dieses verdachten, und ihm vorstellten, daß solche elende Sachen seinem Ruhm einmal schädlich seyn könnten, so antwortete er, sie wären allzu schlecht als daß sie ihm Schaden thun, oder unter seinem Namen auf die Nachwelt kommen könnten; dem ohnerachtet ward die schlechte Draperie in seinen Bildnissen von etlichen Künstlern nachgeahmt. Inzwischen ward niemand, durch die Unwissenheit, Kneclern bis auf seine größte Fehler nachzuahmen, so berühmt als derselbe; das Publicum besflagte sich vielmehr daß es mit der Malerey aus sey.

Inzwischen standen einige geschickte Künstler auf, welche die lächerliche Gewohnheit Kneclern nachzuahmen verbannten, und sich einzig an die Natur hielten.

Ramsay war ein geschickter Maler, der einen vernünftigen Geschmack im Bildnißmalen aus Italien zurück brachte. Herr Banlo, Mitglied der Königl. Akademie zu Paris, fand hernach auch außerordentlichen Beyfall.

» Wann man einen Engländer belüben will,
 » sagt der Verfasser, so muß man ihm eine Partey
 » schaffen, die er vertheidigen oder der er sich widers
 » setzen kann. In der kalten Mittelstraße ist er
 » außer seinem Elemente; er zeigt sich lieber auf eis
 » ner merklichen Extremität, die er nicht leicht ver
 » läßt,

läßt, als um sich auf die entgegengegesetzte, zu wenden. Die Bildnißmaler wissen sich dieser Eigenschaft der Engländer zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; sie pflegen ein besonderes Zimmer zu haben, wo sie durch einen Bedienten jedermann ihre Werke zeigen lassen. Nachdem die Zuschauer dieselbe eine Zeitlang betrachtet haben, gehen sie weg, und erklären sich sogleich einer für, der andere wider den Künstler; der Streit wird immer hitziger, und diejenige, die sich für den Künstler erklärt haben, lassen sich von ihm malen, um seine Geschicklichkeit zu beweisen.

Der Verfasser erzählet noch die Geschichte eines Draperiemalers Bonhaken. Hierauf merkt er an, daß man in verschiedenen Ländern verschiedene Begriffe von der Schönheit habe, und beschreibt, was man in England zu einem schönen Frauenzimmer erfordere; endlich geräth er auf die Kunst zu schminken, die er lächerlich zu machen sucht.

III. Vom Pastellmalen. Dieß wird in England nicht sehr geachtet, ob es gleich geschickte Künstler in dieser Art daselbst geben soll, welche aber der Verfasser, wie gewöhnlich, nicht nennet.

IV. Vom Emailmalen. Zink (*) ein geborner Deutscher, hat sowohl in England, eine sehr große Anzahl Bildnisse, von dieser Art, verfertigt, als auch in dem chymischen Theile dieser Art von Malerey, Entdeckungen gemacht, ohne welche

Dd 2

seine

(*) Es ist eben derselbe, dessen Epitaph 270 und 296 gedacht worden.

seine Gemälde nicht so viel Kraft und Natur haben würden, als sie wirklich haben. Herr Kouquet rühmet derselben Geschicklichkeit, gestohet aber, daß man denselben mit Rechte allzuvieler Manier beschuldigen könnte. Ein Fehler, in welchen Künstler, die gertt geschwind arbeiten, sehr leicht verfallen.

V. Vom Glasmalen. Die Kunst hinter Glas zu malen, welche sonst in den Kirchen sehr gewöhnlich war, ist in England auch in einem leidlichen Grade der Vollkommenheit anzutreffen.

VI. Vom Miniaturmalen. Dieses ist jetzt in England nicht in dem hohen Grade der Vollkommenheit anzutreffen, auf welchen es im vorigen Jahrhundert Samuel Cooper gebracht hat.

VII. Vom Pferdmalen. Dieß ist in England zum Portraitmalen zu rechnen. Dann wann ein Rennpferd etwas berühmt wird, so wird es gleich abgemalt. Doch sind diese Bildnisse meistens schlecht.

VIII. Vom Landschaftmalen. Die schönsten Gegenden sind in England so gemein, daß es kein Wunder ist, daß das Landschaftmalen in England fleißig getrieben wird. Herr Kouquet urtheilet: » daß wenig Künstler in dieser Art den berühmtesten » jetztlebenden engländischen Landschaftmalern, son- » derlich vorzuziehen wären. » Es wäre wohl bil- » lig gewesen, daß er uns die Namen dieser engländi- » schen Künstler nicht vorenthalten hätte.

IX. Vom Seestücken. Ein paar Künstler, die uns aber der Verfasser wieder nicht nennet, ma-
len

ten vortreffliche Gemälde, auf die Art Cornelis van den Velde. Die Seeofficierer pflegen die Schiffe, welche sie etwa in einem Gefechte commandiret haben, nebst dem Gefechte selbst, malen zu lassen.

X. Vom Malen mit Wasserfarben. Hievon sagt der Verfasser weiter nichts, als daß Herr Goupy die Zeichnungen der berühmtesten Meister mit Wasserfarben nachzumachen pflegt, da er dann seinen Pinsel nach ihren verschiedenen Manieren zu bequemen weiß.

XI. Von der Bildhauerey. Es sind in England so wohl inländische als fremde Bildhauer, welche ihre Kunst beynahe nur bloß bey Grabmaalen anbringen können. Von den letztern führet der Verfasser einen Franzosen und zwey Flanderer an, die er jedoch nicht nennet. Der eine davon ist der ausser England nicht unbekante Nybraet, welchen Herr Rouquet, sowohl als Gabriel Cibbern (*) mit Recht wider das verächtliche Urtheil des Abts le Blanc vertheidiget. Von dieser Gelegenheit will der Verfasser auch die engländischen Maler wider eben diesen Schriftsteller vertheidigen, weil derselbe ihnen vorgeworfen hätte, » daß alle ihre Bildnisse » auf die rechte oder linke Seite gekehret wären, » Er meynet also, sie hätten auch Gesichter ganz von vorne gemalt, und der Abt möchte vielleicht gewünschte und unwahrscheinlichestellungen verlangen u. d. gl. Er hat aber den Abt le Blanc gar nicht

Dd 3

verstan-

(*) Er war ein Deutscher von Geburt und der Vater des berühmten Schauspielers Colley Cibbers.

verstanden, dann dieser schreibt (*): »Man möchte
 » in einiger Weite, zwölf von ihren Bildnissen für
 » zwölf Copien von eben demselben Original anse-
 » hen. Der einzige Unterschied den man bemerken
 » kann, ist, daß einige das Gesicht bey einigen auf die
 » linke, bey andern auf die rechte Seite gekehret haben.
 » Sonst, wann man das Gesichte ausnimmt, findet
 » man in allen eben den Hals, eben die Arme, eben
 » dasselbe Colorit des Nackenden, eben dieselbe
 » Stellung. » Herr le Blanc redet also von einer
 » ekelhaften Einförmigkeit, und von dem Fehler den
 man sonst mit einem Worte Manier nennet, worauf
 sich des Hrn. Rouquets Vertheidigung ganz und gar
 nicht schicket. Seinen nachfolgenden Gedanken von in
 Action gesetzten oder historiirten Bildnissen, welche
 er deswegen verwerfen will, weil sie die Aehnlich-
 keit und Illusion hinderten, wird gewiß kein Ken-
 ner der Malerey beyfallen, obgleich jedermann ge-
 stehen wird, daß man durch allzu unnatürliche Stel-
 lungen ein Bildniß, so wie ein jedes anderes Ge-
 mälde verderben könne.

XII. Vom Schnitzwert. Damit sollen die
 Engländer iht besser umzugehen wissen als sonst;
 ihre Art zu vergulden aber, gefällt dem Verfasser
 nicht.

XIII. Von der Seidenmanufactur. Dieser
 gestehet der Verfasser aufs höchste den Vorzug, in
 Absicht auf die Materialien selbst, und die Kraft der
 Farben zu; aber ihre Zeichnung und Austheilung
 der Farben auf den Stoffen mißfällt ihm gänzlich.
 Er beweist dieß aber durch nichts, als dadurch, daß

(*) Lettres sur les anglais T. I. C. 209.

er in der weckläufigen Garderobe einer gewissen Dame sogleich die engländischen Stoffe habe unterscheidend könne. Dieß beweist aber nichts weiter, als daß die engländische Art zu zeichnen und Farben nebeneinander zu setzen, viel eigenes habe, welches aber die Franzosen andern Nationen nicht leicht zu vergeben pflegen, weil sie wollen, daß alles Schöne dem französischen gleichen soll. Im übrigen gehört dieser Streit nicht vor unsern Richterstuhl, und wir lassen dessen Entscheidung gern den Gesellschaften über, welchen es zukommt, zu untersuchen, ob ein Chinesisches Männchen, das einen Schmetterling haschet, auf einem französischen Stoffe, oder ein umgestürzter Blumenkorb auf einem engländischen Stoffe, schön sey.

XIV. Von gemalter Leinwand. Diese lobt der Verfasser hingegen, sowohl in Absicht auf die Zeichnung als die Farben.

XV. Vom Stahlschneiden. Unter den Königl. Stempelschneidern, deren drey zu seyn pflegen, behauptet Herr Dapier, den Ruhm, welchen sich bereits sein Vater in dieser Art zu arbeiten, erworben hat, durch eine schöne Folge von Denkmünzen auf berühmte Engländer, worauf deren Bildnisse befindlich sind, und andere Werke, welche von seiner Geschicklichkeit zeigen.

XVI. Von der Buchdruckerey. Hier sagt der Verfasser von den Engländern weiter nichts, als was alle Welt weiß, daß sie schöne Buchstaben und vorzüglich Papier haben, dagegen macht er eine Ausschweifung von der Freyheit der Presse, und den vielen periodischen Blättern, und thut endlich einen

sehr unerwarteten Ausspruch: » Aber die engländi-
 sche Pressen, welche sonst wegen so vortheilhafter
 » wichtiger und gelehrter Werke berühmt waren, bringen
 » jetzt kaum etwas anders hervor als schlechte
 » Romane, und dicke Bände voll Sammlungen
 » langweiliger und abgeschmackter Briefe, worin
 » der kindische Unsinn für Witz und Genie verkauft
 » wird, und in welchen Leute von feuriger Einbil-
 » dungskraft, unter dem Vorwande, den Geist jun-
 » ger Leute zu bilden, ihren zügellosen Geist freyen
 » Lauf lassen.« Wosfern der Verfasser hiemit auf
 die Richardsonischen Werke ziele, so verdienet er
 Mitleiden, und kann diese Beurtheilung mit dem
 obigen Urtheil über das ernsthafte in der Malerey,
 füglich in eine Classe gestellet werden. Wer kann
 überdem wohl sagen, wann man auch alle Richar-
 dsonische Romane mit ihren Nachahmungen, (wel-
 che freylich zum Theil schlecht genug sind,) zusam-
 men nähme, daß dieselbe nur den hundertsten Theil
 der engländischen Schriften ausmachen. Dieses
 Urtheil ist also nichts als ein Einfall und zwar ein
 sehr schlechter Einfall. Die Klage über die Menge
 der schlechten Schriften ist allen Nationen gemein,
 ist allenthalben gegründet und wird allenthalben
 übertrieben.

XVII. Von der schwarzen Kunst. Der Ver-
 fasser weiß keinen neuern Künstler in dieser Art zu
 nennen, als den berühmten Johann Smith. Man
 könnte noch hinzu setzen Wilhelm Faithorne und
 Richard Williams, davon der letztere ein Schü-
 ler von Smith war. In noch neuern Zeiten ha-
 ben

ber wie von J. Faber nicht zu verachtende Stücke gesehen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser von der eigentlichen Kupferstecherey nichts sagt; diese Kunst hätte gewiß eben sowohl einen besondern Abschnitt verdienet, als andere, von denen noch dazu der Verfasser sehr wenig sagt. Da er selbst anliebt/ daß in London einige hundert Kupferläden wären, so muß daselbst keine geringe Anzahl von Künstlern vorhanden seyn. Unter den ichtlebenden würde Müller, ein Deutscher, nicht zu vergessen seyn, und G. van der Gucht, Samuel Gribelin, P. Fourbevier, Wood, u. a. hätten vielleicht auch wenigstens eine kleine Anzeige verdienet.

XVIII. Von erhabener Arbeit in Gold und Silber. XIX. Vom Steinschneiden (*). XX. Von der Goldarbeiterey. XXI. Von der Juwelierarbeit. XXII. Von der Stahlarbeiterey. XXIII. Vom Porcellain.

Diese Artikel können wir übergehen, theils, weil sie uns nicht viel angehen, theils, weil der Verfasser baynahe nichts merkwürdiges davon sagt.

XXIV. Von der Baukunst. Die Engländer nehmen gleich andern Völkern die Muster zu ihrer Baukunst aus Italien und dem Alterthume. Die St. Paulskirche ist eine Sammlung von dem was das Alterthum schönes in der Baukunst hat. Das Portal der Kirche zu St. Martins in the Fields

Do 5

ist

(*) Der Verfasser nennet Wattern nicht, einen geborenen Deutschen und geschickten Künstler, der auch ein Werk von seiner Kunst geschrieben hat.

ist ohne Aenderung von einem griechischen Tempel genommen. Der Verfasser lobt noch die Königl. Börse und die Westminster-Brücke; hingegen bezeugt er seinen Mißfallen über das vor einiger Zeit erbaute Mansion-House für den Lord Mayor, worüber schon mehrere gespottet haben. Von der Beschreibung der innern Einrichtung der englischen Häuser, können wir keinen Auszug geben.

XXV. Von der Declamation. Hier folgt der Verfasser ziemlich bekannte Dinge von der Kanzel-gerichtlichen und parlamentarischen Bedeutsamkeit.

XXVI. Von der theatralischen Declamation. Diese soll nach dem Verfasser schimpflich und gezwungen seyn, doch protestirt er, daß dieser Tadel dem berühmten Garrik und andere vortreffliche Schauspieler nicht angehen solle. Es ist gewiß sehr seltsam, irgend eine Eigenschaft eines Volks bestimmen wollen, und die größten Leute solcher Art nicht in Betrachtung ziehen. Wer wölte wohl die deutsche Schauspieler nach Schuch oder Reibehand beurtheilen, sie vor abgeschmackt ausschreien, und hernach erklären, daß er, Koch, Ackermann, Eckhof und die Neuberinn, nicht unter solchem Tadel begreife.

XXVII. Von der Musik. Die Italiänische Musik wird in England besonders geschätzt, wo sie, so zu sagen, naturalisirt ist. Zu der Oper werden die meisten Instrumentalisten und alle Stimmen, aus Italien verschrieben, woher auch die Compositionen kommen, wann sie nicht von Händel sind. Von diesem berühmten Deutschen sagt der Verfasser,

fer, »vermittelst eines ausselesenen Geschmacks ver-
 » bindet er alles, was die italiänische Musik vortreffs-
 » liches hat, mit der reizenden Harmonie, die seinem
 » Vaterlande eigen ist.»

Es heißt ferner: »Die Engländer haben ein so
 » gutes Gehör, daß ein Fremder, wann er zuerst
 » nach London kommt, sich verwundern muß, daß
 » sogar die gemeinen Danksfinger auf den Straßen
 » gut und richtig singen.» In wie weit dieses
 Grund habe, wollen wir dem musikalischen Gewissen
 des Herrn Bouquets überlassen.

Die Beschreibung der öffentlichen Concerte in
 den Gärten zu Ranelagh und Vauxhall, giebt einen
 sehr angenehmen Begriff davon. Doch setzt der Ver-
 fasser hinzu: »Man sagt aber, daß ohngeachtet der
 » heftigen Liebe der Engländer zur Musik dieselbe
 » hier nur ein Vorwand seyn muß, und daß unter
 » allen Sinnen das Gehör gerade derjenige ist, den
 » sie am wenigsten suchen zu vergnügen.»

XXVIII. Von der Auszierung der Kauf-
 mannsläden, und den Auctionen von Gemäl-
 den. Die Kaufmannsläden in London machen we-
 gen ihrer Nettigkeit und wohlangebrachten Zierrathen
 einen sehr angenehmen Anblick. In der Eingang
 zu einigen ist mit so vieler Baukunst gezieret, daß
 man ihn eher für das Portal eines kleinen Tempels
 als eines Ladens ansehen möchte.

Zu den Auctionen von Gemälden sind besonde-
 re Gebäude also frey angeleget, daß die darinn aus-
 gesetzten Stücke ein gehöriges Licht bekommen, und
 ist darinn alles überhaupt zur Bequemlichkeit der
 Käufer eingerichtet. Jedermann gehet hieher, ent-
 weder

weder zu sehen, oder zu kaufen. Da diese Auctionen sehr öfters vorkommen, so hat dabey ein Liebhaber Gelegenheit viele Stücke verschiedener Meister zu sehen und seine Kenntniß zu erweitern, wie dann wirklich durch dieselbe der Geschmack an Malereyen in London sehr allgemein geworden ist.

Die folgenden Artikel von der Kochkunst, der Arzneykunst überhaupt, und der Wundarney insbesondere, gehören eben so wenig für uns, als man sie vielleicht in dem Buche selbst suchen möchte.

Endlich schließet der Verfasser mit folgenden Worten: »Dieses sind überhaupt die Künste, welche in England in einiger Vollkommenheit, sonderlich von engländischen Künstlern getrieben werden. Doch sind noch mehrere, mit welchen dieses Verzeichniß hätte vermehret werden können. Die Blumen-Frucht- und Geflügelmalerey, nebst der Baukunst und dem Formschneiden wird auch in England getrieben; und obgleich die Werke, von welchen wir gehandelt haben, nicht alle in allen Theilen gleich vollkommen sind, so enthalten sie doch merkwürdiges genug, um die Aufmerksamkeit der Personen zu verdienen, die an einer besondern Art von Künsten Geschmack finden.« Ob man gleich dem Verfasser für seine Bemühung verbunden seyn muß, so muß doch dieselbe selbst das Verlangen nach einer ordentlichern und vollständigeren Nachricht von dem Zustande der Künste in England noch mehr erregen.

3.

Ber:

Bermischte Nachrichten.

Berlin. Den Liebhabern ist bereits die Manier bekannt, womit der Herr Hofkupferstecher Schmidt verschiedene Stücke nach Rembrandt geätzt hat. Sie wissen, daß sie, ob sie gleich die Rembrandtsche Art zu malen sehr wohl ausdrückt, und dessen Manier zu äßen einigermaßen gleicher, dennoch Herrn Schmidt gänzlich eigen ist. Er hat in dem vorigen Jahre wieder drey Stücke auf diese Art geätzt, welche seinen vorher schon in dieser Art erworbenen Ruhm noch mehr befestigen. Das erste, wovon das Originalgemälde in der Königl. Gallerie befindlich ist, ist in Foliogröße. Es stellt einen Mann vor, der mit der linken zusammen geballten Faust, einem aus dem Fenster schendenden Alten drohet. Der erste ist bis auf die Knie zu sehen, ist in eine Art von polnischer Kleidung gekleidet, mit einem an dem Gürtel hangenden kurzem Schwert, er hat einen kurzen Bart, das Haupt ist unbedeckt, mit dicken herabhängenden krausen Haaren; den Kopf des andern siehet man auf der linken Seite des Blattes im Profil; unter dem Fenster steht Rembrandt. pinx. 1635.

Die andern beyden sind etwas kleiner. Das eine, davon das Originalgemälde in einem Berlinischen Cabinette befindlich ist, stellt eine Verspottung des Heilandes vor. Derselbe sitzt vorn mit der Dornenkrone gekrönt, bloß um die Lenden, mit einer Leinwand bedeckt, im übrigen nackend. Es ist bekannt, wie Rembrandt das Nackende zu zeichnen pflegte; also wird man hier keine besonders schöne

schöne Zeichnung suchen. Eine halbknienende fahlsköpfige Figur, mit einer Art von Mantel umgeben, der dem Hintertheil von einem Messgewande nicht unähnlich siehet, reicht dem Heilande mit der linken Hand das Rohr. Diese Figur ist vorn linker Hand ganz zu sehen, hinten siehet man den Kopf einer Figur, die dem Heilande den Purpurmantel umlegt; weiter rechter Hand siehet man einen Kriegsknecht, in dessen Gesicht sich Spott mit Grimm vermischt zeigt; er ist im Begriff dem Heiland mit geballter Faust ins Angesicht zu schlagen. Ganz hinten siehet man einen Befehlshaber mit einem Pelz und Brustharnisch bekleidet, auf dem Haupt hat er einen Hut mit Federn, in der rechten Hand einen Stab. Der Schauplatz ist in einem Gefängnisse, und das Licht ist auf die Figur des Heilandes und die vorderste Nebenfigur sehr wohl vereinigt. Das andere ist ein vortrefflich gearbeitetes Stück, nach einem Gemälde aus dem Cabinet des Herrn Godskowski. Es stellt die Figur eines Türken bis auf den halben Leib vor. Der Kopf ist mit einem Bunde gezieret, und ist ein wenig nach der linken Seite des Blattes gekehret; er hat einen nicht allzulangen Bart; überhaupt ist sehr viel Natur, und Rembrandts Geist vollkommen darinn. Um die Schultern hängt ein Pelzmantel der von einer kleinen Kette zusammen gehalten wird. Die rechte Hand stüzet sich auf einen Stab, die linke greift an den Gürtel.

Die Liebhaber, welche ohne Zweifel nach mehreren Blättern von dieser Art begierig seyn werden, werden sich einige Zeit gedulden müssen, da dieser

berühmte

berühmte Künstler nach St. Petersburg abgegangen ist, um das Bildniß Ihres Maj. der Kaiserin von Loque gemalt, in Kupfer zu stechen.

Herr Heinrich Kode hat nunmehr die, Seite 406 des vorigen Bandes, von uns angekündigte Sprüchwörter, nach den Zeichnungen seines Herrn Bruders ans Licht gestellt. Der Titel heißt: Antonis Panfa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehen und zu gebrauchen sind, dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, in Kupfer gebracht. Das Titelpfer stellet einen demüthigen Autor vor, der sein Buch zu den Füßen eines Esels leget, auf den sich das Glück lehnet, in Anspielung auf die Zueignungsschrift an des großen Sancho Panfa großen Esel. Das Sprüchwort: Kleider machen Leute, wird durch einen mit prächtigen Kleidern umhangenen Besenstiel vorgestellt, vor den sich die Umstehende demüthig neigen. Alte Liebe rostet nicht: beweiset ein Mann, der seiner Frau liebevoll schmeichelt, obgleich die Peitsche, die er noch unter dem Arme hat, der umgeworfene Stuhl und das an der Erde liegende Kopfzeug gesungsam zeigen, was im Augenblick vorher geschehen ist. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, ist vorgebildet, unter der mit einem Mantel umhangenen Figur eines Reitknechts ohne Kopf, welcher ein geistlicher Oberer, den Kragen und den verständigen Kopf zugleich aufsetzet. Ehrlich währt am längsten. Ein Mann in einer Messgeperücke wird auf dem Rücken gebrand-

gebrandmarkt, ein von ihm vorgehaltenes Gewand aber, hindert, daß es die Umstehenden nicht sehen können, und ihm also Ehrerbiedung erzeigen. Die beyden letzten Blätter hat der Zeichner selbst auf materische Art geätzt. Jeder Vorstellung ist die Stelle aus dem Rabener, auf die sie sich beziehet, beygefüget.

Herr Raake hat die Geschichte des Pygmalion und der Elise nach einem Gemälde Hrn. B. Kode in Kupfer gebracht. Der Maler hat den Augenblick gewählt, da der Oberleib der Elise eben ist belebet worden, und der untere Theil des Tribes noch Stein ist. Pygmalion rührt sie voll Erstaunen an der linken (*) Seite an, um zu fühlen, ob ihr Herz wirklich schlage, indem die auf Wolken ruhende Venus dieselbe mit einem Kranze kröneth und der schwebende Cupida ihr Angesicht mit einer Fackel beleuchtet, und sie also gleichsam belebet. Herr Raake hat einige Theile dieses Gemäldes sehr wohl ausgeführt, und wann ihm auch zuweilen etwas nicht gänzlich gelungen seyn sollte (**), so ist doch der rühmliche Fleiß zu loben, mit welchem er sich

(*) Da das Gemälde auf dem Stiche verkehrt erscheinet, so rührt Pygmalion Elifens rechte Seite, welches den Gedanken einigermaßen verdirbt.

(**) Z. B. das im tiefen Schatten sich befindende Angesicht des Cupida, ist wohl ein kleines Mißverständnis; in dem Gemälde wird es ohne Zweifel von der Fackel beschienen; von welchem zufälligen Lichte, sich auch mehrere Mißfängen zeigen sollten.

sich immer mehr in seiner Kunst vollkommener zu machen sucht.

Bei Georg Ludwig Winter, ist gedruckt: Anleitung zur Singkunst, aus dem Italienischen des Hrn. Peter Franz Tosi, Mitglieds der philharmonischen Akademie; mit Erläuterungen und Zusätzen, von Johann Friedrich Agricola, Königl. Preuß. Hofcomponisten. 30 Bogen in Quarto. Der Hr. Uebersetzer hat den Liebhabern des schönen Gesanges durch die Uebersetzung des gegenwärtigen Werkes gewiß einen sehr wichtigen Dienst geleistet. Der Verfasser desselben war ein italienischer Sänger, der zwar keine vorzügliche Stimme, aber doch sehr gründliche Einsichten in seine Kunst hatte, welche er in diesem Werke der Welt mittheilte; der Herr Uebersetzer hat dasselbe durch eine große Anzahl von Anmerkungen noch brauchbarer gemacht, worunter besonders eine Geschichte und Beschreibung der Solmisation, eine physikalische Abhandlung von dem Entstehen und den Werkzeugen der Stimme, und eine sehr vollständige und nützliche Auseinandersetzung der Lehre von den willkürlichen Auszierungen und Veränderungen des Gesanges, nebst andern nützlichen Ausführungen befindlich sind. Wir wünschen, daß dieses Werk zu Ausbreitung der Singkunst in Deutschland, so viel beitragen möge, als es seinem innern Werthe nach gewiß beitragen kann.

Die beliebtesten historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik von Hrn. Marburg, werden noch mit vielem Beyfall fortgesetzt. Im
Bibl. II B. II St. E c Langis

Langischen Verlage ist bereits der zweyte Band vollständig, und die vier ersten Stücke des dritten Bandes erschienen. Wir bemerken darinn außer einer angenehmen Abwechslung von Recensionen und nützlichen historischen Nachrichten, des Herrn Niedts sehr gemeinnützigte Betrachtungen über die willkührlichen Veränderungen der musikalischen Gedanken bey der Ausführung einer Melodie; nebst dessen Tabellen über alle drey- und vierstimmige Accorde. Vermischte Gedanken, welche zum Theil viel nöthige Wahrheiten freymüthig sagen, zum Theil aber bloß witzige Einfälle sind; und des Hrn. Herausgebers gelehrte Abhandlung von der Harmonie der Alten, worinn diese Streitfrage so deutlich und so ordentlich, als noch nirgend geschehen, entschieden wird. Wir zweifeln nicht an der fernern Fortsetzung dieser angenehmen periodischen Schrift, indem ihr der Beyfall der Kenner gewiß niemals fehlen wird.

Ben Haube und Spener, wird verkauft: Heinrich der Vogler, oder, die gedämpften Hunnen; Versuch eines Heldengedichts von dem Verfasser des Herrmanns. 24 Bogen in Quarto. Man muß es dem Verfasser des Herrmanns nachsagen, daß dieser Versuch ein Meisterstück in seiner Art ist. Alle Welt weiß es, daß dieser Dichter ein Meister ist, Helden abgeschmact denken zu lassen, und den Lesern lange Weile zu machen. Man wird von uns wohl keinen Auszug aus diesem Werke verlangen, denn derjenige muß gewiß sehr viel verbrochen haben, der verdammt ist, mehr als zwey

zwey Zeilen darinn zu lesen. Wer aber doch nähere Nachricht davon haben will, der kann sie in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit finden, wo er auch etwas finden wird, das an allen andern Orten vergeblich gesucht werden würde, nämlich ein Lob dieses Versuches eines Heldengedichts.

Dresden. Die Liebhaber werden sich ohne Zweifel noch dessen erinnern, was in des Herrn v. Hagedorn Lettre à un Amateur de la Peinture S. 8te u. folg. von der Art Rembrands und seiner Nachahmer, gewissen geätzten Kupferbildern hin und wieder; sonderlich in den Vertiefungen den Schein der schwarzen Kunst zu geben, gesagt worden. Dieses hat den Hrn. Hofmaler Dieterich veranlaßt, vier neue Versuche von dieser Art zu machen, und (welches wir beynahe nicht so gerne gesehen) drey andere schon aus seinem Kupferwerke bekannte Stücke, gleichermaßen umzuarbeiten. Von den vier erstern stellet das eine, eine Geburt Christi vor, wo das Licht sich von dem Kindlein ausbreitet, die übrigen sind, zwey musircirende Bauer- gesellschaften, und ein Rattensänger, so schön ausgearbeitet, daß uns die edelsten Werke würfe, von dieser Meisterhand eben so wohl auszuführen, nicht befremden würden. Die auf gleiche Weise veränderte drey Stücke, sind: eine kleine bergigte Landschaft, im Geschmack Alberts von Everdingen; Ein Krämer und ein Scheerenschleifer, jeder in einem besondern Stücke vor einem Bauerhause. Diese letztere

Zusammensetzungen haben viel von der Manier Abrians von Ostade; diejenigen, welche solche nach derselben erster Ausfertigung vom Jahr 1741 besitzen, werden die Vergleichung beider Arbeiten anzustellen, am besten im Stande seyn. Im übrigen hat diese Manier, wenn sie jedesmal ohne Nachtheil der Haltung vollzogen, und ein zurückweichender Grund ausgespart, oder ausgeschabet wird, ihre große Annehmlichkeit.

Nach Gerbrand van den Eckholt hat Herr Deter gleichfalls ein kleines Bild auf Membrandische Art sehr geistreich entworfen und geätzt. Die Vorstellung des Gemäldes, hat ihn selbst darauf geführt, nämlich eine Beschneidung des Hethlandes, woben das Licht von dem Kindlein die umstehende Figuren beleuchtet. Dieser geschickte Künstler lebet gegenwärtig zu Leipzig.

Ohne Benennung des Orts ist allhier bey Walthern herausgekomen: Lieder und Sinngebichte in zweyen Büchern. 8 Bogen in Octav. Der Verfasser dieser kleinen Sammlung ist der Hochfürstliche Darmstädtische Hofrath Herr Ewald. Die Sinngedichte sind vorher nicht gänzlich unbekannt gewesen, und die Lieder sind zuweilen scherzhaft, zuweilen aber hauchen sie die Zärtlichkeit eines Tibulls. Wir wollen, so viel der eingeschränkte Raum zuläßt, einige Beispiele anführen:

Die

Die Gerechtigkeit.

Was hilft es, der Gerechtigkeit die Augen zu ver-
binden?

Umsonst ist da das Band.

Wollt ihr sie besser binden,

So bindet ihr die Hand.

An Doris.

Was halfen Doris dir die heitern blühnde Wangen?

Der Lippen stiller Reiz, die schön gewölbte Brust,

Das Haar wo Zephus sich in blonden Locken fangen?

Du scheuchst die Grazien und Amorn und die Lust.

Umsonst hat die Natur dir Schönheit beygelegt,

Wann sie dir nicht Gefühl im Leuz der Jahre giebt.

Wann dir nicht Zärtlichkeit den jungen Busen regt,

Blühst du den Blumen gleich, die nur das Auge liebt.

Fragment eines Schreibens an Selinden.

Du tabelst mich, daß ich die Stadt zu wenig schätze,

Daß mich ohn Ueberdruß ein ödes Feld ergöße.

Schilt nicht den schönen Ort, wo ich am Havelfluß

Beglückt auf Blumen ruh, im schattigtem Gesträuch.

Den Ort vertieß ich nicht um alle Königreiche,

Jedoch verließ ich ihn, Selind, um einen Kuß.

Phocion und der Gesandte Alexanders.

Weshwegen schickt dein Herr Geschenke mir allein?

Sollt ich nur, in Athen derselben würdig seyn?

Man kennt den Phocion als einen wackern Mann.

Nimm das Geschenk zurück, damit ers bleiben kann.

Trinklied.

Was mischt ihr Wasser unter Wein!
 Wie? darf er schwach für Männer seyn?
 Das Wasser ist nur gut den Fischen;
 Doch wann ihr Dinge mischen wollt;
 So wisset Freunde! wißt ihr sollt
 Hier Thorheit unter Weisheit mischen.

Am Ende ist noch die aus dem Engländischen
 Thomsons übersetzte Hymne über die vier Jah-
 reszeiten angehängt, welche sonst schon besonders
 gedruckt worden.

Leipzig. In der Breitkopfischen Druckerer
 ist das kürzlich von dem Herrn Kapellmeister
 Braun componirte Te Deum, in Partitur unter
 folgendem Titel fertig worden: *Te Deum laudamus*
posto in Musica da C. E. Graun. Maestro di Capella
di S. M. il Re di Prussia. Der Werth dieses vor-
 trefflichen Werkes, empfindet jedermann, der es
 höret; und wollten wir auch einen Graun loben,
 würde man uns nicht jurufen: Wer tadelt Jhn?

Ebendesselben ehemals zu dem Singspiele il
 Giustizio di Paride verfertigte schöne Symphonie
 aus d dur ist eben daselbst, in ausgesetzten Stim-
 men, unter folgendem Titel erschienen: *Sinfonia a,*
2 Corni 2 Violini, Viola, 2 Fagotti obligati e Basso
composta dal S. C. E. Graun. Eben auf diese Art
 war kurz vorher des Herrn Galuppi Symphonie
 zu dem Scherzspiele la Diavolessa erschienen. Diese
 nun, wird zwar wohl niemand, dem Werthe nach
 mit der vorigen vergleichen, dennoch wird solche
 den

den Liebhabern von Privatconcerten, in welchen es
 wohl am ersten, an einer Abwechslung von
 Symphonien zu fehlen pflegt, vermuthlich ange-
 nohm seyn.

Des Herrn Marburg Raccolta delle piu nove
 composizioni di Clavieembalo für das Jahr 1757
 ist auch in selbst erschienen. Es herrscht eine Ab-
 wechslung darinnen, welche sich Liebhabern von
 allerhand Arten angenehm zu machen sucht. Man
 wird verschiedne französische Stücke darinn antref-
 fen, da die Musik dieser Nation, nimmehr aus-
 steigt den Deutschen immer bekannter zu werden,
 und über ein ungegründetes Vorurtheil zu siegen.
 Eine Symphonie und Ouvertüre von Herrn Ni-
 kernberger, eine Sonate von Hrn. C. P. E.
 Bach, und eine vortrefliche Cantate vom Herrn
 Kapellmeister Graun hat uns besonders vergnügt.
 Nur ist zu beklagen, daß man aus unbekanntem
 Ursachen, bey der letztern die Worte, worauf sie ei-
 gentlich gemacht worden, weggelassen, und dafür
 andern untergelegt hat, deren besonderes Verdienst
 wir nicht einsehen können.

Breslau. Alhier hat Pichsch drucken lassen
 Die Menechmer, oder die Zwillingbrüder
 ein Schauspiel, aus dem Französischen des
 Herrn Regnard. Nebst einer Zueignungs-
 schrift an den Verfasser des gelehrten Artikels
 im Hamburg. Correspondenten, einer kurzen
 Abhandlung vom Geschmack der Deutschen in

der theatralischen Dichtkunst und einem Nachspiele die Klatschen betutelt. 12. Bog. in Octav. Der Herausgeber dieser Blätter ist eben derjenige, welcher vor einiger Zeit gewisse herzlich schlechte theatralische Versuche heraus gab; und da der Werth derselben in dem Hamburgischen Correspondenten, nach Verdienste, bestimmt wurde, so ist der ehrliche Mann, so böse geworden, daß er gegenwärtiges Werkchen bloß scheinete geschrieben zu haben, um eine Zueignungsschrift an den Herrn Correspondenten zu machen, über die sich ihn Herr Verfasser ohne Zweifel sehr gefreuet hat, als er damit fertig war. Darauf folgen Gedanken von dem Geschmack der Deutschen an der Schauspielkunst, welche der Herr Verfasser mit Erlaubniß des Herrn Verlegers, bekannt macht. Dieses gegebene Erlaubniß wird aber gewiß niemand dem Verleger Dank wissen. Dann so wie man aus diesem verwirrten Gewäsche merkt, würde dem Herrn Verfasser etwas Niesewurz sehr dienlich seyn. Er meint, weil die Regeln des Theaters aus griechischen und römischen Mustern gezogen worden, (welches beyläufig aus dem Cornelius Nepos erwiesen wird,) so könnten die Deutschen an eben denjenigen theatralischen Stücken unmöglich Vergnügen finden, an welchen die Griechen und Römer Vergnügen fanden: Er will also beschreiben, wie man neuere Schauspiele machen solle. Jedes Schauspiel nach der neuern Art, sagt er, besteht eigentlich in einer lebhaften und natürlichen Vorstellung wirklich geschehener oder wahrscheinlicher

»lich fingirten Handlungen.« Daraus schließt er
 fernes; »worn der Inhalt eine wahre Geschichte
 »sen, so könne und müsse man die meisten andern
 »Regeln des Theaters, beiseite setzen, um der Ord-
 »nung und Wahrheit der Geschichte nichts zu ver-
 »geben.« Mehr solche saubere Anmerkungen macht
 der Verfasser.

Quem mala stultitia, et quaecunque inscitia veri
 Coecum agit

und dünkt sich der Mann zu seyn, der die deutsche
 Schaubühne verbessern könne. Das Nachspiel, die
 Klatschan, ist höchst kurz und höchst elend, und
 die Uebersetzung der Menechmus, hätte ebenfalls
 süglich entbehret werden können, da man eine bes-
 sere Uebersetzung von Regnards, sämtlichen Wer-
 ken hat.

Augsburg. Hieselbst hat Herr Gabriel Bo-
 denehr das Bildniß des Herrn Cardinals und
 Bischofs von Costniz Eminenz in schwarzer
 Kunst ausgearbeitet. Er hat den Beyfall der Kai-
 serl. Akademie der freyen Künste erhalten.

Der blühende Director dieser Akademie, der
 Kaiserl. Rath Herr Herz von Herzberg, hat nach
 Endigung seines dreijährigen Vorsteheramts, eb-
 ne Einladungsschrift zu der Wahl eines neuen
 Präsidenten und Directors bekannt gemacht. Die-
 se wird von einem Kupfer begleitet, worauf bey
 Gelegenheit einer allegorischen Zusammensetzung,
 die Bildnisse des Herrn Präsidenten und einiger
 Mit-

Mitglieder fleißig ausgearbeitet, erscheinen. Von berühmten Künstlern befinden sich unter den Rätthen und Ehrenmitgliedern dieser Akademie, so viel uns wissend, Mengs zu Rom, Bill und Daulle zu Paris, Balechon zu Avignon, Descamps zu Rouen, Hogarth zu London, J. W. Preisler zu Copenhagen, Meytens zu Wien, Demarees zu München und Dieterich zu Dresden. Den im Vastell und Wachsmalen so geschickten als erfindsamem Herrn Reiffstein zu Cassel, können wir sogleich den Künstlern an die Seite stellen. Wenn dieselben für das Wohl einer Kunstakademie beieifert seyn werden, kann solche nicht anders, als in Aufnehmen kommen. Der Ansehen ist sehr gut, und die Verpflegung der verpflichteten Mitglieder, die sich sogar auf derselben hinterlassene Wittwen und Kinder erstreckt, führet alle Kennzeichen einer löblichen Stiftung. Mehr können wir von derselben nicht urtheilen: Nur in Rücksicht auf ältere Zeiten und deren Vergleichung, wünschen wir allen Gesellschaften der Maler, Bildhauer, und Baumeister überhaupt, viel griechische edle Einfachheit, und wenig, oder sehr mäßiges asiatisches Gepränge.

Wien. Ein von Herrn Gottfried Haid verfertiges Kupfer zeigt die Abbildung des berühmten Malers Martin von Meytens, mit dessen Kaiserl. Familienstücke Herr Haid noch beschäftigt ist.

Zürich. Von der durch den Herrn P. Bodmer besorgten Ausgabe der Dichter aus dem Zeitalter

alter der schwäbischen Kaiser sind bereits zwey Bänden bey Dress und Compagnie fertig worden. Das erste ist betitelt: *Fabeln der Minnesinger* auf 22 Bogen in Klein-Octav; und das andere: *Chriemhilden Rache* und die Klage zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte, samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen, und aus dem *Josaphat*. 24 Bogen in Quarto. Jedem ist ein vollständiges und sehr nützliches Glossarium beygefüget worden. Wir wünschen, daß dieses nützliche Unternehmen, welches nicht allein die deutsche Sprache und Alterthümer erläutern kann, sondern auch einem guten Geschmacke nicht gleichgültig ist, fleißig fortgesetzt werden, und bald zu Stande kommen möge. Vermuthlich würde es den Liebhabern angenehm seyn, wann inskünftige alle Stücke in einerley Format abgedruckt würden.

Paris. Daselbst hat Herr Will unter der Benennung *la Menagère hollandaise* abermal ein schönes Kupferbild nach Gerhard Dow an das Licht treten lassen. Dadurch hat er die Zahl der Kunststücke vermehret, welche uns die so edel als fleißig ausgearbeitete kleine Gemälde gewisser deutscher und sonderlich niederländischer Meister unverbesserlich vorstellen. Die Liebhaber der Kunst erinnern sich noch mit Vergnügen, der von diesem großen Kupferstecher gelieferten *Mort de Cleopatre* nach Caspar Netschern einem Deutschen, der *Devidense Mere de Gerard Dow*, nach diesem letztern, und der *Cuisiniere hollandaise* nach Gabriel Mehu.

Wessu. Jedes Stück hat in Bildung der fleischichten Theile, der Gewände oder gemeinen Kleidung, und der ausgesuchtesten Beywerke seinen besondern Charakter. Sämmtlich stimmen sie, der Meisterhaftigkeit des Grabstichels unbeschadet, in der glücklichen Nachahmung, des jedem dieser Meister eigenthümlichen Fleißes mit einander überein. Der Auftrag der Farbe eines jeden, scheint uns gleichsam gegenwärtig zu seyn. Wie man z. B. an dem Kupferbilde des jüngern Simon Thomassin, nach dem sogenannten Magnificat, des Toubenet's, die starken Züge des Püfels, die rauhen Erhöhungen und Meisterdrucke in dem Hauptlichtern, gleichsam vor sich siehet, so zeigen die Willischen Kupfer, die sanfteste Vereinigung, den Schmelz und die gemäßigten Erhöhungen der Farben, welche man an den Urbildern bewundern muß. Ein noch so meisterhafter aber unzeitig flüchtiger Grabstichel, würde aus den Gerhard Dow, vielleicht, (um bey dem gegenwärtigen Exempel zu bleiben,) Toubenetisch, oder gar nach Maul-Beronesischer Behandlung, (à botte), das ist, ein ganz anderes Bild, vorgestellt haben. Das gegenwärtige Stück, die holländische Ausgesberinn ist an der Art, womit das Gesicht ausgeführt ist, von der größten Beträchtlichkeit, und gleiche Anmuth und Festigkeit herrschen überall. Es ist aus dem Kunstsaale des Herrn l'Empereur Schöppen (Echevin) der Stadt Paris, eines Liebhabers, der selbst zum Aetzen die Nadel geführt, und nebst andern Liebhabern, die sich in dieser Art

zu Paris hervorgerhan (*); den Deutschen bekannter zu werden verdienet.

Herr Will hat nunmehr Dom, Netscher und Mezu geliefert. Sollten die Freunde der Künste sich nicht nach einem Meris von seiner Hand sehnen? Der Wunsch ist natürlich, und uns ist es ein Vergnügen im voraus melden zu können, daß wirklich ein Meris in der Arbeit sey, und also die Erwartung nicht vergeblich seyn werde.

Von daher ist uns auch das Bildniß der Prinzessin von Frankreich, Maria, Theresia, Louisa Victoria, unter dem Sinnbilde des Wassers, zu Gesichte gekommen, welches von N. Gaillard, nach einem von J. M. Nattier im Jahr 1756 verfertigtem Gemälde, gestochen worden. Es ist gewiß schön; das sanfte in den fleischichten Theilen, mit der Festigkeit und Reinigkeit des Grabstichels vereinigt, ist allerdings zu bewundern. Doch kommt dieses Stück nicht an zwen vor einiger Zeit von Salehou ebenfalls nach Nattier gestochene Bildnisse, eins der Herzogin von Parma, geborne Prinzessin von Frankreich, unter dem Sinnbilde der Erde, und das andere unter der Benennung, *la Forci*. Die Kunst, das Nackende so zu bearbeiten, daß es wirkliches Fleisch scheinet, die Genauig-

(*) J. B. der berühmte Graf von Caylus, dessen nach Rembrandtschen Zeichnungen ausgefertigte Stücke, aus dem Hersainschen Verzeichniß von Rembrandts Kupferwerken bekannt sind.

schämlichen Charakter zu geben, (wie insbesondere an dem Unterschiede des Ausdrucks in dem Angesichte, und den Händen der *Force* angemerket werden kann,) und die verschiedene Manier, die uns jede Art von Stoffe sogleich erkennen läßt, sind in den beyden letzten Stücken in einem sehr hohen Grade anzutreffen.

London. Von hier aus haben wir eine Neuigkeit mitzutheilen, die jedem, dem die Ehre des deutschen Witzes nicht gleichgültig ist, angenehm seyn muß. Die satyrischen Briefe unsers Herrn Rabeners sind in die engländische Sprache übersetzt worden, und man ist beschäftigt auch seinen übrigen Schriften diesen verdienten Vorzug widerfahren zu lassen. Hier ist der Titel; *Satirical Letters, translated from the German of G. W. Rabener, First Secretary to the Treasury at Dresden.* London printed for A Linde 1757 in zwey saubern Bänden in Octav, deren erster 317 und der andre 325 Seiten hat. Der Herr Rabener ist, wie bekannt, Ober-Steuer-Secretär in Dresden; man wird sich also wundern, auf dem Titel die Steuer in den Königl. Schatz verwandelt zu sehen. Doch dieser kleine Fehler würde am ersten zu übersehen seyn, wenn nicht in dem Werke selbst, mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das Er sieht (auf der 19 Seite des deutschen Originals erster Ausgabe) ist übersetzt worden, he is something of a valetudinarian; welches, wenn wir es wieder ins Deutsche übersetzen wollten, heißen würde: Er ist ein wenig kränklich. Ohne Zweifel hat der englische Uebersetzer anstatt er sieht, er siecht gelesen. Besonders hat er das Komische von verschiednen

schiednen deutschen Ausdrücken nicht genug eingesehen. Wenn Herr Nabener (S. 14) sagt: Und so gar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken worden, fromm und christlich, so übersezt er schlecht weg: and which, I hope, will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, so wie sie uns bey einer sehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen sind. S. 14. Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie Leute sind, welche mit sich handeln lassen: however all must give them this commendation, that they are very *pliant* and *submissive*. Ebend. In Wünschen ist er unerschöpflich: he is inexhaustible in *projects*. S. 22 Weil er ein wenig taumelte: as he is subject to *vertigo*; der gute Candidat war etwas ganz andern, als dem Schwindel unterworfen. S. 35. Bedauere, daß du nicht im Stande wärest: seem concerned, that you are not *dressed*. S. 39. Aber auf diese Art fahret ihr dahin, wie das Vieh: but this, says thy Pastor, is *acting* like brute beasts. S. 41. Mit den Jahren ändert sich wohl: all things don't suit all years. S. 44. Für arme Leute Kinder mag es halbwege seyn: it will do very well for the poor people. S. 46. Es wird sich wohl geben: it will be very becoming &c. Dieser und dergleichen Unrichtigkeiten aber ohngeachtet, glauben wir doch, daß die Uebersetzung ihr Glück machen wird. An einem Nabener muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll. Noch ist in dem Engländischen eine kleine Versekung der Briefe vorgenommen wor-

den, die aber wenig sagen will; der dritte Band enthält nämlich das, was in der deutschen ersten Ausgabe von S. 181: 392 steht, das übrige; der Anfang und das Ende, machen den ersten aus. Ihre Zweifel hat man diese Verfertigung machen müssen, um zwey gleich starke Bände zu bekommen.

Nachricht.

Es sind in den gelapeten Artikel, des Hamburgischen Correspondenten, verschiedene Erinnerungen wider unsere Bibliothek eingeschlet worden, bey welchen wir leicht hätten schweigen können, wann nicht der besondern Eifer, womit man darinn den Herrn Dusch vertheidiget, auf uns den Verdacht zu laden schiene, als wann wir uns besonders demselben zumuthigen gesucht hätten. Wir würden beschämt seyn, wann uns ein Unpartheyischer einer solchen Neigung überführen könnte, und wir können hierauf nichts antworten, als daß wir hier den Herrn Dusch öffentlich unserer Hochachtung versichern. Diese Hochachtung darf uns nicht hindern, das Tadelhafte in seinen Schriften freymüthig zu entdecken. Wir sind aber weit entfernt gewesen, durch die S. 367 des ersten Bandes befindliche, so anstößig geschienene Frage: Was bedeutet das? auf denselben einen unangenehmen Verdacht laden zu wollen, sondern wir haben, wie es der Augenschein lehret, bloß anzeigen wollen, daß es etwas ungeschickliches sey, in einer deutschen Schrift, ein griechisches Buch nach einer engländischen Uebersetzung anzuführen, und daß die Ungeschicklichkeit doppelt sey, wenn man nach diesem wieder ein englän-

engländischen, Doch noch einer deutschen Uebersetzung anführt. Wir haben auch nicht die Anführung der griechischen Urkunde, sondern eine deutsche profaische oder poetische Uebersetzung anzuführen vorgeschlagen, und die wider uns gemachte Beschuldigung wird eher nicht statt haben, als wenn wir des Aristoteles Dichtkunst, nach einer engländischen Uebersetzung anführen sollten. Das den, in Herr Duschs Note, das der Herr Verfasser des gelehrten Artikels als einen Druckfehler anzieht, haben wir auf der obangedachten Seite schon selbst dafür erkannt, und nur gewünscht, daß der Text deutlicher wäre, indem man alsdann eine solche Entschuldigung nicht nöthig haben würde. Was den Voratz zu tadeln anbetrifft, welchen der Herr Verfasser bey uns gefunden zu haben glaubt, so gestehen wir denselben gern ein, da ihn auch andere, und zwar unparteyische Kenner bemerkt haben, die aber auch zugleich gestanden, daß er nicht aus einer bloßen Neigung zu tadeln herrühre. Vielleicht ist der Voratz zu loben, den man schon längst an vielen deutschen periodischen Schriftstellern bemerkt, Schuld daran. Doch wir haben uns schon S. 6 und 7. der vorläufigen Nachricht hierüber erklärt; wir haben den Zorn derer, die nicht gern getadelt seyn wollen, vorausgesehen, und können ganz gelassen dabey seyn.

Die Beschuldigung, daß die Bibliothek sich bloß über die Werke der Dichter ausbreite, und die Beredsamkeit vorbegehe, wird durch den Augenschein widerlegt, indem in jedem Stück etwas vor-

kommt, das die Bereitsamkeit angehet, ob solches gleich eigentlich nicht gefodert werden könnte. Wollte man uns aber vielleicht tadeln, daß wir die in Deutschland so häufig herauskommende einzelne Casualreden und Predigten nicht anzeigen, so glauben wir besser zu thun, wenn wir von Schriftstellern schweigen, die beschwerlicher zu lesen als zu tadeln sind, oder die sich wider allen Tadel mit der Ausflucht schützen, daß sie nicht hätten berecht seyn wollen.

Bei den Vignetten zu den Gedichten des Hrn. von Hagedorn, haben wir S. 407 des ersten Bandes in der Anmerkung = diejenigen, welche der Herr von Hagedorn selbst bey einigen von seinen Oden und Liedern gesetzt hat; und die meistens theils aus alten geschnittenen Steinen entlehnet = sind = (des heißt die aus dem Montfaucon, Goussier und Agostino gewählt worden) von denen, die bey der neuen Ausgabe hinzugekommen sind, ausdrücklich unterschieden. Dieser Tadel wird also auch wegfallen.

Wenn das vor dem ersten Bande befindliche Bildniß des Herten von Hagedorn wirklich so abschrecklich wäre, als es dem Herten Verfasser in seiner Recension des zweyten Stück's geschienen hat, so möchte man sich wundern, wie ihm dieses nicht bey der Recension des ersten Stück's in die Augen gefallen sey. Inzwischen wird jedermann sehen, daß es einem ordentlich gestalteten Menschen, gleich siehet, dann über die Fehler in der Kunst, die etwa daran zu finden seyn möchte, scheint der Herte Verfasser nicht urtheilen zu wollen. Es hat das
mit

mit eigentlich folgende Bewandniß: Wir würden das Bildniß des Herrn von Hagedorn nicht gewählt haben, da uns bewußt war, daß es der neuen Ausgabe seiner Werke vorgesezt werden sollte, sondern es war für das erste Stüek das Bildniß eines andern berühmten Dichters bestimmt, und auch bereits gestochen; weil derselbe aber aus Bescheidenheit es verbat, und die Zeit zu kurz war, ein anders stechen zu lassen, so sah sich der Verleger genöthiget, das Bildniß des Herrn von Hagedorn aus den zuverlässigen Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften zu entlehnen; Der Spott über die darunterstehende Schrift wird also allenfalls nicht uns treffen, sondern demjenigen, der das Bildniß hat stechen lassen.

Wir haben also kürzlich die uns gemachte Beschuldigungen erzählen wollen, und wir tragen kein Bedenken, uns selbst auf Herrn Dusch zu berufen, daß er richte, wer Recht habe.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um die Liebe habet der Malerey zu ersuchen, dasjenige, was es wa an den Bildnissen, welche wir liefern, maulerisch unrichtig seyn sollte, nicht auf unsere Rechnung zu schreiben. Wir müssen die Bildnisse lassen, so wie wir sie von der Gürtigkeit unserer Freunde, erhalten, die wir hier billig mit Dank erkennen; Von der Aehnlichkeit können wir nicht alles zeit urtheilen, und ob man zwar leicht sehen kann, daß eine Kopfstellung verzeichnet sey, so ist es doch gewiß schwer, sie zu ändern ohne der Aehnlichkeit zu schaden. Der Verleger ist entschuldiget, wenn er für die Sauberkeit des Sticks sörget.

Zulezt

∴ Zuletzt können wir noch anmerken, daß wir von einer bestrittenen Stelle eines Gedichts, weil sie sehr klar ist, gänzlich schweigen, und an der Verteidigung, welche in eine gewisse gelehrte Zeitung eingerückt worden, ganz und gar keinen Antheil haben.

Anzeige der beträchtlichsten Druckfehler im vorigen Stücke.

§. 88. Z. 17. dieses liß des. (Dann die Reformation du Theatre, von welcher daselbst geredet wird, ist nicht, wie daselbst aus Irrthum gemeldet worden, von dem jüngern, sondern von dem alten, Ältern, Riccoboni.)
 §. 92. Z. 4 von unten: als er die Urschrift verstanden hätte, l. als sie die Urschrift verstanden haben.
 §. 119. Z. 6. feinern l. freiern. §. 202. Z. 3. von unten venetianisch l. neapolitanisch. §. 203. Z. 7 von unten Pitoni l. Pitoni. Eben daselbst Z. 2 von unten Minister l. Meister. §. 211. Z. 19 Landschaften l. Landschaftengrunde.

Druckfehler in diesem Stücke.

§. 243. Z. 8. nicht seyn liß — nicht zu seyn. Z. 17. Noch l. Doch. §. 255. Z. 15. Landschaften l. Leidenschaften. §. 264. Z. 3. Z. 8. Lobin l. Lubin. §. 271. Z. 15. Marotti l. Maratti. Z. 18. Kúpelszki l. Kúpenzki. §. 280. Z. 4 von unten Venertam l. Vernertam. §. 285. Z. 19. Manyoli l. Manyoki. §. 289. Z. 10. Marens l. Marles. §. 293. Z. 3. Z. 5. Z. 8. Z. 13. Keimer l. Keiner. §. 295. Z. 16. sehr länge l. seit einigen Jahren. §. 300. Z. 17. Müller l. Möller. §. 301. Z. 1. 2. Madem. l. Madame. §. 343. Z. 14. in l. nach. §. 345. Z. 15. ist das Wort Verfasser zu viel. §. 349. Z. 18. dicere l. docere.

3

DOE
CIRCULATE



NO 2151 4

THE BORROWER WILL BE CHARGED
THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION
IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO
THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST
DATE STAMPED BELOW.

STAC
CHANGED
RELEAS
RELEAS
RELEAS



CoLibri

Made in Italy



